



H. F.  
Peters

LOU

Das Leben der Lou  
Andreas-Salomé

Kindler



H. F. PETERS

# LOU

**DAS LEBEN DER LOU ANDREAS-SALOMÉ**

VERLEGT BEI KINDLER

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel «My Sister, My Spouse»  
im Verlag W. W. Norton & Company, Inc., New York

© Copyright H. F. Peters 1962  
© Copyright der deutschen Ausgabe 1964 by Kindler Verlag, München  
Einband: Dieter Vollendorf, München  
Druck: Bartels & Co., München • Bindearbeiten: Franz Spiegel, Ulm  
Printed in Germany 1964

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

DIESES BUCH WIDME ICH  
MEINER LIEBEN FRAU HELGA

## VORWORT

Anfang des Jahres 1937 starb in Göttingen eine ungewöhnliche, fast legendäre Frau. Sie war sechsundsiebzig Jahre alt und Witwe des Göttinger Orientalisten Andreas, aber weit besser war sie bekannt – geliebt und gehasst – unter ihrem Mädchennamen Lou Salomé. Sie starb in einem Haus am steilen Hang des Hainberges, hoch über der Stadt. Vom Balkon ihres Arbeitszimmers blickte man weit hinaus über das Tal der Leine und die bewaldeten Hügel am westlichen und südlichen Horizont. Über dreissig Jahre lang hatte Lou dieses Haus mit ihrem Gatten geteilt, ohne ihm anzugehören, und über dreissig Jahre lang hatte sie auf Göttingen – «berühmt für seine Universität und seine Würste» – mit herzlicher Gleichgültigkeit hinabgesehen. Die braven Bürger von Göttingen missgönnten Lou ihr eigenwilliges Sonderleben, und da sie nicht wussten, was sie von einer Professorenfrau halten sollten, die am geselligen Leben der Stadt keinen Anteil nahm, verbreiteten sie allerlei Gerüchte über sie. Es hiess, Lou gehe undurchsichtigen und gefährlichen Geschäften nach, sei oft auf Reisen in Begleitung fremder Herren und schreibe Bücher. Nein, eine gute deutsche Hausfrau war sie sicherlich nicht, die «Hexe vom Hainberg».

Es berührte die Göttinger deshalb wenig und überraschte sie wahrscheinlich auch nicht sehr, dass einige Tage nach Lous Tod ein Fahrzeug der Polizei auf Anordnung der Gestapo die Herzberger Landstrasse hinauffuhr und vor dem gerade leer gewordenen Haus anhielt. Die «Hüter der Ordnung» räumten Lous Bibliothek aus und warfen sie in den Keller des Rathauses. Die Hexe war tot. Aber die Hexenjagd fing an.

Die Gestapobeamten begründeten diese Beschlagnahme: Lou sei Psychoanalytikerin gewesen, habe die «jüdische Wissenschaft» praktiziert, wie es die Nazis nannten; ausserdem sei sie Mitarbeiterin und persönliche Freundin Sigmund Freuds gewesen, und ihre Bibliothek habe Bücher jüdischer Autoren enthalten. Diese Anschuldigungen entsprachen alle der Wahrheit. Lou war fast von Anfang an Mitglied der psychoanalytischen Bewegung. Mit dem ihr eigenen Elan nahm sie an den Kongressen und Zusammen-

künften teil, schrieb Artikel für Freuds Zeitschrift *Imago* und betätigte sich als eine der ersten Frauen psychotherapeutisch. Zwei Jahre vor Hitlers Machtergreifung hatte sie in einem Band mit dem Titel *Mein Dank an Freud* öffentlich ihrer Bewunderung für das Werk und die Person des Begründers der Psychoanalyse Ausdruck verliehen.

Diese Tätigkeit und ihre innere Einstellung war nicht dazu angetan, ihr bei den Machthabern des nazistischen Deutschland einen guten Ruf zu verschaffen. Man hatte sie aber in Ruhe gelassen, man hielt sie wahrscheinlich für zu alt und zu krank, um ernsthafte Beachtung zu verdienen. Wäre sie jünger gewesen, hätte es wohl Schwierigkeiten gegeben, denn die junge Lou war eine Rebellin gegen jede Autorität, eine eingefleischte Individualistin und Bilderstürmerin – eine der umstrittensten Gestalten ihrer Zeit. Ihre Freundschaft mit Nietzsche in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte einen Skandal ausgelöst, der von Rom bis nach St. Petersburg drang und in Bestrebungen gipfelte, sie durch die Polizei aus Deutschland auszuweisen und in ihre Heimat Russland zurückzuschicken. Aber auch diese Episode überstand Lou gleich vielen anderen in ihrem langen Leben mit vollkommenem Gleichmut. Weder die Drohungen ihrer Feinde noch die Bitten ihrer Freunde konnten sie einschüchtern; sie war entschlossen zu leben, wie es ihrer Natur entsprach, ohne sich um das Urteil anderer Menschen zu kümmern - in völliger Verachtung aller konventionellen Regeln.

Sie war Schriftstellerin; durch ihre Bücher über Nietzsche und Ibsen, ihre Romane, Erzählungen und Essays war sie berühmt geworden. In den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde ihr Name zusammen mit damals so bekannten deutschen Schriftstellerinnen wie Ricarda Huch und Marie von Ebner-Eschenbach genannt. Doch niemals betrachtete sie das Schreiben als ihre eigentliche Lebensaufgabe.

Ihre geniale Natur zog bedeutende Männer an, die sich oft leidenschaftlich an sie gebunden fühlten. Lou kannte Wagner und Tolstoj, Buber und Hauptmann, Strindberg und Wedekind, Rilke und Freud. Ihre Verleumder tuschelten, sie sammelte berühmte Männer, wie andere Gemälde sammelten, um sie in ihrer Privatgalerie aufzuhängen. Da aber ihre Verleumder zum grössten Teil Frauen waren, die sie als eine von der Natur begünstigte Rivalin beneideten, sind solche Beschuldigungen nicht ernst zu nehmen. Die meisten von Lous Freundschaften beruhten auf gegenseitiger Anziehung, denn sie war nicht nur eine sehr geistreiche und intelligente, sondern auch eine schöne Frau. Sie war gross und schlank und hatte so

strahlend blaue Augen, dass Helene Klingenberg sagte, «wenn Lou ins Zimmer trat, ging die Sonne auf»<sup>1</sup>.

Ihr silberblondes Haar, ihre kleine Stupsnase, vor allem ihr weicher, klar ausgeprägter, eigenwilliger Mund, faszinierten alle, die ihr begegneten. Ihr Charme und die Ausstrahlungen ihres Geistes weckten in den Männern, die sie liebten, schöpferische Kräfte. Einer ihrer Bewunderer sagte, Lou knüpfte eine leidenschaftliche Beziehung zu einem Mann an, und neun Monate später bringe der Mann ein Buch zur Welt<sup>2</sup>.

Gleich den grossen Hetären des Altertums wusste sie, dass zur Liebe viel mehr gehört als der blosse physische Akt, dass das Wichtigste immer die seelische Verbindung ist. Erst wenn die innigste geistige Affinität erreicht ist, können zwei Menschen in die Fülle der Liebe eintreten. Sie nahm das Wort «Hochzeit» wörtlich als die hohe Zeit, die zwei Menschen selbst gegen ihren Willen zu einer Umarmung führt, in der alle ihre Fähigkeiten intensiviert werden. Immer wieder knüpfte sie solche Beziehungen an, und immer wieder musste sie entdecken, dass ihre Liebespartner danach verlangten, einem Zustand Dauer zu verleihen, der ihr von Natur aus vorübergehend erschien wie Ebbe und Flut. Ihre Weigerung, ein Verhältnis fortzusetzen, wenn die Flut der Leidenschaft vorbei war, bedeutete für die Männer, die sie liebten, eine schreckliche Enttäuschung. Einige überwandten sie nie und brachen darunter zusammen, andere setzten sie in Kunstwerke um. «Wo sie hinkam», schrieb einer ihrer Kritiker, «erregte sie Wirbel und Ströme von Geist und Gefühl, unbekümmert wie der Sturzbach, ob sein Lauf Segen bringt oder Verwüstung. Eine Naturgewalt von mächtiger Ungebrochenheit, dämonisch urhaft, ohne alle weiblichen und fast ohne menschliche Schwächen – eine Virago, der zu einer antikischen Gestalt ein Stück wirklicher Humanitas fehlt, ein Wesen aus prähistorischer Vorzeit.»<sup>3</sup>

Lous Freunde würden einer solchen Charakterisierung heftig widersprechen. Denn sie schätzten in ihr eine sehr warmherzige, sehr menschliche und gänzlich unprätentiöse Frau mit ansteckendem Lachen und echtem Sinn für Humor. So antwortete sie der neugierigen Frau eines Kollegen ihres Mannes auf deren Verwunderung, dass Lou jedes Frühjahr Göttingen verliess: «Ja, Frau Professor, Sie haben ganz recht, es ist Frühlingfieber, das besondere Gefühl, das um diese Zeit über uns kommt. Leider habe ich es das ganze Jahr.»<sup>4</sup> Gerade das Menschliche war es, das ihre Freunde an ihr bewunderten, die selbstlose Hingabe an ihre Arbeit, ihre Vitalität und Lebensfreude. So sah sie Helene Klingenberg: «Sie geht durch dieses Leben, den Kopf ein wenig gesenkt, wie lauschend-hineinlauschend in alle Dinge,

die einen tiefen Glanz auf sie werfen, von dem die Augen ,wie zwei unergründlich verheissungsvolle Glücksgeheimnisse« reden.<sup>5</sup>

Ein Mensch, der «heimisch ist in der Freude», so fasste Lou selbst ihr Leben zusammen<sup>6</sup>. Und fragte sich doch: «Warum haben meine spontansten Handlungen so viel Unglück verursacht?»<sup>7</sup> Aber nicht lange grübelte sie über dieses Paradox nach; das Leben erschien ihr trotz allem herrlich und der Tod eine Rückkehr zu den Wurzeln des Seins. Dem Aufspüren dieser Wurzeln galt ihr lebenslanges Suchen. Sie widmete sich ihm strahlend, in sich selbst vertieft und völlig unberührt von den Leidenschaften, die sie weckte. Bis zur Schwelle des Todes arbeitete ihr Geist mit unverminderter Kraft, während ihr Körper allmählich den Krankheiten des Alters erlag. Als sie 1937 starb, war sie fast blind, aber sie besass noch immer jene Anziehungskraft des Geistes, die für die Männer und Frauen, denen sie in ihrem langen Leben begegnete, so schicksalhaft wurde.

Lous Autobiographie *Lebensrückblick* wurde 1951 veröffentlicht. Das Buch erregte trotz seines bedeutenden Gegenstandes keine grosse Aufmerksamkeit, denn es ist nicht leicht zu lesen. Ich fand es interessant, nicht so sehr wegen der Dinge, die Lou darin aussagt – dass sie eine ungewöhnliche Frau war, vermutete ich, nachdem ich erkannt hatte, von welcher ausschlaggebenden Bedeutung ihr Einfluss auf Nietzsche und Rilke war. Interessant vielmehr wegen der Dinge, die sie verschweigt. Bei diesem Buch muss man zwischen den Zeilen lesen. Diese, wie mir schien, absichtliche Mystifikation weckte meine Neugierde. Ich schrieb an Ernst Pfeiffer in Göttingen, den Herausgeber des *Lebensrückblicks*, und fragte ihn, ob ihm eine Biographie von Lou Andreas-Salomé bekannt sei. Er antwortete mir, dass es keine gebe, setzte aber hinzu, es sei auch keine vonnöten, da Lou alles, was über sie zu sagen sei, in ihrer Autobiographie gesagt habe. Dagegen wandte ich ein, dass eine Autobiographie im Stil des *Lebensrückblicks* und eine Biographie doch zweierlei seien und dass gewiss Anlass für eine objektivere Darstellung ihres Lebens bestehe, als Lou selbst sie gegeben habe, ja habe geben können. An diese Aufgabe, so teilte ich Pfeiffer mit, würde ich mich wagen, in der Hoffnung allerdings, dass er mir gestatte, Lous literarischen Nachlass einzusehen. Da Lou Schriftstellerin war, begann ich, mich mit ihren Werken vertraut zu machen: Es handelte sich um zwanzig Bücher und über hundert Aufsätze, Artikel und Rezensionen. Eine mühsame, aber lohnende Aufgabe, denn in ihren Romanen und Erzählungen, ihren Artikeln und Besprechungen verarbeitete Lou oft eigene Erlebnisse, die

ein beträchtliches biographisches Material lieferten. Ihre unveröffentlichten Manuskripte, Briefe und Tagebücher waren dagegen ein schwierigeres Problem. Die meisten, wenn auch nicht alle, befanden sich in Pfeiffers Besitz; nur zögernd gewährte er mir Einblick. Meine Bitte um Photokopien lehnte er grundsätzlich ab. Lous Nachlass war nur in Göttingen und in seiner Gegenwart einzusehen. Das tat ich im Herbst 1958.

Pfeiffer selbst hatte drei wichtige Bände herausgegeben: 1951 Lous *Lebensrückblick*, 1952 ihren Briefwechsel mit Rilke, der mir bei meiner Arbeit an meinem Rilke-Buch wertvolle Einsichten vermittelte, und 1958 Lous Freud-Tagebuch. Wieviel ich diesen Büchern und Pfeiffers vorzüglichen Kommentaren verdanke, zeigt der Anhang. Trotzdem hätte ich dieses Buch nicht schreiben können, wenn es mir nicht gelungen wäre, andere Quellen zu erschliessen durch Gespräche mit Menschen, die Lou persönlich gekannt haben. Wenn immer es möglich war, habe ich sie aufgesucht; sie waren fast ausnahmslos bereit, mir ihr Wissen zur Verfügung zu stellen. Ich möchte ihnen allen hier meinen Dank aussprechen. Ich habe mich ernsthaft bemüht, den Darstellungen, die sie mir gaben, treu zu bleiben, aber ich übernehme natürlich die alleinige Verantwortung für die Form, in der sie in meinem Buch erscheinen. Es wäre schwierig, wenn nicht unmöglich, hier anzugeben, was ich jedem Einzelnen im Besonderen schulde, oder die Phasen in Lous Leben zu erwähnen, die sie mir zu erhellen halfen.

Ich muss mich daher begnügen, ihre Namen zu nennen: Martin Buber und Lea Goldberg, Jerusalem; Professor Poul Bjerre, Stockholm; Josef Meidl, Wien; Sylvia Koller und ihr Bruder, Niederösterreich; Professor Karl Schlechta und Tilly Wedekind, München; Ellen Delp, Insel Reichenau; Professor H. Lommel, Prien; Professor Victor v. Gebattel, Bamberg; die Professoren Ewig, König und Kühnel und Frau Klein in Göttingen; Professor W. Lentz, Hamburg; Anna Freud und E. M. Butler, London, und Franz Schoenberner, New York.

Besonderen Dank schulde ich Sylvia Koller für die Überlassung einer Anzahl unveröffentlichter Briefe von Lou an ihre (Sylvia Kollers) Mutter sowie für ihre und ihres Bruders Darstellung der Rolle, die Dr. Friedrich Pineles in Lous Leben spielte. Die Tatsache, dass Dr. Pineles jahrelang ein vertrauter Freund war, hat Lou weder im *Lebensrückblick* noch Pfeiffer in seinem Kommentar erwähnt. Das gleiche gilt für Poul Bjerre, den bekannten schwedischen Therapeuten, der Lou bei Freud einführte und ebenfalls eng mit ihr befreundet war. Von ihm habe ich aus erster Hand tiefe Einblicke in Lous Wesen empfangen. Ganz ohne Bitterkeit und mit

einer wohltuenden menschlichen Offenheit erzählte mir Bjerre von seinen Erfahrungen mit Lou und erhellte wie kein zweiter einen wichtigen Aspekt ihrer Persönlichkeit. Was die Verwendung vertraulicher mündlicher Informationen betrifft, so machte ich es mir zur Regel, sie durch mindestens zwei unabhängige Quellen bestätigen zu lassen. Ich hoffe, dass mich diese Methode von dem Vorwurf befreit, bedenkenlos auf bloße Gerüchte gehört zu haben. Einige Phasen in Lous Leben – wie etwa ihre unterbrochene Schwangerschaft – sind schwer zu belegen. Als ich sie in Miss Butlers Buch über Rilke zum erstenmal erwähnt fand, war ich geneigt, sie als unbewiesen abzutun. Auch nachdem ich mit Miss Butler in London persönlich darüber gesprochen und das Beweismaterial eingesehen hatte, das mir Professor Eudo C. Mason aus Edinburgh zur Verfügung stellte, war ich noch nicht überzeugt. Als aber vier Zeugen den in Frage kommenden Mann nannten und den ungefähren Zeitpunkt des für Lou so tragischen Geschehens, glaubte ich es nicht länger übersehen zu können. Auch wenn meine Darstellung nicht in allen Einzelheiten stimmt und notwendigerweise unvollständig ist – ich habe die Frage offengelassen, ob Lous Schwangerschaft absichtlich oder unabsichtlich unterbrochen wurde –, bin ich überzeugt, dass sie der Wahrheit sehr nahe kommt.

Wahrheit – was ist Wahrheit? «Menschenleben – ach! Leben überhaupt – ist Dichtung», schrieb Lou<sup>8</sup>. Ihr eigenes, mit solcher Intensität gelebtes Leben stellt für den Biographen ein besonderes Problem dar, denn er sucht oft vergebens nach den äusseren Äquivalenten, den täglichen Ereignissen, die Licht werfen auf das innere Geschehen. In seinem Bemühen, ein klares, überzeugendes Porträt zu zeichnen, läuft er Gefahr zu vereinfachen. Um sich vor dieser Gefahr zu schützen, muss er sich ein Sprichwort des Ostens zu Herzen nehmen. «Der Mond», sagt der Orientale, «hat viele Gesichter.» Auch Lou Salomé hatte viele Gesichter. Ihr Bild erscheint in einer verwirrenden Vielfalt von Formen und Farben. Im Zerrspiegel der Liebe und des Hasses, der Begeisterung und der Verzweiflung, wirkt es oft wie eine Karikatur der Wirklichkeit. Eines ist sicher: Lous Bild passt nicht in einen einzigen Rahmen.

Ihr langes und stürmisches Leben gleicht einer Galerie von Bildern, die von ihrer Geburt im zaristischen Russland bis zu ihrem Tod im nationalsozialistischen Deutschland reicht. «Voilà un homme», sagte Napoleon, als er Goethe begegnete. Um Lou Salomé vorzustellen, kann ich nur sagen: «Voilà une femme.»

**ERSTER TEIL**

**EINE KINDHEIT IN RUSSLAND**

**1861–1880**

# 1

## DIE SALOMÉS VON ST. PETERSBURG

Salomé: Der Name beschwört widerspruchsvolle Bilder von Leidenschaft und Frömmigkeit. Er erinnert an die Prinzessin Salomé, deren Tanz der sieben Schleier die Leidenschaft des Königs Herodes so sehr entfachte, dass er ihr alles versprach, was ein Herz begehren konnte, «bis an die Hälfte meines Königreiches». Sie aber forderte das Haupt des Täufers Johannes, und «der König war betrübt, doch um des Eides willen wollte er sie nicht lassen eine Fehlbitte tun». Weniger bekannt ist eine andere Salomé, die zusammen mit Maria Magdalena und Maria, der Mutter des Johannes, zum Grabe Christi ging, um den Leichnam des Heilands zu salben. Mit Schrecken blickten sie dort in ein leeres Grab. «Und sie gingen hinaus und flohen von dem Grabe; denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen.» Der Ursprung des Namens Salomé ist das hebräische Wort *Schalom*. Es bedeutet «Frieden» – ironischerweise, möchte man sagen, denn das Leben der biblischen Salomé war alles andere als friedlich. Das ihrer modernen Namensvetterin Lou Salomé liest sich wie ein die Zeiten auslöschendes Spiegelbild jener widerspruchsvollen Eigenschaften, an die der Name erinnert. *Nomen est omen*. Auch Lou Salomé weckte die Leidenschaften in männlichen Herzen, auch sie erlitt den Schrecken des «leeren Grabes», als sie den Glauben an Gott als eine lebendige Gegenwart verlor. Gleich einem Lichtbogen überstrahlte ihr heller Geist das Leben vieler – und verdunkelte viele Leben, da er nach Gutdünken aufleuchtete und verlöschte. In sich kreisend, in sich selbst vertieft, ging sie durchs Leben, fast ohne sich ihres schicksalhaften Einflusses bewusst zu sein: eine *femme fatale* wider Willen.

Lou – oder Louise, wie ihr Taufname lautete – wurde am 12. Februar 1861 in St. Petersburg geboren. Ihre Geburt fiel fast auf den Tag genau mit einem der bedeutendsten Ereignisse in der modernen russischen Geschichte zusammen: der Aufhebung der Leibeigenschaft. Überall im Lande herrschte damals grosse Freude, denn nach Jahrhunderten des Kampfes

hatte der russische Bauer endlich das Joch des Frondienstes abgeschüttelt. Überall läuteten Freiheitsglocken, überall war die traditionelle Einteilung der Gesellschaft in Herren und Sklaven fragwürdig geworden. Unter dem aufgehenden Stern der Freiheit ist Lou geboren worden. Und Hölderlin sagt:

«Denn  
wie Du anfangst, wirst Du bleiben,  
soviel auch wirket die Not  
und die Zucht; das meiste nämlich  
vermag die Geburt» . . .<sup>9</sup>

Lous Vater, Gustav von Salomé, war russischer General, hatte den Romanows lange und treu gedient und eine hohe Stufe auf der hierarchischen Leiter seines Berufes erklommen. Bei Lous Geburt besaßen die Salomé eine Dienstwohnung in dem grossen, halbmondförmigen Gebäude des Generalstabs, dem Winterpalais gegenüber. Dort, umgeben von der Pracht und dem Pomp des kaiserlichen Russland, kam Lou zur Welt.

Ihrer mit Spannung erwarteten Ankunft war mehr vorausgegangen als das übliche Rätselraten, ob es ein Junge oder ein Mädchen sein würde. Da bereits fünf Brüder geboren waren, sprach die Wahrscheinlichkeit zugunsten eines weiteren Sohnes. Der General hatte sich allerdings schon lange eine Tochter gewünscht, als taktvoller und höflicher Mann solche Hoffnungen jedoch nie laut geäussert oder mit seinen 57 Jahren bereits auf gegeben. Selbst Frau von Salomé glaubte an einen Sohn, ja als klare und zielbewusste Frau erhoffte sie sich ihn, der das halbe Dutzend Söhne vollendete, die männliche Nachfolge nicht unterbrochen, keine Konfusion in dem ausgesprochen männlichen Haushalt gestiftet hätte und sicher leichter zu erziehen gewesen wäre als ein Mädchen. Die Überlegungen der *Generalscha* sollten sich als richtig erweisen: es stellte sich bald heraus, dass ihre einzige Tochter entschieden schwerer zu erziehen war als ihre fünf Söhne.

Doch als sich die Spannung löste und bekannt wurde, dass Frau von Salomé von einer gesunden Tochter entbunden worden war, brach Lachen und Jubel aus in den hochräumigen Sälen und Fluren des Generalstabsgebäudes. Von allen Seiten trafen Glückwünsche ein; sogar der Zar schickte eine Botschaft, und das Ereignis wurde in den russischen und deutschen Zeitungen der Hauptstadt gebührend gewürdigt.

Die deutschen Zeitungen erwähnten es, weil General von Salomé, wie viele hohe Offiziere der kaiserlich-russischen Armee, deutscher Abstammung

war. Genauer gesagt: die Salomés lebten seit Generationen in den deutsch-sprechenden Grenzlanden Russlands, dem Baltikum, stammten aber, wie der Familienname andeutet, aus dem romanischen Raum, ursprünglich von Hugenotten, die während der religiösen Verfolgungen des sechzehnten Jahrhunderts aus ihrer Heimat vertrieben worden waren. Ihre Ahnen lebten – nach einer Überlieferung – in Avignon und gehörten dem niederen französischen Adel an. Wie Rilke, ein emsiger Forscher in adeliger Abkunft, mit einer nicht nachweisbaren Angabe später in einem Brief an Lou bemerkte, waren die Salomés «Enkel oder Söhne des Notars André Salomé, der unter dem ersten manvilleschen Gouverneur seine Denkwürdigkeiten geschrieben hat»<sup>10</sup>.

Während der ersten Zeit ihres Exils hatten sich die Ahnen der Salomés in Strassburg niedergelassen, ehe sie sich dem Zug nach Osten anschlossen und wie viele ihrer Glaubensgenossen in den Dienst des Königs von Preussen traten. Als überzeugte Verfechter der preussischen Ideale von Disziplin, Gehorsam und Pflichterfüllung halfen sie, die grossen Güter der ostelbischen Junker zu verwalten, hielten aber dabei an vielen ihrer französischen Traditionen fest. Lou berichtet, in ihrer Kindheit sei oft von dem «kleinen Versailles» in Mitau und Windau gesprochen worden<sup>11</sup>. Von dort zog die Familie ihres Vaters zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts nach St. Petersburg. Auch dieser Umzug entsprach einer allgemeinen Entwicklung: im Bestreben, ihr Land mehr und mehr nach westlichen Vorbildern auszurichten, suchten die russischen Herrscher Ausländer in ihre Dienste zu verpflichten. Deutsche und Franzosen waren besonders willkommen. Sie erhielten hohe Stellungen in der zivilen und militärischen Verwaltung Russlands und waren in der russischen Gesellschaft mit Vorrechten ausgestattet. Verständlicherweise erregte dies Unwillen unter den Russen, vor allem in der Intelligenzschicht, deren antiwestliche und slawophile Neigungen immer stärker hervortraten. Schriftsteller wie Dostojewskij und Tolstoj rühmten die Tugenden der russischen Volksseele und schufen die *mystique* des Muschiks, des einfachen, aber grossherzigen russischen Bauern. Nach ihrer festen Überzeugung gehörte trotz seiner mangelhaften Bildung, seiner Rückständigkeit und seiner Primitivität die Zukunft Russlands ihm und nicht den überheblichen Ausländern, die der Zar begünstigte. So umspülte während Lous Jugend eine Woge der Unzufriedenheit die kosmopolitische Insel St. Petersburg, für das Kind in ihrer Bedeutung natürlich unklar, aber vielleicht ferne zu ahnen, wenn es das sorgenvolle Gesicht seines Vaters sah.

Gustav von Salomé war sechs Jahre alt, als im Jahre 1810 seine Familie nach St. Petersburg zog, in der Hoffnung, dort wieder das Vermögen zu erwerben, das sie durch Napoleons Sieg über Preussen drei Jahre vorher verloren hatte. Die Zeit für die Umsiedlung war schlecht gewählt, denn kaum hatten sich die Salomé in der russischen Hauptstadt niedergelassen, als Napoleon in Russland einfiel. Der korsische Eroberer hatte dem «byzantinischen Griechen», wie er Alexander I. nannte, Vergeltung geschworen, weil der Zar sich geweigert hatte, der Kontinentalsperre beizutreten. Während das übrige Europa den unwiderstehlichen Vormarsch der *Grande Armée* mit Furcht oder Freude verfolgte, raffte sich das russische Volk zur Verteidigung seines Vaterlandes auf. Sogar die Ausländer wurden von der Welle des Patriotismus erfasst, und kaum einer heftiger als der junge Salome. Voll Spannung und Erregung lauschte er den Erzählungen von den Heldentaten im Kampf um Moskau und identifizierte sich mit dem Schicksal des «Heiligen Mütterchens Russland». Russland war sein Vaterland, ihm wollte er dienen und notfalls sein Leben opfern. Die überschwengliche Begeisterung nach dem Sieg über Napoleon war sicher mitbestimmend dafür, dass er schon früh in das russische Heer eintrat. Mit seiner ungewöhnlichen Begabung stieg der Jüngling rasch auf und wurde mit fünfundzwanzig Jahren bereits zum Oberst befördert. Beim polnischen Aufstand von 1830/31 trat er besonders hervor und wurde für seine Tapferkeit beim Sturm auf Warschau ausgezeichnet. Seine militärischen Leistungen erregten die Aufmerksamkeit des Zaren Nikolaus I. Er wurde als dessen Günstling in den Erbadel erhoben, im Laufe seiner glänzenden Karriere in den Generalstab berufen, zum Staatsrat befördert und unter Alexander II. zum Inspekteur der Armee ernannt.

Diesen Aufstieg verdankte er jedoch nicht nur dem Zufall seiner Geburt; Lous Vater hätte sich in jeder Gesellschaft erfolgreich ausgezeichnet. Er war ein tapferer, ritterlicher Mann, ein Gentleman von Geblüt, willensstark und fest verwurzelt im reformierten Glauben, dabei keineswegs steif oder schwerfällig. Spuren des gallischen Temperaments seiner Ahnen zeigten sich vor allem in plötzlichen Gefühlsausbrüchen. Er war für seine Heissblütigkeit bekannt wie später seine Tochter. Gleich ihr fühlte er sich zu hervorragenden Menschen hingezogen. Lou erwähnt, er habe, der Generation Lermontows zugehörig, Puschkin zu seinen Freunden gezählt.

Er war breitschultrig, von grosser Gestalt, mit straffer Haltung, ein warmherziger Aristokrat, der nach dem Motto lebte: *noblesse oblige*. Wenn er die Galauniform eines russischen Gardeoffiziers mit Säbel und Ordens-

schmuck trug, war er eine eindrucksvolle Erscheinung, die die Blicke der Damen auf sich zog. Aber General Salomé war kein Frauenheld. Ein angeborenes Gefühl für Würde und Anstand hielt ihn in seiner Jugend von leichtsinnigen Liebesabenteuern fern. Nach seiner späten Heirat im Jahre 1844 lebte er nur für seine Familie. Die Liebe zu seiner neunzehn Jahre jüngeren Gattin war sprichwörtlich: wann immer sie einen Raum betrat, stand er auf, eine ritterliche Geste, die seine Kinder tief beeindruckte. Auch sie standen auf und unterbrachen ihre kindlichen Spiele, wenn die Mutter erschien. Da sie sehr lebhaftes Kinder waren – Lou spricht von «Emigrantenblut» –, verblüffte dieser plötzliche Wechsel von spielerischer Sorglosigkeit zu ernster Höflichkeit ihre Spielkameraden gewaltig, denn man wusste nie, was in den Salomé's vorging. Als der General einen Namen für seine Tochter, das letztgeborene und meistgeliebte seiner Kinder, wählen musste, schien ihm nur einer passend: Louise – der Name seiner Frau.

Louise von Salomé, geborene Wilm, war die Tochter eines reichen Zuckerfabrikanten norddeutscher und dänischer Abstammung. Im Jahre 1823 in St. Petersburg geboren, war sie teils dort, teils im Ausland so erzogen worden, wie es sich für eine junge Dame ihres Standes schickte. Das zierliche, blondhaarige Mädchen mit blauen Augen, immer korrekt in Kleidung und Gebaren, reifte zu einer energischen jungen Frau heran. Gleich vielen Mädchen ihrer Generation führte sie ein Tagebuch, dem sie ihre intimsten Gedanken anvertraute. Es enthält Reflexionen über Leben und Tod, religiöse Meditationen und Aphorismen. Auf deutsch, französisch und russisch in ausserordentlich sauberer Handschrift niedergeschrieben, sind diese Aufzeichnungen weniger wegen der Tiefe ihrer Gedanken als vielmehr wegen der Präzision des Ausdrucks bemerkenswert. Ihr Tagebuch weist Louise Wilm als ein gewissenhaftes Mädchen aus, das über die Probleme des Lebens urteilsfähig und unsentimental nachdachte.

Sie verlor beide Eltern sehr früh und wurde von ihrer Grossmutter erzogen. Als diese ebenfalls starb, hatte Louise Wilm, noch nicht zwanzig Jahre alt, einem grossen Haushalt vorzustehen und erwies sich trotz ihrer Jugend als ausgezeichnete Wirtschaftlerin. Besonders diese Fähigkeit war es, die den General von Salomé zu ihr hinzog. Als Bewunderer hauswirtschaftlicher Tüchtigkeit – ein Talent, das in Russland nicht eben häufig zu finden ist – begegnete ihm in Louise Wilm endlich eine Frau, die seinem Ideal entsprach.

Sie war einundzwanzig Jahre alt, als sie den General heiratete. Zweifellos

liebte sie ihn, aber stärker noch empfand sie für ihren angesehenen Gatten hingebungsvolle Achtung. An ihrem Hochzeitstag notierte sie in ihr Tagebuch, sie wolle fortan ihr Leben ihrem Gatten, ihrer Familie und Gott – in dieser Reihenfolge – widmen. Und diesem Vorsatz ist sie bis an ihr Lebensende treu geblieben.

Frau von Salomé erkannte sehr wohl die Mängel der Gesellschaft, in die sie hineingeboren war. Gleich ihrem Gatten spürte sie die revolutionären Erschütterungen im zaristischen Staatskörper; teilte wohl auch den Wunsch des russischen Volkes nach sozialer Gerechtigkeit, aber ihr tiefeingewurzelter Sinn für Pflicht und Ordnung hielt ihre revolutionären Sympathien in Schach. Während der neunzig Jahre ihres Lebens hielt sie an der Überzeugung fest, dass es gewisse fundamentale, von Gott gesetzte Wahrheiten gibt, die der Mensch nicht in Frage stellen darf. Dazu gehörte die Ansicht, dass eine Frau am besten zu Hause und bei der Familie ihre Aufgaben erfülle. Sie konnte nicht verstehen, warum so viele Frauen der Generation ihrer Tochter das Schlagwort von der Emanzipation im Munde führten und bereitwillig auf ihre natürlichen Rechte als Frauen und Mütter verzichteten, um des zweifelhaften Privilegs willen, im Berufsleben mit Männern wetteifern zu können. Zwar leugnete sie nicht das Recht der Frauen auf Freiheit und Gleichberechtigung, bezweifelte aber, dass es klug sei, eine für sie bedeutungslose Freiheit zu fordern.

Als das Freiheitsfieber der Zeit sogar ihre eigenen Kinder befiel, schüttelte sie traurig und verständnislos den Kopf, war aber immer bereit, ihre Kinder gegen jede Kritik der Aussenwelt in Schutz zu nehmen, wie sehr sie auch insgeheim ihre Ideen missbilligte. Ihre starke mütterliche Liebe beschützte sie alle, besonders ihre eigensinnige junge Tochter, deren rebellisches Temperament ihr im stillen grossen Kummer bereitete. Bereits der Umstand, dass eine Tochter eingetroffen war statt des erwünschten Sohnes, kam ihr wie eine Art von Trotz vor. Aber sie achtete darauf, dass kein Aussehenstehender die Spannung zwischen ihr und Lou – oder «Ljola», wie sie das Kind nach der russischen Form des Namens nannte – bemerkte. Äusserlich jedenfalls blieb der Friede im Haushalt der Salomé ungetrübt.

Frei von solchen untergründigen Spannungen war das Verhältnis des Generals zu seiner jungen Tochter. Im Gegenteil: ein heimliches Band der Zärtlichkeit verknüpfte Lou mit ihm. Es blieb vor der Familie verborgen und besonders vor der *Generalscha*, die jede laute Gefühlsäusserung missbilligte. Schrieb jedoch der General von einer seiner zahlreichen Inspektionsreisen an seine Gattin, so standen am Ende seiner Briefe zuweilen die

Sätze: «Küsse mir unser kleines Mädchen» und «Denkt sie wohl ab und zu noch an ihren alten Papa?»<sup>12</sup> Etwas von dieser Zärtlichkeit strahlt aus einem alten Foto, das Lou auf einem Geländer sitzend darstellt, während hinter ihr der Vater steht. Der General, mit Gehrock und schwarzer Krawatte, hält sein Töchterchen liebevoll fest, mit dem Ausdruck stillen Glücks auf dem bärtigen Gesicht. Er war Anfang der Sechzig, als dieses Bild aufgenommen wurde, Lou etwa drei Jahre alt; ein schönes Kind mit dem Gesicht eines schelmischen Engels. Sie geben sich heimlich die Hände, und man spürt die Zärtlichkeit, die sie vereint.

Der General trat nach aussen hin voll Autoritätsbewusstsein auf, war jedoch gegenüber seiner Tochter ungewöhnlich nachsichtig. Sehr zum Ärger seiner Frau neigte er dazu, bei jedem häuslichen Streit Lous Partei zu ergreifen. Als sie sich einmal darüber beklagte, dass ihr schwerfalle, in der Schule Russisch zu lernen, da zu Hause deutsch und französisch gesprochen werde, durfte sie auf dieses Unterrichtsfach verzichten. Augenzwinkernd setzte der Vater hinzu: «Schulzwang braucht die nicht».<sup>13</sup> Und er sollte recht behalten – Lou war zur Autodidaktin geboren.

Lou ihrerseits tat alles, um ihrem Vater zu gefallen. Der Gedanke, sie könne ihm weh tun, und sei es auch nur unabsichtlich, war ihr unerträglich. Als acht- oder neunjähriges Mädchen wurde sie einmal auf dem Schulweg von Jimka, dem kleinen Hund der Familie, gebissen, achtete nicht weiter darauf und verschwieg es, um den geliebten Hund seiner Bestrafung zu entziehen. Mit Schrecken hörte sie nach ihrer Rückkehr, dass Jimka auch einen der Dienstboten des Hauses gebissen hatte und wegen Anzeichen von Tollwut getötet werden musste. Der Hausarzt wollte abwarten, ob die Krankheit übertragen worden sei. Auf Lous bange Frage nach den Symptomen nannte der Arzt ihre Wasserscheu und Schaum vor dem Mund der Kranken und fügte hinzu, dass man versuche, seinen besten Freund zu beißen. Lou schrieb später: «Ich erinnere mich der entsetzten Überzeugung in mir – als des Schrecklichsten, was bevorstände: ‚Ich werde Papa beißen‘.»<sup>14</sup>

Das Verhältnis zu ihrer Mutter war offenbar weniger gefühlsbetont. Mit entwaffnender Heiterkeit erzählt sie die Anekdote, wie sie in ihrer frühesten Kindheit einmal ihre Mutter an die See begleitete und ihr beim Schwimmen zusah. Plötzlich habe sie ihrer Mutter zugerufen: «Ach, liebe Muschka, ertrink doch mal!» Auf das herzliche Lachen ihrer Mutter: «Aber Kind, dann bin ich ja ganz tot!» habe sie laut und fröhlich zurückgerufen: «Nitschewo!» («Macht nichts!»)<sup>15</sup>

Es besteht kein Zweifel: Lou verehrte ihren Vater. Die grösste Freude in der Kindheit bereitete es ihr, Arm in Arm mit ihm über die breiten Boulevards und durch die öffentlichen Parks von St. Petersburg spazierenzugehen. Galant bot er ihr seinen Arm, sie ergriff ihn voll Stolz und versuchte, seinen gemessenen Gang nachzuahmen, indem sie selbst grosse Schritte machte. Nie sprach er von oben herab zu ihr und benahm sich genauso ritterlich wie zu seiner Frau.

Einmal wurden sie auf einem Spaziergang von einem Bettler angesprochen, als ihr der General eben eine silberne Zehn-Kopeken-Münze gegeben hatte. In ihrer impulsiven Art wollte sie die ganze Münze dem Bettler geben, wurde aber vom Vater, der ihr den Wert des Geldes veranschaulichen wollte, daran gehindert. Er zeigte ihr die rechte Güterteilung, wechselte das Silberstück in zwei gleich glänzende Fünf-Kopeken-Münzen und lehrte sie mit ernster Miene, redlich und genau mit dem Bettler zu teilen. Und genauso ernsthaft überreichte sie eine der Münzen dem Armen, der zweifellos den Vorgang erstaunt und belustigt verfolgte.

Das Glücksgefühl, das Lou in der Gesellschaft ihres Vaters empfand, steigerte sich zur Wonne, wenn sie krank war und er sie auf den Arm nahm. Daher stellte sie sich bisweilen krank, nur um von ihm hochgehoben zu werden. Wenn er die Täuschung bemerkte, gab er sich zornig, setzte sie nieder, hob ihr Röckchen hoch und tat, als ob er sie mit einer Birkenrute züchtige. In solchen Augenblicken war ihre Liebe grenzenlos. Mit Tränen in den Augen flehte sie ihn an, sie noch weiter zu bestrafen; abends dann bat sie Gott, ihrem Vater nicht böse zu sein, da er ihr ja wirklich nicht sehr weh getan habe. Und sie zweifelte nicht daran, dass Gott sie verstand.

Diese starke Zuneigung zum Vater hat Lous ganzes Leben beeinflusst. Das Bild des freundlichen alten Mannes, dessen Liebe sie im eindrucksfähigsten Lebensalter umgab, verschmolz in ihrem Herzen ganz unmerklich mit dem Bild eines freundlichen, väterlichen Gottes, an den sie sich stets wenden konnte, wenn sie Trost und Hilfe brauchte. Er forderte nie etwas von ihr, war aber immer für sie da. So prägte sich in ihrem Unterbewusstsein das Bild des Mannes vornehmlich als eines Beschützers; es beeinflusste alle ihre Beziehungen zum Mann.

War zwar Lous Vater der herrschende Gott ihres Kinderhimmels, so darf doch nicht ausser Acht gelassen werden, dass sie die empfänglichsten Jahre ihres Lebens in der Gesellschaft ihrer Brüder verbrachte. Zwei der fünf starben früh; die drei, mit denen sie aufwuchs, behandelten sie immer als die «kleine Schwester», deren Launen man verstehen und verzeihen musste.

Alle waren sie sehr lebhaft, vorweg Lou, die gar nicht als «kleines Mädchen» angesehen werden wollte und viel lieber an den wildesten Streichen ihrer Brüder teilnahm. So hallten die zeremoniellen Räume des Generalstabsgebäudes oft von den Schreien und dem lauten Lachen der jungen Salomé's wider. Ein beliebtes Spiel war Schlitten fahren auf den Parkettböden, wobei Lou das Pferd darstellte. Ausgelassen galoppierte sie im Zimmer umher, angefeuert von den «Hüh»- und «Hott»-Rufen ihrer Brüder. Ihr Herz klopfte vor Stolz, wenn sie ihr bewundernd bestätigten, sie sei das schnellste Troikapferdchen in ganz Russland.

Bisweilen missbilligten die Brüder aber auch ihr wildes Benehmen. Sehr zu Lous Ärger wurde sie gezwungen, einen Knicks zu machen, wenn der Zar an ihrer Sommerresidenz im Petershof vorbeiritt. Und einmal war Lou über den ungebetenen Rat ihres Bruders Eugen, sich doch ein wenig damenhafter zu benehmen, so aufgebracht, dass sie ihm ein Glas mit heisser Milch an den Kopf werfen wollte. Eugen duckte sich, die Milch spritzte über Lou selbst und verbrannte ihr Arme und Gesicht. «Siehst du», sagte Eugen ruhig, «genau so meinte ich's, wie es geht, wenn man's falsch macht.»<sup>16</sup> Nicht selten ereigneten sich solche Szenen, denn alle vier Salomé-Kinder waren heissblütig, scheuten sich nicht, für ihr Recht zu kämpfen, und beugten sich allein dem General ohne Murren. Sein Wort war Befehl, er regierte die Familie wie ein alttestamentarischer Patriarch. Als sich die Frage erhob, was seine Söhne werden sollten, traf er die Entscheidung.

Als der General 1879 starb, wurde Lous ältester Bruder Alexander, Sascha genannt, ein gütiger, aber ebenso energischer Mann wie der Vater, offizielles Familienoberhaupt. Lou bemerkt, er habe das ansteckendste Lachen gehabt, das sie je gehört habe. Er sorgte jahrelang für sie, versah sie mit Geld, als sie ihr Vaterland verlassen hatte und in Deutschland ansässig geworden war, liess es auch nie an guten Ratschlägen mangeln – auf die sie meistens allerdings nicht hörte. Dennoch wusste sie, dass ihr Sascha helfen würde, wenn immer sie in Not war. Daher rührt ihr Schrecken, als sie das Telegramm mit der Nachricht seines plötzlichen Todes erhielt. Sie war damals schon in den Fünfzigern und war durch den Ersten Weltkrieg von ihrer Familie getrennt. Aber ihre erste Reaktion war der Gedanke, dass sie nun wirklich allein und «schutzlos» sei.

Ihr zweiter Bruder, Robert von Salomé, «der eleganteste Mazurkatänzer bei unseren winterlichen Hausbällen»<sup>17</sup>, ein sehr sensibler junger Mann, wäre gern wie sein Vater zum Militär gegangen. Aber der General sprach sich dagegen aus. Er war zutiefst enttäuscht von der wankelmütigen Poli-

tik Alexanders II. und lehnte es ab, dass seine Söhne in seine Fusstapfen traten. Robert ergriff daher den Ingenieursberuf, in dem er sich auszeichnete. Wie Sascha heiratete er seine Jugendliebe, liess sich in St. Petersburg nieder und gründete eine grosse Familie. Als einziger von Lous Brüdern überlebte er den Ersten Weltkrieg, verlor aber wie die meisten Angehörigen seiner Gesellschaftsklasse durch die bolschewistische Revolution alles, was er besass; alles, ausser der Liebe zu seiner Heimat. Völlig mittellos, fand er mit Frau und Kindern Unterschlupf auf dem Dachboden seines Landhauses, das jetzt einem früheren Dienstboten gehörte, der sich ihrer erbarmte. Lou weinte, als sie in einem inmitten der Revolution geschriebenen Brief ihres Bruders las, dass die Menschlichkeit dieses analphabetischen Bauern trotz aller Schrecken der Zeit nicht gelitten hatte. Sie selbst verfolgte die grosse Weltenwende in Russland mit einem Gefühl mitleidender Hoffnung.

Ein Hauch des Mysteriösen umgab Lous Bruder Eugen – ein grosser, schlanker Jüngling, der, obwohl keineswegs gut aussehend, «bei Frauen trotzdem die tollsten Leidenschaften erregte»<sup>18</sup>. Im Gegensatz zu seinen Brüdern heiratete er nicht. Eine seltsame Vorliebe für etwas makabren Humor zeichnete ihn aus. Lou erinnerte sich, dass er bei einem Hausball einmal an ihre Stelle trat, indem er sich als Frau verkleidete, Perücke und Korsett trug und die Nacht mit verliebten jungen Offizieren durchtanzte, die hinter der Ballschönen niemals einen Mann vermutet hätten. Damals belustigte sich Lou darüber, merkte später jedoch, dass nicht einfach die Freude am unschuldigen Spass sich ihren Bruder bei diesen und anderen Gelegenheiten so exzentrisch benehmen liess, sondern eine dämonische Natur ihn zu solchen Streichen anzutreiben schien. Ihre Zuneigung für ihn als den Lieblingsbruder beweist vielleicht, dass auch sie derartige Regungen spürte. Eugen wollte in den diplomatischen Dienst treten, fand aber trotz seiner offensichtlichen Eignung nicht die Zustimmung des Vaters, der seinen jüngsten Sohn stattdessen zum Arzt bestimmte. Eugen fügte sich dem Wunsch des Generals, studierte Medizin und genoss später als Kinderarzt in der russischen Hauptstadt grosses Ansehen. Kaum vierzig Jahre alt, starb er an Tuberkulose; wie Lou bemerkt, weinte eine Herzogin an seinem Grabe.

Die wenigen Seiten, die sie im *Lebensrückblick* ihren Brüdern widmet, atmen eine Gefühlswärme aus, die mehr als Worte das innige Verhältnis der Geschwister zueinander zeigt. Wenn sie auch schon früh getrennte Wege gingen, so hatte doch die gemeinsame Kindheit ein unzertrennliches

Band geschmiedet, das ihr Leben bestimmte. Hervorzuheben ist, dass Männer ihr jugendliches Gemüt besonders beeinflussten: ihr Vater und ihre Brüder. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich die männliche Komponente in ihrem Wesen besonders stark entwickelte.

Dieser engverbundene und in sich geschlossene Familienkreis, in dem der General mit unbestrittener Autorität herrschte, war umringt von einem Gefolge von Offizieren und Dienstboten aus allen Teilen des russischen Reiches. Da waren tatarische Kutscher, hübsche estnische Hausmädchen, schwäbische Bauern in bunter Tracht, die sich um den Sommersitz der Salomé's kümmerten, und ein Heer von russischen Dienern und Gärtnern. Da waren Angehörige der griechischen und russischen orthodoxen Kirchen, Mohammedaner und Protestanten aller Schattierungen – ein Kaleidoskop von Glaubensrichtungen, Gestalten, Gesichtern, farbenprächtig wie ein orientalischer Basar, aber hierarchisch geordnet, so dass jeder seinen Platz kannte und wusste, was er zu tun hatte.

Für Lou war die wichtigste Person in dieser Armee von Dienstboten ihre *njanka*, ihre russische Amme, die sie liebte wie ihre eigene Mutter. «Sie war eine sanfte, schöne Person, die später, nachdem sie eine Fusspilgerung nach Jerusalem getan, sogar zur kirchlichen ‚kleinen Heiligsprechung‘ gelangte – worüber meine Brüder wieherten, was mich aber doch stolz auf meine Amme machte.»<sup>19</sup> Von diesem Kindermädchen erbt Lou, wie sie sagt, ihre bleibende Liebe zu Russland und zum russischen Volk. Viel weniger bemerkenswert ist die französische Gouvernante, obligatorisch für junge Mädchen ihres Standes, die ihr ohne grossen Erfolg gute Manieren beizubringen suchte; immerhin lernte Lou von ihr Französisch, was ihr später gut zustatten kam. Im Übrigen blieb *Mademoiselle* ohne Einfluss auf Lous Leben. Der Rest des Personals, die Köchinnen und Hausmädchen, die ihre Anweisungen von ihrer Mutter entgegennahmen, und die Diener und Gärtner, die dem General unterstanden, bildeten den menschlichen Hintergrund, vor dem sich Lous Kindheit abspielte.

Es war eine märchenhafte Kindheit inmitten der glänzendsten Gesellschaft der damaligen Welt. Während das übrige Europa mehr und mehr die hässlichen Züge der Industrialisierung annahm und die Bourgeoisie alle Machtpositionen eroberte, lag über Russland noch ein Schein feudaler Herrlichkeit, als hätte Europas aristokratische Vergangenheit sich in der Hauptstadt des Zaren versammelt. Die breiten Boulevards am linken Ufer der Nawa, gesäumt von prächtigen Palästen, Kirchen und öffentlichen Gebäuden, deren Säulenfronten sich in griechischem Glanz vom

nördlichen Himmel abhoben, galten als die Treffpunkte der elegantesten und kultiviertesten Gesellschaft Europas. In St. Petersburgs mondänster Hauptstrasse, dem Newskij Prospekt, drängten sich in der winterlichen Ballsaison die Troikas und die Schlitten; juwelengeschmückte Damen in Zobel- und Hermelinpelzen und Offiziere in Galauniformen jagten von einem Vergnügen zum anderen. Musik und Lachen erklang in den prunkvollen Sälen und Korridoren der Marmorpaläste, an hohen kirchlichen Feiertagen hallte die Granitpracht der St.-Isaaks-Kathedrale wider vom feierlichen Orgelton der orthodoxen Riten.

Wie eine kleine Märchenprinzessin lebte Lou in einer verzauberten Welt. Sie wusste nicht, dass hinter der glänzenden Fassade des Lebens in St. Petersburg die Gespenster der Armut, der Krankheit, der Unwissenheit, des Aberglaubens und das ferne Grollen der Revolution lauerten. Im Schutz der väterlichen Liebe lebte sie in ihrer eigenen Welt und war so sehr von ihr in Anspruch genommen, dass sie kaum merkte, wie diese Zeit verschwand. Erspart blieben ihr jene jähen Einbrüche der Wirklichkeit, die den meisten Kindern beschieden sind. Das Leben schien ihr ein Frühling und die Welt ein Garten für spielende Kinder. Nachdem sie endlich doch daraus vertrieben worden war, blieb ihr für immer das Gefühl des Verlustes. Ihr leidenschaftliches Suchen nach dem, was sie «die Wurzeln des Lebens» nannte, entsprang im Grunde ihrer Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies der Kindheit.

## ZWISCHEN TAG UND TRAUM

Die Stadtwohnung der Salomé im Ostflügel des Generalstabsgebäudes lag genau in der Mitte jenes Bezirkes, in dem das Herz des russischen Staatswesens schlug, zwischen dem Mosakaja Boulevard und der Moika, einem der vier grossen Kanäle von St. Petersburg. Das Generalstabsgebäude grenzte an den Palaisplatz, daneben lagen das Finanz- und das Ausenministerium, gegenüber die Eremitage, das Winterpalais und das kaiserliche Archiv, westlich die Admiralität. Die Botschaften Frankreichs, Italiens und Deutschlands lagen ganz in der Nähe, ein Viertel der Diplomaten und der exklusiven Clubs – wie etwa des Kaiserlichen Jachtclubs – ein Viertel auch der Museen, Theater und Bibliotheken. Das Auge schweifte über imposante Sehenswürdigkeiten – herrliche Gärten, Bronzestatuen auf glatten Granitsäulen, geschwungene Freitreppen, byzantinischer Luxus und westlicher Pomp vereinten sich zum beredten Bild von der Grösse des Zaren.

Auch in der Wohnung der Salomé herrschte glanzvolle Pracht. Lange Flure mit Parkettböden führten zu geräumigen Zimmern und dem grossen Saal am Ende des Korridors mit hoher Decke, weissen und goldenen Tapeten, einem Flügel und schweren braunen Plüschmöbeln. Hier empfingen die Eltern ihre Gäste.

Bei solchen Gelegenheiten war Lou selten zugegen. Denn von dem Glanz ihrer Umgebung blieb sie fast unberührt; ein träumerisches, in sich gekehrtes Kind, das in seiner eigenen Welt lebte, in die die grosse Welt von draussen kaum eindringen konnte. Lou machte sich nichts aus Gesellschaften und blieb, wo sie nur konnte, offiziellen Veranstaltungen fern. Nichts freute sie mehr, als in ihren Ballschuhen lautlos über den Parkettboden des grossen Saales zu gleiten. «Erinnernd sehe ich mich am ehesten in *dieser* Bewegung; die war, als sei man allein.»<sup>20</sup>

Wirklich allein aber war sie nicht. Ihre innere Welt war bevölkert von Menschen aller Art, Gestalten ihrer lebhaften Phantasie. Schon als kleines Kind hatte sie die Gewohnheit, Geschichten zu erfinden und sich seltsame,

wundervolle Abenteuer auszudenken, an denen sie so intensiv Anteil nahm, dass sie ihr wirklicher erschienen als die Welt und die Menschen um sie her. Sie konnte stundenlang im Zustand zeitvergessener, träumerischer Verzauberung verweilen, völlig in Anspruch genommen von ihrer eigenen Welt. Diese Selbstgenügsamkeit, die sie bisweilen gänzlich von der Wirklichkeit zu scheiden drohte, blieb ein Zug ihrer Persönlichkeit. Ihr Leben lang fiel es ihr schwer, zwischen dem Reich ihrer Phantasie und der fremden Welt anderer Menschen zu unterscheiden. Oft warf man ihr deswegen Unwahrhaftigkeit vor, wenn sie etwas nach ihren eigenen Vorstellungen erzählte. Als Kind ging sie einmal mit einem Mädchen aus ihrer Verwandtschaft spazieren und sollte, als sie heimkamen, den Eltern ihre Erlebnisse beschreiben. Vor der überraschten Freundin erzählte Lou eine wunderbare, dramatische Geschichte, die sie aus dem Stegreif erfunden hatte. Das war dem etwas älteren Mädchen zuviel: «Meine kleine Begleiterin, in ihrer kindlichen Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit aufgestört, starrte mich fassungslos an und warf lauten und schrecklichen Tones dazwischen: ‚Aber du lügst ja!‘»<sup>21</sup> Diesen Vorwurf bekam Lou in ihrem späteren Leben oft zu hören.

Die bei weitem bedeutungsvollste Gestalt in der Phantasiewelt ihrer Kindheit war Gott. Da sie in einer sehr frommen Familie aufwuchs, ist es nicht verwunderlich, dass die Vorstellung von Gott früh in ihr Denken eindrang und sie stark beschäftigte. Es war eine ganz persönliche Art von Gott, der ihrem Vater sehr ähnelte. Genau wie ihr Vater war Gott freundlich und verständnisvoll und hörte mit unendlicher Geduld den Geschichten zu, die sie ihm erzählte. Er nannte sie nie eine Lügnerin, und nie schalt oder tadelte er sie. Er war einfach da und wartete darauf, dass sie zu ihm kam. Jede Nacht vor dem Einschlafen sprach sie mit ihm, kuschelte sich dicht an ihn im Dunkel ihres Zimmers und erzählte ihm. Und Gott hörte zu. Er unterbrach sie nie und schien still im Dunkeln zu nicken, wenn sie ihre Geschichten mit den Worten einleitete: «Wie du weisst.»<sup>22</sup> Sie zweifelte nicht daran, dass er es wusste.

Während der regelmässigen Gebetsstunden in der Familie war Gott dem Kind bei weitem nicht so nahe, wie wenn sie mit ihm allein sprach. Sie achtete deshalb auch nicht sonderlich darauf, was in diesen gemeinsamen Andachten vor sich ging, und sie erinnert sich, dass sie einmal bei der Aufforderung ihres Vaters, das Vaterunser zu beten, aus ihren Tagträumen aufschreckend, ein Volkslied zu singen begann. Sie fühlte sich sehr gekränkt, als ihr Vater erstaunt die Augenbrauen in die Höhe zog.

Der Verlust des Glaubens an Gott war der erste grössere Schrecken, den Lou erlebte; er vollzog sich zufällig und schockartig. Einer der Dienstmoten, der in dem Landhaus der Familie nach dem Rechten sah und einmal wöchentlich mit frischen Eiern in die Stadt kam, erzählte ihr eines Tages, er habe zwei alte Leutchen vor dem kleinen Sommerhaus stehen sehen, das Lou gehörte. Sie hätten um Einlass gebeten, aber er habe sie abgewiesen, da sie nicht die Art Leute waren, die man in ihr Häuschen einladen könne. Lou hörte es mit Bestürzung; als der Mann in der folgenden Woche wiederkam, erkundigte sie sich nach dem Schicksal der beiden Alten. Sie fürchtete, sie könnten erfroren oder verhungert sein. Immer dünner und dünner seien sie geworden, erzählte ihr der Diener, bis er eines Morgens nur noch die schwarzen Knöpfe von dem weissen Kleid der Frau und den zerbeulten Hut des alten Mannes gefunden habe. Und der Boden sei mit gefrorenen Tränen bedeckt gewesen.

Diese Erzählung beunruhigte Lou, obwohl die beiden Alten offensichtlich Schneemänner waren, die die Frühlingssonne geschmolzen hatte. Aber sie begnügte sich nicht mit dieser Feststellung, fragte sich, wie etwas, das zweifellos existierte, so vollkommen verschwinden konnte; sie wandte sich zu Gott und bat um Antwort. Immer hatte sie zu ihm gesprochen, und er hatte gelauscht. Nun wollte sie, dass er zu ihr sprach und ihr Gewissheit gab. Aber sie wartete vergeblich, es kam keine Antwort. Tiefer wurde sein Schweigen, und Gottes Schweigen war schrecklich. Sie weinte, im Glauben, er sei ihr böse und wolle sie bestrafen. Ein schrecklicher Gedanke aber schlich sich in ihre Seele: Sollte Gott einfach deshalb nicht antworten, weil er gar nicht existierte? Ein Schleier zerriss plötzlich, und eine Welt ohne Gott erschien vor ihren Augen. Sie konnte Gott keine Geschichten mehr erzählen. In dieser Nacht verlor Lou den Glauben an Gott als persönliche Gegenwart, das Gefühl der Geborgenheit, das er ihr verliehen hatte. Eine Wunde blieb zurück, die nie heilen sollte. Ihr ganzes Leben lang suchte sie ihn wiederzufinden, den Gott ihrer Kindheit. Ihr erstes Buch, das sie schrieb, als sie Anfang Zwanzig war, trug den Titel *Im Kampf um Gott*, und als sie siebzig war, erzählte sie Freud, dass «der fromme Mensch zu ihren ältesten, beinahe lebenslänglichen Interessen gehörte».<sup>23</sup>

Sie verheimlichte jedoch ihren Verlust und nahm weiter an den Andachten im Familienkreis teil. Aber sie bemitleidete ihre Eltern, wenn sie von Gott sprachen. Das Kind wollte sie vor der Enttäuschung über Gottes Abwesenheit schützen und erzählte ihnen wie vor seinem schmerzlichen Verlust. Lou beschloss, ihre Eltern nicht unnötig zu ärgern und in Zukunft artig zu sein.

Das hitzige Temperament, das sie von ihrem Vater geerbt hatte, und das Verhalten ihrer Brüder standen diesem Vorhaben entgegen. Immer sollte sie sich besser benehmen als ihre Geschwister, nur weil sie ein Mädchen war und Mädchen artiger zu sein hatten als Jungen. Die Frage erhob sich, warum Jungen grössere Freiheiten besitzen sollten. Die Frage forderte eine eigene und persönliche Antwort.

Die Gelegenheit, andere Mädchen kennenzulernen, bot sich, als sie die Schule besuchte. Aber die Mädchen, die sie dort traf, beeindruckten sie wenig; Lou hielt sie für schnatternde Gänse, die immer schwatzten, ohne etwas zu sagen. Viel mehr Spass hatte sie, wenn sie allein war oder in Gesellschaft ihrer Brüder. Die Schule bezeichnet also kein wichtiges Kapitel in ihrem Leben. Sie besuchte zunächst eine private englische Vorschule, wo sie mit Kindern aller Nationalitäten zusammentraf, und später, ohne grossen Erfolg, das protestantische Petre-Gymnasium. Ihre Bildung erwarb sie sich nicht in der Schule, sondern zu Hause und im Selbstunterricht; später im Umgang mit bedeutenden Männern.

Ihre früheste Liebe im Alter von acht Jahren war der junge und elegante Baron Frederiks, ein Adjutant des Zaren Alexander II. Der Baron wohnte ebenfalls im Generalstabsgebäude, und Lou bekam ihn häufig zu Gesicht. Aber sie versuchte nie, mit ihm zu sprechen, nur von ferne betete sie ihn an. Eines Tages, als sie ihr Idol näher kommen sah, geriet sie in solche Aufregung, dass sie auf den vereisten Stufen ausrutschte und hinfiel. Der Baron, der ihr galant zu Hilfe eilte, rutschte ebenfalls aus und setzte sich neben sie aufs Eis.

«In allernächster unerwarteter Nähe uns gegenüberstehend, starrten wir uns betroffen an: er hell auflachend und ich stumm beseligt.»<sup>24</sup>

Dieser Vorfall wirft ein bezeichnendes Licht auf die Traumwelt, in der Lou einen grossen Teil ihrer Kindheit verbrachte. Meist nur zufällig drangen andere Menschen in ihr Bewusstsein. Das Mädchen war von ihnen unabhängig und dann am glücklichsten, wenn die anderen die Rollen weiter spielten, die sie ihnen in ihrer Phantasie zugeteilt hatte. Dieser Charakterzug stiftete in Lous späterem Leben viel Verwirrung, denn sie hielt daran fest, den ihr begegnenden Menschen Rollen zuzuteilen, und war überrascht, wenn sie sich nicht an diese Rollen hielten. Sie fühlte sich in ihrem Traumreich so wohl, dass sie kaum spürte, wie einsam sie in Wirklichkeit war.

Da Lou in St. Petersburg auf einer kosmopolitischen Insel aufwuchs, wurde sie von dem russischen Leben in seiner vollen Problematik wenig berührt. Von der grossen sozialen Gärung, die mit der Befreiung der Leibeigenen

im Jahre ihrer Geburt eingesetzt und seitdem sich immer mehr verstärkt hatte, vernahm sie nur ein fernes Echo. Sie spürte zwar die wachsende Besorgnis ihrer Eltern: den Kummer ihres Vaters über Alexanders wankelmütige Politik, das Missfallen ihrer Mutter an einer jüngeren Generation, die vom Geist des Aufruhrs gegen die bestehende Ordnung erfüllt war, aber sie nahm keinen tätigen Anteil daran, doch war es, wie sie rückblickend selbst feststellt, «kaum möglich, jung und lebendig zu sein, ohne davon erfasst zu werden»<sup>25</sup>, erfasst von dem, was in der Umwelt vorging. Bewusst oder unbewusst teilte sich ihr die revolutionäre Erregung mit, die während ihrer Jugend die Lebensluft Russlands erfüllt. Sie spürte den Fanatismus, den missionarischen Eifer, der so viele junge Russen beseelte, die ihr Leben der Aufgabe widmeten, die Lage des russischen Bauern zu verbessern.

Sie hörte von den *Narodniki*, die unter dem Volk einhergingen wie die ersten Apostel der Christenheit und ein neues Evangelium der Brüderlichkeit predigten. Sie hörte auch, dass die sozial eingestellten *Narodniki* immer häufiger durch revolutionäre Ausschüsse ersetzt wurden, die den Terror propagierten, weil die freiheitsliebende Jugend Russlands den Wankelmut des Zaren-Befreiers als Verrat an ihren Idealen betrachtete. Und es ist durchaus möglich, dass Lou heimlich fasziniert war von den im Namen des «Heiligen Mütterchen Russland» begangenen terroristischen Handlungen. Tatsächlich bewahrte sie, in ihrer Tischschublade versteckt, ein Bild der revolutionären Heldin Vera Sassulitsch auf, die im Januar 1878 den verhassten Gouverneur von St. Petersburg durch ein Attentat zu beseitigen versuchte.

Ihrem Temperament nach war Lou selbst eine Rebellin. Sehr früh in ihrem Leben wählte sie sich zum Leitgedanken die Zeilen:

«Die Welt, sie wird dich schlecht begaben,  
Glaube mir's!  
Sofern du willst ein Leben haben,  
Raube dir's!»<sup>28</sup>

Der glänzende Schein des Hoflebens widerte sie an, sie wollte nichts damit zu tun haben. Alles erschien ihr gekünstelt und unecht, die Stadt selbst ein hohles Trugbild. «Haben Sie schon einmal Petersburg in einer ,weissen Nacht« gesehen? So im Juni, wenn es taghell bleibt? Oh, das ist etwas Sonderbares, sehen Sie: wie unwahrscheinlich sieht alles aus! Alles wird leicht und ohne Farbe, alles schwebt. ‚Bist du denn von Granit?‘ sagt

man zur Isaaskirche, wenn man vorbeigeht. ‚Bist du nicht von grauem Papier, meine Liebe‘, sagt man – und so ist alles. Alles so aufregend, gar nicht mehr ordentlich, man fiebert. Ein Traum. Ja, um nicht wahnsinnig zu werden in Petersburg, muss man schon ein Beamter sein.»<sup>27</sup>

Die Gefahr des Wahnsinns bestand jedoch für Lou nicht; sie empfing das Leben mit offenen Armen und nahm es in sich auf. Ohne dass sie die Gegenwart ihrer Brüder länger abgelenkt hätte, die – ihrer Berufsausbildung folgend – oft von zu Hause abwesend waren, beobachtete sie das Kommen und Gehen der Leute in der grossen Stadt, schlenderte gern durch die Strassen und sprach mit Arbeitern, Kutschern und Bäuerinnen, die sie viel interessanter fand als die Diplomaten und Offiziere, denen sie zu Hause begegnete. Dies gab weiteren Anlass zu Spannungen zwischen ihr und ihrer Mutter, denn Frau von Salomé wünschte, dass Lou sich mit den Töchtern von Familien ihres eigenen Standes anfreundete. Sie veranstaltete Gesellschaftsabende und Teestunden, zu denen sie etwa ein halbes Dutzend Damen der Petersburger Gesellschaft einlud. Pflichtgemäss zog Lou ihr Abendkleid an, band sich eine Schleife um das blonde Haar und versuchte ihren Gästen mit Höflichkeit zu begegnen, doch ohne Erfolg; es verbanden sie keine gemeinsamen Interessen. Die Gespräche der anderen Mädchen kreisten nur um Garderoben und gesellschaftliche Ereignisse, während sie über das Wunder Leben sprechen wollte und seine geheimnisvolle Kraft. Viel besser gefiel es ihr, am frühen Morgen barfuss über eine Frühlingswiese zu spazieren, als die Nacht mit jungen Offizieren durchzutanzten. Sie missachtete die Umgangsformen, die ihre Mutter für eine zukünftige Dame der grossen Gesellschaft notwendig hielt – aus dem einfachen Grunde, weil sie keine Dame der Gesellschaft sein wollte. Sehr zum Kummer ihrer Mutter machte sie keinen Hehl aus ihrer Verachtung für die Gesellschaft, in die sie hineingeboren war. Sie lachte über den Gedanken an eine baldige Heirat und an eine Stellung in dieser Gesellschaft.

Aber wie alle jungen Mädchen ihres Alters dachte Lou über das Problem der Ehe nach und fragte sich dabei vor allem, wie sich die Ehe auf ihre Freiheit und ihr Recht zur Entwicklung der eigenen Persönlichkeit auswirken könnte. Sie war fasziniert, als sie von «Scheinehen» flüstern hörte, die bei der russischen Intelligenz alltäglich waren – Ehen dem Namen nach, platonische Verbindungen, Kameradschaftsehen, geschlossen zum Zweck gegenseitiger Vervollkommnung. «Andere betrachteten es als eine günstige Gelegenheit, ihrer Verachtung für eine von der Kirche gesegnete und vom

Staat sanktionierte Institution Ausdruck zu verleihen, als ein Mittel, sich über die Gesellschaft zu stellen, ohne deren Gesetze zu brechen.»<sup>28</sup>

Das Thema «Scheinehe» wurde oft von russischen Romanschriftstellern behandelt. In einem von Tschernischewskis Romanen zum Beispiel lebt ein verheiratetes Paar Seite an Seite wie Bruder und Schwester, vollkommen glücklich, ohne von seinen ehelichen Rechten Gebrauch zu machen. Als der Gatte merkt, dass seine Frau ein Verhältnis mit seinem besten Freund angeknüpft hat, zieht er sich taktvoll zurück, um die Liebenden nicht zu stören. Solche Ideen waren Wasser auf die Mühle einer jungen Rebellin wie Lou. Die meisten sollte sie selbst ausprobieren.

Noch immer war sie am liebsten mit ihrem Vater zusammen, aber der General, jetzt in den Siebzigern, konnte allmählich sein Alter nicht mehr verleugnen. Er machte sich offensichtlich Sorgen um die Zukunft – die Zukunft Russlands und die seiner geliebten Tochter. Sprach er vom *Narod*, dem gemeinen Volk, so klang in seiner Stimme ein Ton tiefer Achtung mit. Zwar tadelte er die Ignoranz und den Aberglauben des einfachen russischen Menschen, aber Lou spürte, wie sehr er ihn liebte. Der Vater offenbarte ihr die widerspruchsvollen Rätsel, die Russland dem westlich eingestellten Denken aufgibt. In mancher Beziehung konnte man von einem rückständigen Land sprechen, roh und unzivilisiert, mit westlichen Maßstäben gemessen; seine Menschen waren eher bereit zu beten als zu arbeiten. Andererseits aber war es ein Land, in dem viele neuzeitliche Ideen – die des Rechts der Frau auf Gleichstellung in der Ausbildung etwa – propagiert und verwirklicht wurden, lange bevor sie westliche Frauenrechtlerinnen zu ihren Schlachtrufen erwählten.

«Welches andere Land», fragte ein französischer Beobachter, «hat es erlebt, dass junge Männer aus gutem Hause, Universitätsstudenten, Gewand und Gewohnheit ihres Standes von sich tun und Buch und Feder verschließen, um wie Arbeiter in der Fabrik zu arbeiten und dadurch in die Lage versetzt zu werden, „das Volke besser zu verstehen und ihm ihre Lehren nahezubringen? In welchem anderen Land gibt es junge wohlherzogene und gebildete Damen, die, wenn sie aus dem Ausland zurückkehren, glücklich darüber sind, dass sie in der Familie eines Inspektors die Stellung einer Köchin erhalten haben, um „dem Volke näher zu sein und persönlich die Arbeiterprobleme zu erforschen?“»<sup>29</sup>

Solche Erscheinungen faszinierten Lou. Kamen ihre Brüder in den Ferien nach Hause, diskutierte sie mit ihnen ausführlich. Zusammengedrängt in ihrem Zimmer, um den dampfenden Samowar sitzend gleich einer Gruppe

von Verschwörern, sprachen die Kinder des Generals von Salomé über das, woran Russland krankte. Lou erfuhr von ihren Brüdern, dass viele Mädchen ihres Standes ein Leben der Untätigkeit aufgaben, um Medizin zu studieren und später Kranken und Armen in Russlands Dörfern zu helfen. Andere liessen sich als Krankenschwestern und Hebammen ausbilden oder als Lehrerinnen und Pflegerinnen. Der Geist eines revolutionären Idealismus, der ihre russischen Zeitgenossinnen beseelte, die Hartnäckigkeit, mit der sie um das Recht kämpften, eine Universitätsausbildung zu erhalten, beeindruckten Lou tief. Es erschien ihr völlig verständlich, dass Studenten und Studentinnen häufig gemeinsam studierten und lebten. Im Gegensatz zu ihren Eltern sah sie darin kein Unrecht, und vielleicht war auch nichts Unrechtes dabei, obwohl ein französischer Kritiker bemerkte, dass «diese häufige Kohabitation, selbst wenn sie der Moral nicht abträglich war, dazu beitrug, die Überschwenglichkeit junger Menschen beiderlei Geschlechts zu verstärken, die sich gegenseitig erregten und einander sozusagen auf reizten.»<sup>30</sup>

In der ernsten, würdevollen Abgeschlossenheit des Generalstabsgebäudes teilte Lou die revolutionäre Erregung ihrer Zeit. Ihr Wunsch nach persönlicher Freiheit, ihre unorthodoxen Gedanken über die Beziehungen der Geschlechter, ihre Hoffnung auf ein Universitätsstudium – all dies war von ihrer russischen Umgebung beeinflusst, obwohl Lous Familie sie davon fernhielt und obwohl diese Gedanken in scharfem Gegensatz zu allem standen, wofür ihre Familie eintrat. Dies traf ganz besonders auf ihre Vorstellungen von Liebe und Ehe zu. Das Beispiel ihrer Eltern zeigte, dass Liebe und Ehe nicht, wie Lou glaubte, einander ausschlossen. Aber obschon sie ihre Eltern, vor allem ihren Vater liebte, war sie der Ansicht, dass in einem solchen Verhältnis gewöhnlich die Frau ihre intellektuelle Entfaltung opfern und die eigene Persönlichkeit der des Gatten unterordnen müsse. Wie sehr auch ihre Mutter eine solche Unterordnung als Pflicht der Frau betonte, Lou wandte sich heftig dagegen und beharrte – sollte sie überhaupt heiraten – auf unbedingter Gleichstellung, auf einem Gefühl der Bruderschaft, auf dem Respekt vor der Heiligkeit der anderen Personen, auf Altruismus und gegenseitiger Sympathie.

«Warum wissen wir nichts Besseres als nur Ritter zu sein oder Liebhaber oder Herr?» fragt sie in ihrem Buch *Rodinka* mit dem Untertitel *Russische Erinnerungen*. «Vergessen haben wir, dass wir ihr (der Frau) Bruder sind.»<sup>81</sup>

Bruderschaft und Russland – diese Worte waren gleichbedeutend für Lou.

Sie liebte Russland und die einfachen russischen Menschen, die, im Gegensatz zu denen im Westen, schlicht und kindlich waren und nicht das brüderliche Gefühl der ganzen Schöpfung gegenüber verloren hatten. Sie waren noch nicht vom grossen Rhythmus des Lebens abgeschnitten. Sie fürchteten sich noch nicht, ihre Gefühle zu zeigen, ihre Frömmigkeit, ihre Demut und – ja, auch dies – ihre Grausamkeit, ganz im Gegensatz zu den eleganten Heuchlern der Petersburger Gesellschaft. Lou liebte die erdnahe Wärme in ihren *Isbas*, jenen primitiven Bauernkaten, die aus dem Boden herauszuwachsen scheinen. Sie liebte die kleinen runden russischen Kirchen mit ihren goldenen Kuppeln, aber vor allem liebte sie die weite, stille Fläche der Wolga mit ihrer Stimmung von Innigkeit und Ferne. All dies war ihr verwandt, weil es mehr war als ein Volk, mehr als eine Landschaft: Es war eine elementare Kraft, die aus der Tiefe der russischen Seele strömte. Bitter klagte sie vor ihrem Tod darüber, dass Europa diese Kraft verloren habe: «Europa hat keine Hintergründe und keine Tiefe mehr. Es ist im Grunde tot!»<sup>32</sup>

Aber diese Einsicht reifte erst allmählich. Lou musste weit in den Westen reisen, musste sich vom westlichen Denken tief durchdringen lassen, ehe sie Russland und sich selbst entdecken konnte. Zuerst musste sie sich von der Traumwelt ihrer Kindheit losreissen, musste sich einer unbeugsamen intellektuellen Disziplin unterwerfen, einer strengen Ausbildung im westlichen Leben und Denken. Und dies vollzog sich nach dem Willen eines Mannes, den sie mit der ganzen Leidenschaft ihres jungen Herzens liebte. Er war ein Mann des Westens, der Russland und alles Russische verachtete. Er hiess Hendrik Gillot und war Pfarrer an der holländisch-reformierten Kirche in St. Petersburg.

## GOTT UND GILLOT

Die Zeit der Pubertät ist eine Zeit der Unruhe, eine zweite Geburt. Bei Lou verlief sie besonders unruhig, weil die revolutionäre Unruhe um sie her ihre eigene rebellische Natur anregte. Es konnte ihr nicht verborgen bleiben, dass ihre russischen Altersgenossen an friedlichen Reformen zu zweifeln begannen und mehr und mehr zu terroristischen Aktionen übergingen. Schüsse wurden auf den Zaren abgefeuert, im Winterpalais explodierte eine Bombe. Veränderung lag in der Luft, und gleichzeitig wandelte sich auch Lous Leben – aus dem in sich gekehrten Kind wurde ein eigenwilliges, starrköpfiges Mädchen.

Für ihr Alter war sie gross und recht schlank, und die Merkmale des Weiblichen entwickelten sich bei ihr nur langsam – wie bei vielen Mädchen, die in nördlichen Zonen aufwachsen. Ihre klaren blauen Augen blickten furchtlos in die Welt, und doch war etwas Träumerisches in ihnen, das den sonst scharf geschnittenen, fast männlichen Zügen sanftere Konturen verlieh. Lockeres blondes Haar mit einem rötlichen Schimmer umgab eine hohe Stirn. Die kleine Nase und ein sanft gerundetes Kinn fielen weniger auf gegenüber dem sensiblen weiblichen Mund mit der vollen Unterlippe.

Der Wendepunkt in Lous Leben kam, als sie siebzehn Jahre alt war. Er fiel zusammen mit der politischen Unruhe, in die Russland nach Beendigung des russisch-türkischen Krieges gestürzt wurde. Die revolutionäre Jugend Russlands, erfüllt von panslawistischen Idealen, hatte sich an ihm als einem «heiligen Krieg» begeistert, durch den die slawischen Brüder auf dem Balkan von den heidnischen Türken befreit werden sollten. Sogar die Ausländer wurden von einer Welle des Patriotismus erfasst. «In unserem deutschen Vaterhause», erinnert sich Lou, «sass ich mit den anderen, nähte und zupfte Fäden oder half der Mutter im organisierten Frauenverein bei den Paketsendungen auf den Kriegsschauplatz»<sup>83</sup>. Russland hatte den Krieg gewonnen, fühlte sich aber durch die Bestimmungen des Berliner Kongresses, den Bismarck als «ehrlicher Makler» leitete, um seinen Sieg

betrogen. Deutschland wurde weithin für Russlands Niederlage am Konferenzisch verantwortlich gemacht; die deutschfeindliche Einstellung beim russischen Volk, bei der Intelligenz und bei der Armee verschärfte sich. Mit Besorgnis verfolgte General von Salomé diese Entwicklung von seinem Krankenbett aus. Er war schon seit einiger Zeit leidend, und es liess sich absehen, dass er nicht mehr lange zu leben hatte. Frau von Salomé pflegte ihren Gatten mit stiller Hingabe, aber auch sie vermochte die düstere Stimmung nicht zu verscheuchen, die über der ganzen Familie lag. Vor allem Lou war untröstlich. Der Gedanke, dass sie ihren geliebten Vater verlieren könnte, war ihr unvorstellbar. Stundenlang sass sie an seinem Bett, las ihm vor oder suchte ihn mit ihrem Geplauder aufzuheitern.

Das fiel ihr nicht leicht, denn sie erlebte gerade damals eine ernste Gewissenskrise, die durch den Konfirmationsunterricht ausgelöst wurde. Gleich ihren Brüdern sollte sie von Pastor Dalton in der evangelisch-reformierten Kirche, der Religionsgemeinschaft ihres Vaters, eingesegnet werden. Der General hatte vom Zaren die Erlaubnis zur Gründung einer reformierten Kirche in der russischen Hauptstadt erwirkt. Schon aus diesem Grunde nahm Lou ihren Konfirmationsunterricht sehr ernst, hinzu kam, dass Probleme behandelt wurden, die sie in ihrer Kindheit bewegt hatten. Sie hatte zwar schon längst ihren kindlichen Glauben verloren, konnte aber nicht umhin, den Gott ihrer Kindheit zu schützen, als sie die gelehrten theologischen Gottesbeweise Pastor Daltons vernahm. Ihre Frömmigkeit empörte sich gegen solche Beweise; als Dalton einmal über Gottes Allgegenwart sprach und mit der kategorischen Feststellung schloss, es gebe keinen Ort, an dem Gott nicht gegenwärtig sei, unterbrach sie ihn rasch mit dem Einwurf: «Doch, die Hölle.»<sup>34</sup>

Der verblüffte Pastor Dalton betrachtete es von da an als seine besondere Pflicht, der jungen Tochter des Generals von Salomé die traditionellen Wahrheiten des reformatorischen Glaubens nahezubringen. Aber je dogmatischer er vorging, desto weniger war Lou zu folgen bereit. Schliesslich wollte sie überhaupt die Konfirmation verweigern und sprach davon, aus der Kirche auszutreten. Dalton empörte sich über solche Halsstarrigkeit eines Mädchens. Er wertete es als persönlichen Affront, dass die Tochter einer der gottesfürchtigsten Familien in seiner Gemeinde derartige Ansichten äusserte. Aber Lou blieb standhaft und kam ihm nur so weit entgegen, dass sie in ein zweites Jahr Konfirmationsunterricht einwilligte. Solange ihr Vater krank war, wollte sie der Angelegenheit die Spitze nehmen, war jedoch innerlich entschlossen, die religiöse Handlung, an die sie

nicht mehr glauben konnte, nicht zu vollziehen. Zwar bedachte sie die Auswirkungen eines offenen Bruchs mit der Kirche auf ihre Familie, hoffte aber, bei ihrem Vater Verständnis und Verzeihung zu finden. Dass sie ihrer Mutter Schmerz zufügte, wusste sie, ganz zu schweigen von dem Sturm der Entrüstung, den dieser Schritt unter den Freunden der Familie auslösen musste. Aber schon damals hielt sie die Angst vor einem Skandal nicht davon ab, nach ihren eigenen Vorstellungen zu handeln.

Noch stritt sie mit Pastor Dalton und seinen theologischen Argumenten, als ein Ereignis eintrat, das ihr Leben von Grund auf veränderte: sie begegnete Hendrik Gillot. Auch Gillot war Pfarrer, aber ein ganz anderer Pastor und ein ganz anderer Mensch als Dalton. Fügte sich Dalton in das bezeichnende Bild eines gelehrten, aber trockenen reformierten Geistlichen, so trat Gillot als Mann von Welt, als faszinierender Plauderer und brillanter Redner auf. Er war holländischer Abstammung und hatte sich auf weiten Reisen die Umgangsformen eines Grandseigneurs und die Weltanschauung eines Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts angeeignet. Als er 1873 in St. Petersburg die Aufgaben eines Pastors an der holländischen Gesandtschaft übernahm, war er siebenunddreissig Jahre alt. Gillot besass beträchtliche Willenskraft und hatte so durchdringende Augen, dass man sich von ihm wie durchschaut fühlte. Seine liberalen Ansichten erregten Ärger unter seinen orthodoxen Amtskollegen, die ihn für einen Scharlatan hielten. Sie neideten ihm seine Popularität und verübelten ihm die leise Verachtung, mit der er sie behandelte.

Die kleine Kirche, in der Gillot predigte, lag im vornehmsten Viertel von St. Petersburg, am Newskij Prospekt gegenüber dem Stroganow-Palais, einem prachtvollen Barockbau. Bald nach seiner Ankunft wurde Gillot zum Hauslehrer der Kinder des Zaren bestellt; die Auszeichnung sprach für die Achtung, die er in aristokratischen Kreisen genoss. Die weiblichen Mitglieder seiner Gemeinde verehrten den schönen Mann mit dem Gesicht eines Schauspielers und den Gesten und der Ausdruckskraft eines Propheten. Seine auf Deutsch oder holländisch gehaltenen Predigten galten in der russischen Hauptstadt als gesellschaftliche Ereignisse erster Ordnung.

Jeden Sonntag war Gillots Kirche überfüllt von elegant gekleideten Herren und Damen aller Bekenntnisse und Nationalitäten; sie standen im Mitteltgang, auf den Treppen und sogar vor der Tür. An seiner Haltung auf der Kanzel, seinem Habitus und seinem Aussehen war etwas, das mehr als gottesfürchtige Gefühle erweckte, ebenso in seiner schön modulierten Stimme, die ihre Zuhörer in Bann schlug.

Er sprach Gefühl und Vernunft an – und darin wurzelte das Geheimnis seines Erfolges als Prediger. Er bestand nicht auf blindem Glauben oder bedingungsloser Unterwerfung unter kirchliche Lehrsätze. Mit zwingender Beweisführung suchte er seine Zuhörer vom Wunder des Lebens und der Macht Gottes zu überzeugen, wobei er sich oft auf wissenschaftliche oder philosophische Argumente und nicht auf die Bibel stützte. Wissenschaft und Glauben hielt er, wie er immer wieder betonte, nicht für unvereinbar, sondern für notwendige Ergänzungen. Der Mensch hatte von seinem Schöpfer Vernunft und Seele empfangen, und es war seine Pflicht, beide stark zu machen gegenüber Ignoranz, Blindheit und Aberglauben als den ernsthaftesten Feinden Gottes. Je tiefer der Mensch in die Geheimnisse der Natur eindrang, desto mehr näherte er sich Gott. Denn Gott sprach: «Es werde Licht.» Vorgetragen mit fast fanatischer Leidenschaft, wirkten solche Gedanken ungeheuer auf die russische Intelligenz, die zum Skeptizismus und oft zum militanten Atheismus neigte. Hier wurde ein Weg gewiesen, der zu Gott zurückführte, ohne menschlicher Vernunft zu widersprechen.

Die Wohnung der Salomé lag nur ein paar Strassen von Gillots Kirche entfernt, und doch besuchte Lou fünf Jahre lang nie seinen Gottesdienst, obwohl sie von seinem Ruf als Prediger gehört haben musste. Vielleicht wurde ihre Neugier geweckt, als sie von Gillots Konflikt mit Pastor Daltons unerbittlichem Dogmatismus hörte und hier Hilfe erwartete, um die Fessel des reformierten Glaubens zu sprengen.

Als sie sich bereit fand, eine Verwandte beim Besuch von Gillots Kirche zu begleiten, war sie in einem Zustand der Erwartung. Die Krankheit ihres Vaters verdüsterte das Leben in der Familie und löste es aus seiner Sicherheit; Veränderung lag in der Luft. Die Welt ihrer Kindheit, die ureigene Welt ihrer Träume und Phantasien, in der sie, dem Schutz und der Liebe ihres Vaters gewiss, so glücklich gelebt hatte, neigte sich ihrem Ende zu. Eine äussere, unbekanntere Welt erhob ihre Ansprüche. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sich Lou als Fremde im eigenen Land, als verhasste Ausländerin. Sie war gezwungen, Verantwortungen zu übernehmen, und wurde an ihre Pflichten als erwachsene Christin erinnert, was nach Pastor Dalton der Sinn ihres Konfirmationsgelübdes war. Und ihre Mutter pflichtete ihm von Herzen bei. Lou sollte dieses Gelübde leisten, sich in die Gemeinde der Gläubigen aufnehmen lassen, sich öffentlich zum reformierten Glauben bekennen und damit ihre Zugehörigkeit zur deutschen Gemeinde bekunden, was gerade damals sehr wichtig war. Lou wusste, dass sie die

engsten Bande zerschnitt, die sie je mit einer Gruppe in Russland verknüpften, wenn sie sich von ihrer Kirche lossagte. Als Sonderling zu gelten störte sie nicht, wohl aber der Schmerz ihrer Mutter. Wenn sie jedoch wider besseres Wissen ein Gelübde leistete, so wurde sie sich selbst untreu. Nur ihr Vater schien ihr aus diesem qualvollen Dilemma helfen zu können, er aber war dem Tode nahe.

Als sie Gillot auf die Kanzel treten sah, glaubte sie, den Helfer, den sie brauchte, gefunden zu haben. «Nun hat alle Einsamkeit ein Ende», sagte sie zu sich selbst mit tiefer Dankbarkeit. «Das ist es ja, was ich gesucht.»<sup>33</sup> Sie glaubte dem Menschen, nicht dem Prediger. Unverzüglich wünschte sie ihn kennenzulernen und bat schriftlich um eine Unterredung, aber nicht – wie sie ausdrücklich hinzufügte – weil sie religiöse Skrupel habe.

«Ein leibhafter Mensch» trat in ihre Traumwelt ein, schreibt sie im *Lebensrückblick*, «er trat nicht *neben sie*, sondern mitumgriff sie – selber Inbegriff aller Wirklichkeit. Für die Erschütterung, die er auslöste, gibt es keine kürzere Bezeichnung als die, worin sich mir das Erstaunlichste, nie für möglich Erachtete, mit dem Urvertrautesten, von eh und je Erwarteten, vereinte: ‚ein Mensche!«<sup>36</sup>

Gillot erhielt zweifellos viele ähnliche Briefe von seinen Verehrerinnen. Seine Neugier mag durch die Freimütigkeit von Lous Zeilen geweckt worden sein. Sie bemäntelte ihren Wunsch nach Bekanntschaft nicht mit dem Vorwand, sie brauche religiösen Rat. Sie gestand offen, dass sie den Menschen, nicht den Pastor sprechen wolle. Selbst ein weniger eitler Mann als Gillot hätte sich durch eine so spontane Bitte geschmeichelt gefühlt.

Ungeduldig wartete Lou auf den vereinbarten Tag der Begegnung. Mit heftig klopfendem Herzen ging sie zu Gillots Haus, wurde in sein Arbeitszimmer geführt. «Die Hand auf das Herz gedrückt», wartete sie, dass die Tür aufging. Gillot erschien auf der Schwelle, rief: «Kommst du zu mir?» und breitete die Arme aus. Lou stürzte auf ihn zu, wie ein Kind, das Geborgenheit sucht<sup>37</sup>.

Einige Monate lang besuchte sie nun Gillot regelmässig, ohne ihre Familie davon zu unterrichten. Die Heimlichkeit dieser Besuche erhöhte ihren Reiz. In der Abgeschlossenheit von Gillots Arbeitszimmer traten sie einander näher: ein in seiner Gegenwart ekstatisch gesteigertes Mädchen, das so zu lieben glaubte, wie die heilige Therese den Herrn Jesus geliebt hatte – und der Mann, überwältigt von einer Verehrung, wie sie ihm noch keine andere Frau entgegengebracht hatte. Ihre Inbrunst bewegte und bestürzte ihn, denn eine grausame Enttäuschung war unaus-

bleiblich, wenn sie sich nicht zu beherrschen lernte. Ihre wache Phantasie musste im Zaum gehalten werden. Gillot erkannte sehr bald Lous scharfen Verstand, der bei richtiger Schulung ihre Schwärmerei ausgleichen konnte. Ganz methodisch begann er ihren Verstand auszubilden, indem er ihm so reichliche intellektuelle Nahrung gab, dass es fast unglaublich erscheint, wie sie ein siebzehnjähriges Mädchen hat verarbeiten können. Aber Lou leistete es, wenn auch auf Kosten ihrer Gesundheit.

Die zahlreichen blauen Notizbücher, in die sie – mit einer Handschrift, so sauber und deutlich wie die ihrer Mutter – ihre Eintragungen machte, geben eine Vorstellung von Umfang und Intensität ihrer Arbeit unter Gillots Anleitung. Eines zeigt, dass sie Religionsgeschichte studierte und das Christentum mit dem Buddhismus, dem Hinduismus und dem Islam verglich; sie beschäftigte sich mit dem Problem des Aberglaubens in primitiven Gesellschaften, mit der Symbolik ihrer Riten und Rituale, und grübelte über die Grundvorstellungen der Religionsphänomenologie nach. Ein anderes Notizbuch handelt von Philosophie, von Logik, Metaphysik und Erkenntnistheorie. Ein drittes beschäftigt sich mit Dogmatismus und Problemen wie der messianischen Vorstellung im Alten Testament und dem Glaubenssatz von der Dreifaltigkeit. Ein viertes, französisch geschrieben, enthält Notizen über das französische Theater vor Corneille, über das Zeitalter der klassischen französischen Literatur, über Descartes, Port Royal und Pascal. In einem fünften finden sich Aufsätze über Schillers *Maria Stuart*, über Krimhild und Gudrun. Unter Gillots Leitung las sie Kant und Kierkegaard, Rousseau, Voltaire, Leibniz, Fichte und Schopenhauer. Gillot staunte über ihren Intellekt, der in wenigen Monaten einen grossen Teil des westlichen Kulturerbes aufzog.

Ein gewaltsamer Prozess vollzog sich, ein jähes Erwachen aus der Traumwelt ihrer Kindheit, aber Lou erhielt dadurch eine intellektuelle Bildung, die ihr im späteren Leben sehr viel nützte. Sogar die schriftstellerische Neigung wurde jetzt geweckt, denn Gillot erlaubte ihr, einige seiner Sonntagspredigten für ihn abzufassen; diese wertvolle Praxis liess sie zudem die Wirkung ihrer Worte auf eine grosse Zuhörerschaft beobachten. Leider nahm diese Mitarbeit ein Ende, als Lou einmal eine gewaltige Predigt über das Zitat «Name ist Schall und Rauch» aus Goethes *Faust* schrieb. Gillot, der den Text genau in dem von ihr verfassten Wortlaut vortrug, erhielt vom holländischen Gesandten, der die Predigt mit anhörte, einen Verweis und den Rat, sich in Zukunft doch an die Bibel zu halten. Lou erinnert sich, dass Gillot den Rüffel «missvergnügt» an sie weitergab<sup>38</sup>.

So wertvoll diese forcierte geistige Übung auch war, sie hatte eine ernste Folge: sie entwurzelte Lou und machte sie heimatlos. Indem Gillot ihren Intellekt schärfte, riss er die unsichtbare Mauer ein, hinter der sie einen grossen Teil ihrer Kindheit verbracht hatte. Er bewirkte die Wendung von ihrer Kindheit, ihrer Familie, ihrem Vaterland zur Welt. Sie unterwarf sich diesem gewaltsamen Prozess, weil sie Gillot liebte; ihr ganzes Leben lang fühlte sie sich in seiner Schuld dafür, dass er sie befreit hatte. Infolge einer seltsamen Wendung des Schicksals musste Gillot aber bald entdecken, dass Lou befreien auch sie verlieren hiess.

Während der Monate ihrer heimlichen geistigen Verbindung mit Gillot, im Winter 1878 und im Frühjahr 1879, traten drei Ereignisse ein, die Lou endgültig von ihrer Vergangenheit trennten: der Tod ihres Vaters, ihr Bruch mit der Kirche und das freie Eingeständnis gegenüber ihrer Mutter, dass sie sich mit Gillot getroffen hatte. Von diesen Ereignissen war der Tod des Vaters das bei weitem wichtigste. Er war ihr mehr als ein Vater, er war der Mittelpunkt ihres Lebens gewesen. Mit ihm entschwand nun auch die Welt ihrer Kindheit. Solange er lebte, war sie im Schoss der Kirche geblieben. Erst nach seinem Tode hatte sie die Kirche verlassen. Zwar glaubte sie, dass der Vater ihre Handlungsweise verstanden, wenn auch bedauert hätte. Tatsache aber ist, dass sie den Bruch erst nach seinem Tode vollzog, und zwar durch ihre Weigerung, sich konfirmieren zu lassen, ein kühner, ein unerhörter Schritt, den ihre Mutter unverständlich fand und sehr beklagte. Einer Verwandten gegenüber gestand sie:

«Dass der erste, mir so ganz unerwartete Sturm vorüberging, ohne dass ich krank wurde, wundert mich eigentlich, ich bedurfte wirklich meiner ganzen moralischen Kraft, um mich aufrecht zu erhalten, und in den Tagen habe ich recht gefühlt, wie übrigens schon oft in meinem Leben, wie Gottes Kraft, wenn man ihm vertraut, in dem Schwachen mächtig ist; mein altväterlicher Glaube ist zwar nicht mehr Mode, aber ich bin glücklich, dass ich ihn habe! Du meinst, Ljola leidet in meiner Seele mit, das glaube ich nun nicht, dann hätte sie Alles anders angefangen und bewiese es mir durch die That; Du bittest mich, liebevoll gegen sie zu sein, aber wie ist das möglich bei einem so starren Charakter, der immer und in Allem nur seinen Willen durchsetzt... Ljola meint, es sei ein Betrug und Verbrechen, gegen seine Überzeugung bei Dalton konfirmiert zu werden, aber in anderen Sachen weiss ich, dass nicht so skrupulös gehandelt wurde.»<sup>39</sup>

Die Petersburger Gesellschaft hegte weithin Mitgefühl gegenüber Frau von Salomé, die nach ihrem Gatten nun auch ihre Tochter verloren hatte.

Die Kirche war die Hüterin der Moral. Indem Lou sie verliess, schien sie öffentlich kundzutun, dass sie von nun an ein unchristliches Leben führen wolle.

Dieser Eindruck wurde bestätigt, als sie ihrer Mutter in Gegenwart von Freunden ihre heimlichen Begegnungen mit Gillot gestand. Frau von Salomé war empört, denn Gillots Ruf erweckte kein Vertrauen, und sein Streit mit Dalton war allgemein bekannt. Sie brachte den Austritt ihrer Tochter aus der reformierten Kirche mit dem gefährlichen Mann in Verbindung, rief den Geistlichen zu sich, klagte ihn in einer – der alten Tradition würdigen – Szene eines schweren Verbrechens gegenüber ihrer Tochter an und drohte, ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Gillot wies jede Schuld von sich; er wollte keineswegs seiner Verantwortung gegenüber Lou ausweichen und verkündete stolz, er nehme sie auf sich. Ausführlich erklärte er Frau von Salomé die Geschehnisse, pries das Genie ihrer Tochter und bat sie um die Erlaubnis, weiterhin ihre Ausbildung überwachen zu dürfen. Allmählich vermochte Gillot die Mutter davon zu überzeugen, dass sich kein Unrecht ereignet hatte; er stellte ihr dar, wie sehr er ein Verbot weiterer Studien bedauerte. Zögernd und schweren Herzens gab Frau von Salomé den Überredungskünsten schliesslich nach, Lou hatte eine weitere Schlacht im Kampf um ihre Freiheit gewonnen.

Im Laufe der nun folgenden Monate wurde das bereits schon vertraute Verhältnis Lous zu Gillot noch inniger. Aber es erwies sich, dass der Überschwang an Gefühl, den sie in Gillots Gegenwart empfand, und die strenge geistige Disziplin, der er sie unterwarf, ihre Kräfte überstiegen. Sie bekam Ohnmachtsanfälle. Einmal verlor sie das Bewusstsein, als sie auf Gillots Knien sass. Sie betonte: «Unrechtes tun war unmöglich.»<sup>40</sup> Aber wie dem auch sei: Ein achtzehnjähriges Mädchen auf den Knien eines Mannes, den sie verehrt und der offensichtlich von ihr fasziniert ist, begibt sich in eine gefährliche Situation. Denn wie unschuldig Lous Gefühle auch gewesen sein mögen, so war doch Gillot kein Heiliger, auch wenn sie ihm diese Rolle zugeteilt hatte. Bald schon wandelte sich die innige Anteilnahme des Pfarrers an seiner Schülerin in Liebe. Eines Tages, als sie in seinem Zimmer arbeiteten, umarmte er sie plötzlich, gestand ihr seine Liebe und bat sie, seine Frau zu werden.

Lou war entsetzt: Wieder war eine Welt zusammengebrochen, die Welt der Vernunft und des Geistes, wieder war ein Gott gestürzt. Alles hatte sich verändert, ihre Liebe das Unschuldige verloren. Sie hatte das ferne Rauschen des Blutes gehört und wusste, dass sie selbst verloren war,

wenn sie ihm folgte. Und dann war alles verloren. Unter ungeheurer Willensanstrengung stand sie auf und verliess Gillot. Sie betonte, sie werde stets sein Kind sein, stets ihn lieben, aber nun müsse sie ihn verlassen, ehe das Bild, das sie von ihm im Herzen trage, zerbrochen sei.

Für ihre Weigerung, Gillots Frau zu werden, sprachen natürlich noch andere Gründe. Einmal der Unterschied des Alters – Gillot war dreiundvierzig, Lou erst achtzehn. Dann störte sie auch der Umstand, dass er verheiratet war und zwei etwa mit ihr selbst gleichaltrige Töchter hatte, obwohl sie im *Lebensrückblick* es als ein Attribut Gottes bezeichnet, mit allen Menschen verwandt zu sein – und Gillot war für sie ein Ersatz Gottes. Dennoch würde sie seine Bindung an eine Familie nicht daran gehindert haben, den Antrag anzunehmen. Ihre Ablehnung beruhte hauptsächlich auf dem Umstand, dass sie sich für die Ehe noch nicht reif fühlte. «Überdies aber hatte ihn (Gillot) meine anhaltende Kindhaftigkeit – herkommend von nordländisch-später Körperentwicklung – gezwungen, zunächst vor mir zu verheimlichen, dass er die familiären Vorbereitungen zur Verbindung zwischen uns schon veranlasst hatte.»<sup>41</sup> Das Schmerzliche an ihrer Liebe zu Gillot war, dass sie als Kind liebte. Es rührte zwar die Frau in ihr an, vermochte sie aber nicht zu erwecken. Als erfahrener Weltmann hatte Gillot das wahrscheinlich geahnt und daher seine Vorbereitungen heimlich getroffen. Es muss ihn schwer getroffen haben, dass sein Plan auf so unüberwindlichen Widerstand stiess. «Wie schwer muss er gewiss oft unter den widerspruchsvollen Gefühlen leiden, die in seinem Innern toben!» heisst es im *Lebensrückblick*<sup>42</sup>.

In ihrem Roman *Ruth* versuchte Lou viele Jahre später die Geschichte dieser ersten Liebe aufzuzeichnen. Wie in den meisten ihrer Bücher verschmilzt in *Ruth* Autobiographisches mit Fiktivem, wobei das Persönliche überwiegt. In der Heldin, Ruth Delorme, hat sich Lou offenbar selbst porträtiert; Erik, ihr Lehrer, die Hauptfigur der Geschichte, trägt Gillots Züge. Der Roman erzählt, wie sie einander begegnen, zusammen arbeiten und sich ineinander verlieben. Er bringt eine Fülle von psychologischen Beobachtungen über die verschiedenen Züge von Liebe: die Aggressivität des männlichen Partners, die Sehnsucht der Frau nach Hingabe und die reine Verehrung des Kindes. Für den heutigen Leser sind die emotional überladene Atmosphäre, der Gefühlsüberschwang des Buches ziemlich ermüdend, aber Lous Zeitgenossen wurden von *Ruth* stark ergriffen. In der Phantasie heranwachsender Mädchen beansprucht kaum ein Thema grösseres Interesse als eine Liebesgeschichte zwischen Lehrer und Schülerin.

Lous Leserinnen jedenfalls bewegte das Buch sehr, und sie schrieben der Verfasserin Briefe leidenschaftlicher Verehrung. Einige besuchten sie sogar und wurden treue Freundinnen auf Lebenszeit. So trug die Gillot-Episode in Lous Leben Folgen, die weit über das unmittelbare Erlebnis hinausgingen.

Im Roman wie in der Gillot-Episode erscheint die Gestalt der Heldin in einem merkwürdigen Gegensatz von Unschuld und Erfahrung. Als Lou dem Pfarrer begegnete, war sie dem Gefühl nach ein Kind, in mancher Hinsicht unreifer als die meisten ihrer Altersgefährtinnen. Aber geistig hatte sie sich weit entwickelt und konnte sich mit doppelt so alten Männern messen. Ihr Intellekt war in Regionen vorgestossen, in die keine ihrer Kameradinnen einzudringen vermochte. Was Gillot zu ihr hinzog und seine Leidenschaft entzündete, waren ihr Verstand und die Spontaneität ihres Wesens. Vital und lebensbejahend ging sie auf alle seine Gedanken so bereitwillig ein, dass er annahm, sie werde auch seine Liebe erwidern. Und Gillot war nur der erste von vielen Männern, die dieser Täuschung unterlagen. Sie alle glaubten, dieses hochbegabte, lebensprühende Mädchen, das jeden Gedanken vorwegzunehmen schien, sei zur Liebe bereit und könne mühelos errungen werden. Sie täuschten sich, weil der Intellekt dieses leidenschaftlichen Mädchens paradoxerweise im Körper eines Kindes wohnte.

Lou selbst war sich des doppeldeutigen Gefühls bewusst, das sie in Männern weckte. Ihr Roman *Ruth* enthält eine Traumsequenz, in welcher Erik seine Angebetete in zwei verschiedenen Träumen sieht: einmal als verwelkte alte Jungfer, die ihn stumm in ihrer Enttäuschung anklagt, im zweiten Traum als «wollüstige Dirne» in «nackter, entblösster Schönheit. Nackt sah er Ruth – und schamlos fremden Männern preisgegeben – einen weissen Körper, der nicht der ihre war, ein lackendes Antlitz, das nicht das ihre war – und doch wusste er: es sei Ruth».<sup>43</sup>

Wir können nur vermuten, was Gillot empfand, als seine geliebte Schülerin ihn zurückwies. Wir wissen, er war ein stolzer Mann. Es musste seinem Selbstbewusstsein einen schweren Schlag versetzen, als er erkannte, wie völlig falsch er Lou eingeschätzt hatte. Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als in seiner Arbeit Trost zu suchen.

Die Wochen, die auf diese Krisis der Gefühle folgten, waren auch für Lou schmerzlich. Gern hätte sie ihre Studien mit Gillot fortgesetzt, denn er hatte ihren Lerneifer geweckt, und es gab noch so viel Wissen, das sie sich aneignen wollte. Sie wusste jedoch, dass sie ihn nicht mehr sehen

durfte, aber sie wusste auch, dass sie ihn sehen musste, solange sie in St. Petersburg blieb. So fasste sie den Entschluss, Russland zu verlassen und ihre Studien im Ausland fortzusetzen. Ihre Wahl fiel auf die Universität Zürich. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war Zürich eines der Zentren höherer Bildung, die auch Frauen zum Studium zuliessen. Es war kein Geheimnis, dass hier viele junge Russen zusammentrafen, die sich gegen die Autorität der Väter auflehnten und revolutionären Ideen anhängen. Ein zeitgenössischer Beobachter stellte fest, dass «Zürich in der Schweiz in der letzten Zeit zahlreiche solcher (russischen) Studentinnen gesehen hat, die bestrebt sind, alle ihrem Geschlecht zugehörenden Eigenschaften in sich abzutöten, um ihren Anspruch auf die berufliche Tätigkeit des anderen Geschlechts anzumelden – Mädchen, die, wie Shakespeare sagt, schwer arbeiten und aufhören, Frauen zu sein, um sich desto besser auf die Ebene der Männer erheben zu können».<sup>44</sup>

Lou hatte wohl davon gehört, aber sie reiste nicht nach Zürich, um sich dort auszuleben. Sie begeisterte sich auch nicht für die *Narodniki-Ideale* ihrer Landsleute, die in Zürich studierten, um sich auf ihr missionarisches Werk unter dem russischen Volk vorzubereiten. Sie hatte ihre eigenen Gründe für diese Wahl: vor allem wollte sie bei Alois Biedermann studieren, einem der führenden protestantischen Theologen jener Zeit. Indem sie sich für Zürich entschied, den Sammelpunkt der revolutionären Elite Russlands, folgte sie immerhin auch bis zu einem gewissen Grad dem Einfluss ihrer russischen Umgebung, bewies sie auch, dass Gillots Bemühungen, sie dem Russentum zu entfremden, nicht gänzlich erfolgreich gewesen waren. Es ist aber wohl sicher, dass Lou nicht beabsichtigte, in Zürich an revolutionären Umtrieben mitzuwirken.

Als Lou ihm von ihren Plänen erzählte, war Gillot zunächst bestürzt. Vielleicht hatte er gehofft, sie doch noch für sich gewinnen zu können, solange sie in seiner Nähe weilte, wusste aber, dass sie mit ihrem starken Willen von dem gefassten Entschluss nicht abzubringen war, und fügte sich ins Unvermeidliche. Bedeutend stärkeren Widerstand setzte Lous Familie dem Vorhaben entgegen. Schon der Gedanke, dass ihre Tochter überhaupt studieren wollte, war Frau von Salomé unerträglich, dazu aber auch noch im Ausland. Seit dem Tod des Vaters musste Lou auf ihren bedeutsamsten Fürsprecher verzichten und sich rückhaltlos mit ihrer Mutter auseinandersetzen. Wochenlang tobte zwischen ihnen ein erbitterter Kampf, bei dem die Brüder zu schlichten suchten. Es gab Augenblicke, in denen Lou an einem günstigen Ausgang verzweifelte. Schliesslich aber besiegte die

Tochter ihre Mutter, die über Gillots Heiratsantrag empört war und es am Ende doch für besser hielt, wenn Lou dem Einfluss dieses gefährlichen Mannes entzogen wurde.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, ergab sich eine unvorhergesehene Schwierigkeit, die den gesamten Plan abermals umzuwerfen drohte. Die russische Regierung weigerte sich, Lou einen Pass auszustellen, weil sie nicht konfirmiert war. Den subtilen Gedankengängen eines zaristischen Beamten nach war jemand, dessen Existenz die Kirche nicht bestätigt hatte, gar nicht vorhanden und benötigte auch keinen Pass. In den friedlichen Tagen des neunzehnten Jahrhunderts waren Reisepässe nicht so wichtig wie heute, benötigte man sie doch nur in wenigen Ländern, von Russland abgesehen. Als es nun auf einmal hiess, Lou könne ohne Pass nicht reisen und ohne vorherige Konfirmation keinen Pass erhalten, war guter Rat teuer. In ihrer Notlage wandte sich Lou abermals an Gillot. Er schlug für sie und ihre Mutter eine Reise nach Holland vor, wo er sie in der Kirche eines Freundes konfirmieren wollte. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und im Mai 1880 fand in einer kleinen holländischen Dorfkirche eine seltsame Zeremonie statt. An einem Sonntag, nach dem Gottesdienst, als die Bauern die Kirche bereits verlassen hatten, kniete Lou vor dem Altar nieder und gelobte, ein treues Mitglied der christlichen Kirche zu werden. Bedenkt man ihre vorherige Weigerung, das Gelübde abzulegen, und erinnert man sich ihrer inneren Einstellung, so sieht das stark nach Opportunismus aus. Man muss jedoch bedenken, dass Gillot das Gelübde entgegennahm. Ihm und weniger einer kirchlichen Gemeinschaft schwor sie Gefolgschaft. Die einzigen Zeugen dieses Vorgangs waren Gillot und Lous Mutter. Da aber der Ritus in holländischer Sprache vollzogen wurde, konnte ihm Frau von Salomé nicht folgen – zum Glück, denn der Vorgang glich fast einer Trauzeremonie:

«Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erhört. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen: du bist mein».<sup>43</sup> Als Lou erschauernd die Worte vernahm, mit denen Gillot sie segnete, erkannte sie, dass er immer ein Teil ihres Lebens bleiben würde, wie weit sie sich auch von ihm entfernen mochte. Sie wusste, dass Gillot Mühe hatte, ihren Namen – Ljola – auszusprechen. Überraschend gebrauchte er aber weder die russische noch die deutsche Form, sondern nannte sie Lou. Von nun an sollte dies ihr Name sein, weil Gillot sie so getauft hatte. Mit ihrer Kindheit liess sie auch ihren alten Namen hinter sich. Während sie Gillot in seiner schwierigen Doppelrolle als Geistlicher und Freund beobachtete, wurde ihr bewusst, dass mit

diesem Akt der Einsegnung ihre Trennung begann; sie fühlte eine tiefe Dankbarkeit in ihrem Herzen, denn sie schuldete ihm viel. Er hatte ihr geholfen, die Schwelle zwischen Kindheit und Mädchenzeit zu überschreiten, hatte ihren Verstand geschult und sie dazu geführt, die Welt als Wirklichkeit wahrzunehmen. Er hatte sie ihre schlummernde Weiblichkeit ahnen lassen. Und er hatte sie befreit, hatte ihr mit dem Segen der Kirche einen Pass in die Freiheit geschenkt.

Auch Gillot mögen wechselnde Gefühle beherrscht haben. Seine Freundin war im Begriff, ihn für immer zu verlassen, nachdem sie ihm die Rolle des göttlichen Ratgebers erteilt hatte, während er sich doch danach sehnte, sie als Frau zu besitzen. Nach St. Petersburg auf einen nun leeren und bedeutungslosen Posten zurückkehren zu müssen, war ihm verhasst. Vielleicht empfand er in diesem Augenblick auch, was die meisten Männer spürten, die sich in Lou verliebten: dass Liebe und Hass derselben Wurzel entspringen und dass sich in einem enttäuschten Herzen Bitterkeit und Groll ansammeln. Der Pfarrer in Gillot mochte Lou segnen und ihr verzeihen – der Mann konnte es nicht.

## VON ZÜRICH NACH ROM

Im September 1880 trafen die Witwe des Generals von Salomé und ihre neunzehnjährige Tochter in Zürich ein, nicht zu einem ersten Besuch: noch zu Lebzeiten des Generals hatte die Familie oft ihre Ferien in der Schweiz verbracht, und erst kurz vorher hatten gute Bekannte aus Petersburg in Ries bei Zürich ein Haus gekauft. Sie halfen den beiden Damen, eine Wohnung zu finden.

Zürich war damals ein überdimensionales Schweizer Dorf, das sich zu einem geschäftigen Handelszentrum entwickelt hatte und stolz darauf war, «die kosmopolitischste Kleinstadt der Welt»<sup>46</sup> genannt zu werden. Es verdankt seine Grösse und seinen Ruf nicht nur dem unbestreitbaren Fleiss seiner Einwohner, sondern auch der herrlichen Alpenlage am Nordende des Zürcher Sees. Alte Kirchen und Klöster zu beiden Ufern der Limmat geben dem Stadtkern seinen malerischen Charakter und erinnern den Fremden an die machtvolle christliche Tradition seiner Einwohner. *Ora et labora* – bete und arbeite – ist seit jeher der Wahlspruch der Zürcher gewesen, wobei auf dem «arbeite» vielleicht der grössere Nachdruck liegt. Sehr zu ihrem Kummer haben es diese schwerarbeitenden, genügsamen und gottesfürchtigen Bürger immer wieder erleben müssen, dass ihre Stadt von einer Heerschar durchreisender Besucher überschwemmt wurde. Könige und Kaiser, Grossherzöge und Herzoginnen, Künstler, Schriftsteller, politische Verbannte und Revolutionäre haben in ihren Mauern Erholung und Zuflucht gesucht und sich oft recht exzentrisch aufgeführt. Das Oberhaupt des Hauses Romanow verbrachte einige Zeit in Zürich, und von Zürich aus schmiedete Lenin die letzten Pläne zur bolschewistischen Revolution. An einem Altstadtthaus ist eine Tafel angebracht mit der Inschrift: Hier wohnten Joseph II., Zar Alexander I., Alexandre Dumas, Mozart, Volta, Goethe, Madame de Staël, Schlegel, Fichte, Ludwig Uhland, Victor Hugo, Carl Maria von Weber, Liszt, Brahms... Andere Tafeln nennen die Namen von Richard Wagner, James Joyce, Thomas

Mann. Ein wahrer Strom von Berühmtheiten ist durch Zürich gezogen, ohne jedoch dessen durchaus schweizerischen Charakter zu verändern.

Zürich ist trotz seiner kosmopolitischen Besucher eine nüchterne Stadt geblieben, in welcher an die Stelle der Lebenslust, wie man sie oft in deutschen Universitätsstädten findet, eine wohlstandige Gemütlichkeit tritt. Hier gibt es kein frivoles Nachtleben wie in Paris oder Wien. Vor langer Zeit schon bestimmten die Stadtväter, die ihre Bürgermoral nicht durch den oft sehr lockeren Lebenswandel der Ausländer verdorben sehen wollten, dass spätestens um Mitternacht jeder gute Christenmensch ins Bett gehört. Wer nach Mitternacht in Zürich revolutionäre Pläne schmieden will, muss dies bei sich zu Hause tun.

Die Schweizer Nüchternheit gefiel Frau von Salomé. Sie kam ihrem eigenen protestantischen Moralgefühl entgegen und dämpfte das Treiben jener jungen Hitzköpfe – französischer Atheisten, italienischer Anarchisten und russischer Nihilisten –, die sich in Zürich zusammenfanden. Ihr gefiel auch die Sauberkeit, die das städtische Leben bestimmte, die gepflegten Gärten, die hübschen Häuser, die freundlichen Strassen. Musste die Tochter schon ohne zwingenden Grund eine Universität besuchen, so konnte man Gott danken, dass sie sich für Zürich und nicht für Wien oder Paris entschieden hatte. Vom Studium abgesehen, wusste die *Generalscha* gegen den Aufenthalt in Zürich nichts einzuwenden.

Lou wäre lieber allein nach Zürich gekommen, hatte aber diesen Wunsch nicht durchsetzen können. Frau von Salomé hatte sich kategorisch geweigert, ihre Tochter ohne Begleiterin reisen zu lassen, und da keine andere Anstandsdame zur Verfügung stand, war sie selbst mitgekommen. Ungern hatte sich Lou gefügt. Eine Anstandsdame bedeutete für sie nur die falsche Rücksicht auf schickliche Konventionen, und sie glaubte, durch ihr untadeliges Verhalten gegenüber Gillot bewiesen zu haben, dass sie auf sich selbst achtgeben konnte. Aber gerade wegen der Gillot-Affäre sorgte sich ihre Mutter, wenn sie an die Zukunft ihrer Tochter dachte. Zwar vertraute sie Lous Darstellung der Vorfälle, wollte aber eine ähnlich heikle Situation verhindern und fand es ratsam, dass ihre Tochter bald heiratete, und zwar je früher, desto besser.

In dieser Frage vermochte Lou ihre Mutter nicht zu beruhigen. Ihr kam im Gegenteil der Gedanke an eine Ehe ein wenig lächerlich vor. Die Ehe erschien ihr als eine zwar ehrwürdige, aber altmodische Methode, Mädchen an ihrer freien Entwicklung zu hindern, indem man die Autorität von den Eltern auf den Gatten übertrug. Sie verwies auf ihre ablehnende

Haltung gegenüber dem Antrag Gillots, den sie immerhin hätte erwägen können. Solche Argumente empörten Frau von Salomé; dass ein verheirateter Mann mit Kindern, dazu noch ein Pfarrer, ein solches Ansinnen stellte, überstieg ihr Vorstellungsvermögen genauso wie der Gedanke an Scheidung einer christlichen Ehe. Was sollte aus der Welt werden? Die junge Generation schien kein Schamgefühl mehr zu besitzen. In Zürich hörte sie haarsträubende Geschichten von Studenten aus gutem Hause, die für die freie Liebe eintraten. Sie hegte den Verdacht, dass die treibende Kraft hinter dem lauten Geschrei nach der Emanzipation der Frauen moralische Verantwortungslosigkeit war, und sie beschloss, wachsam zu bleiben.

Ein weiterer Grund für Frau von Salomé's besorgte Wachsamkeit war das politische Intrigenspiel vieler junger Russen, die sich als Studenten ausgaben, aber wie Verschwörer auftraten. Von solchen Kreisen wollte sie ihre Tochter fernhalten, zumal sie dies als Missbrauch der schweizerischen Gastfreundschaft ansah.

In der Tat beobachteten die Zürcher Bürger das Verschwörergebaren der Russen in ihrer Stadt mit Argwohn. Frau von Salomé hielt es für ein Zeichen von schlechtem Betragen, als kurz nach ihrer Ankunft russische Studenten mit einer geräuschvollen Strassendemonstration und einem Fackelzug die Ermordung Zar Alexanders II. feierten. Nur gut, dass sie anwesend war und ihre Tochter daran hindern konnte, sich diesen Revolutionären anzuschliessen.

Aber in Lous Fall war diese Besorgnis überflüssig. Lou war nach Zürich gekommen, um zu studieren. Sie arbeitete mit solchem Eifer, dass für andere Beschäftigungen keine Zeit blieb. Sie besuchte Vorlesungen in vergleichender Religionswissenschaft, Philologie, Philosophie und Kunstgeschichte. Unter ihren Professoren waren einige der hervorragendsten akademischen Lehrer ihrer Zeit: der Theologe Biedermann, der Kunsthistoriker Kinkel und der Historiker Baumgartner. Sie alle bestätigten die ungewöhnliche Begabung des Mädchens, den Ernst und den Eifer, mit dem Lou sich ihrem Studium widmete.

Ein Foto aus ihrer Studentenzeit gibt diesen Eindruck wieder. Es zeigt ein grosses, schlankes Mädchen in einem streng geschnittenen, schwarzen Kleid, das, bis an den Hals zugeknöpft, ausser Spitzen an Kragen und Manschetten keinerlei schmückenden Besatz aufweist. Ihr «Nonnenkleidchen» nannte es Lou und bezeichnete es als die bevorzugte Kleidung der Studentinnen in Zürich. Auf jeden Fall war es weit entfernt von den üblichen gebauschten Quasten-Kleidern ihrer Zeitgenossinnen. Noch auffälliger ist ihr

Gesicht mit der hohen Stirn, gesäumt von streng zurückgekämmtem, blondem Haar, mit tiefliegenden blauen Augen, die fest in die Kamera blicken, mit weichem, ziemlich sinnlichem Mund und wohlgeformtem Kinn. Es war kein besonders schönes Gesicht, denn die hohe, knabenhafte Stirn entsprach nicht ganz ihrem Geschlecht – aber zweifellos ein ungewöhnliches. Ihre beste Beschreibung aus dieser Zeit stammt von Professor Biedermann, der damals am Ende einer grossen akademischen Laufbahn stand. Er lernte sie gut kennen und nahm persönlichen Anteil an ihrem Leben. Als Zeichen seiner Wertschätzung schenkte er ihr ein Exemplar seines Buches *Christliche Dogmatik* mit dem handgeschriebenen Spruch: «Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.» Und in einem Brief an Lous Mutter teilte er mit:

«Ihre Fräulein Tochter ist ein weibliches Wesen ganz ungewöhnlicher Art: von kindlicher Reinheit und Lauterkeit des Sinns und zugleich wieder von unkindlicher, fast unweiblicher Richtung des Geistes und Selbständigkeit des Willens und in beidem ein *Demant*. Ich scheue mich zwar, das Wort zu brauchen; denn es klingt wie ein Compliment. Und Complimente mache ich überhaupt niemandem gegenüber, den ich achte; am allerwenigsten einem Mädchen gegenüber, an dessen ganzem Wohl ich herzlichen Antheil nehme und an dem ich durch Complimente geradezu mich zu versündigen fürchten würde. Und auch der Mutter will ich wahrhaftig kein Compliment über die Tochter machen mit etwas, von dem ich ja gar wohl fühle und weiss, dass es der Mutter gerade schmerzliche Entbehrungen von *Glück*, wie sie es am nächsten und einfachsten in einer Tochter zu erwarten berechtigt ist, auferlegt. Allein, ich nenne Fräulein Louise ihrem innersten Wesen nach einen *Demant*.»<sup>47</sup>

Professor Biedermann war nicht der einzige, auf den Lous Willensstärke tiefen Eindruck machte. Ihre intellektuelle Aufrichtigkeit und Energie, die routinierte Strenge, mit der sie ihre Studien betrieb, wurden von allen bemerkt, mit denen sie in Berührung kam. Sie wurde bewundert und gefürchtet. Viele kritisierten sie als zu selbständig für ihr Alter, machten ihr den Vorwurf, dass es ihr an weiblichen Interessen fehle, hielten sie für übertrieben ichbezogen und beanstandeten, dass sie sich zu wenig um die Gefühle kümmere, die sie in anderen wecke. Sie bemängelten, dass ihre Vitalität zu sehr aus dem Intellekt komme, ihr Wille zu männlich sei. Ausserdem sah man sehr bald, dass sie viel zu angestrengt arbeitete und ihre Kräfte überschätzte.

Anzeichen geistiger Überanstrengung und körperlicher Schwäche waren

schon vor Lous Reise nach Zürich aufgetreten. Sie hatte Ohnmachtsanfälle erlitten, als sie unter Gillots Aufsicht arbeitete. Jetzt stellten sie sich häufiger ein. Sie sah müde und blass aus und, was erschreckend war, sie begann Blut zu husten. Kaum ein Jahr nach der Ankunft in der Schweiz musste Frau von Salomé feststellen, dass ihre Tochter ernstlich krank war. Sie besuchte mit ihr verschiedene Bäder, sorgte dafür, dass Lou Diät einhielt und sich ausruhte. Aber nichts schien zu helfen. Während Lous Geist weiterhin rastlos arbeitete, wurde ihr Körper zusehends schwächer. Schliesslich riet man Frau von Salomé zu einem Klimawechsel ihrer Tochter als einzige Hoffnung auf Genesung. Man empfahl, während des Winters nicht in der Schweiz zu bleiben, sondern in den Süden zu reisen, ein Aufenthalt in Italien bot sich an. So reisten Frau von Salomé und ihre kranke Tochter im Januar 1882 nach Rom, entschlossen, eine Zeitlang in Italien zu bleiben. Dort wurde Lou in einen Wirbel von Ereignissen gerissen, den weder sie noch ihre Mutter hatte voraussehen können.

Es begann mit einem Gedicht. Gleich vielen jungen Menschen verfasste Lou Gedichte, doch sie folgte einem inneren geistigen Drang, keiner vorübergehenden Stimmung oder einer sentimentalischen Schwärmerei. Sie dichtete, um Ideen Ausdruck zu verleihen, grossen, universalen Ideen, wie etwa dem Sinn des Schmerzes und der Herrlichkeit des Lebens. Einige ihrer Verse zeigte sie Professor Kinkel, bei dem sie in Zürich Kunstgeschichte hörte. Gottfried Kinkel, ein ehrwürdiger alter Herr, früher einer der führenden deutschen Revolutionäre von 1848, dichtete selbst. Er fand Gefallen an Lous Gedichten. Besonders beeindruckte ihn ihr *Lebensgebet*, das mit den hochtrabenden Worten beginnt:

«Gewiss, so liebt ein Freund den Freund,  
Wie ich Dich liebe, Rätselleben –  
Ob ich in Dir gejauchzt, geweint,  
Ob Du mir Glück, ob Schmerz gegeben.»<sup>48</sup>

Kinkel wusste, dass Lou lungenkrank war und vielleicht nicht mehr lange zu leben hatte. Dieses Wissen verlieh dem Gedicht einen besonderen herben Ton. Dass dieses begabte Mädchen auf der Schwelle des Todes sich nicht einem kränkelnden Selbstmitleid ergab, bewies ihre Seelenstärke. Als Kinkel hörte, dass Lou aus gesundheitlichen Gründen nach Rom reisen wolle, gab er ihr einen Empfehlungsbrief an seine alte und teure Freundin Malwida mit und bat diese, sich der jungen Russin anzunehmen, die das Leben so sehr liebte und dabei dem Tode so nahe war.

Malwida von Meysenbug, eine der grossen Gestalten der deutschen Frauenbewegung, stand damals hoch in den Sechzigern. Obwohl sie aus altem Adel stammte, hatte sie auf ein Leben der sorglosen Musse verzichtet und sich ihrer Familie zum Trotz den Sozialrevolutionären von 1848 angeschlossen. Mit Idealismus kämpfte sie für das Recht der Frauen auf höhere Bildung und trat als glühende Befürworterin sozialer Gerechtigkeit hervor.

Ihr warmherziges Temperament, ihr Mitgefühl mit den Armen und Unterdrückten sowie ihre leidenschaftliche Parteinahme für persönliche und politische Freiheit hatten sie den Führern der Revolution von 1848 eng verbunden. Als die Revolution scheiterte, musste sie gleich den anderen ihre Heimat verlassen und ins Exil gehen. Jahrelang verdiente sie in England mühsam ihren Lebensunterhalt mit Privatstunden. Später überwachte sie die Erziehung von Olga Herzen, der jüngsten Tochter des berühmten russischen Schriftstellers und Sozialkritikers Alexander Herzen.

Wo immer die menschliche Freiheit bedroht war, erhob Malwida ihre Stimme, schrieb Artikel, hielt Reden und unterbreitete praktische Vorschläge, wie das Los der Bedrückten gebessert werden könne. Ihre selbstlosen Bemühungen brachten ihr die Liebe und Bewunderung der revolutionären Elite Europas ein. Sie kannte alle: Schurz und Kinkel, Garibaldi, Froebel, Herzen, Kossuth, Mazzini, Wagner. In Frankreich, in England, ja sogar in Amerika zählte sie treue Freunde und Bewunderer. Ihre weitreichenden persönlichen Beziehungen und ihre umfangreiche Korrespondenz mit den fortschrittlichsten Geistern des neunzehnten Jahrhunderts vermittelten ihr Einblicke in zukünftige Entwicklungen, die prophetisch klingen. So führte sie zum Beispiel in ihren Memoiren aus, dass Russland und das ihm geographisch ähnliche Amerika mit ihren breiteren Konturen vielleicht dazu berufen seien, einst jene sozialistischen Tendenzen zu verwirklichen, die weiterhin in der Welt als das Ideal der Zukunft gegolten hatten, um dessen Erfüllung so hart gekämpft worden sei und dessen Untergang man jetzt beklage.

Sie war besonders eng mit Richard Wagner befreundet, da sie fühlte, dass seine Musik den Anbruch eines neuen Zeitalters ankündigte. Sie gehörte zu seinen frühesten und eifrigsten Anhängern und hatte dem schwerringenden Künstler schon in seiner Pariser Notzeit sehr geholfen. Seitdem hatte sie seine Laufbahn mit tiefer Sympathie verfolgt und war Zeugin jenes historischen Augenblicks im Bayreuth des Jahres 1872 gewesen, als Wagner, umgeben von seinen Freunden, den Grundstein zum Festspiel-

haus legte. Bei dieser Gelegenheit hatte Malwida den jungen Friedrich Nietzsche kennengelernt, der damals des Meisters ergebenster Jünger war. Sie blieb dem jungen Professor mit dem ernsten Gesicht, dessen kurz zuvor veröffentlichte *Geburt der Tragödie* zahlreiche Kommentare hervorgerufen hatte, sehr zugetan. Besonders eingenommen hatte Nietzsche sie mit seinen Improvisationen auf dem Klavier. Da hatte sie den Künstler im Gelehrten gespürt und teilte Wagners Meinung, dass ein Mann mit solch musikalischer Inspiration kein Wissenschaftler hätte werden sollen.

Als sie sich später in Italien niedergelassen hatte, hörte sie, dass Nietzsche krank war und an schrecklichen Migräneanfällen litt, die ihn an der Ausübung seiner beruflichen Pflichten hinderten. In ihrer mütterlichen Besorgnis lud sie Nietzsche ein, nach Italien zu kommen und sich in ihrer Obhut zu erholen. Nietzsche nahm das Angebot hochofreut an, bat aber um die Erlaubnis, zwei gleichfalls der Ruhe und der Pflege bedürftige Freunde mitbringen zu können – einen Jurastudenten und einen jungen Philosophen namens Paul Rée. Malwida war einverstanden, und während des Winters 1876 bewohnte sie mit ihren drei Schützlingen eine schöne Villa in Sorrent, mit herrlichem Blick auf den Golf von Neapel.

Es war ein fast ideales Leben. Morgens beschäftigte sich jeder mit seinen eigenen Arbeiten, Nietzsche mit *Menschliches, Allzumenschliches*, Rée mit dem *Ursprung der moralischen Empfindungen*. Nachmittags unternahm sie Ausflüge in die herrliche Umgebung von Neapel zu Fuss oder mit dem Wagen, und abends lasen sie einander vor oder unterhielten sich. Einer der Lieblingspläne Malwidas von Meysenbugs war die Gründung einer Akademie, auf der junge Menschen eine vielfältige Ausbildung in Kunst und Wissenschaft erhalten sollten. Sie war zutiefst davon überzeugt, dass Frauen genauso wie Männer ein Recht auf höhere Bildung besitzen. In der «Missionsschule», die sie ins Leben rufen wollte, sollten Frauen die Möglichkeit haben, mit Männern unter gleichen Bedingungen ihren Wissensdurst zu stillen. Sie sollten gemeinsam von den besten Lehrern unterrichtet werden, sollten Musse haben zum Lesen, Schreiben und Philosophieren und damit beweisen, dass Frauen den Männern intellektuell nicht unterlegen sind. Gleichzeitig aber sollten die Frauen nicht vergessen, dass sie Frauen waren. Im Kampf um die Gleichberechtigung durften sie ihrer weiblichen Natur keinen Zwang antun.

Nietzsche und Rée schienen zunächst Malwidas pädagogischen Idealen von ganzem Herzen zuzustimmen und boten sich sogar als Lehrer an. Aber in ihren Beifall mischte sich ein Gutteil von Ironie, denn in ihren eben

entstehenden Büchern war für dies utopische Vorhaben kein Platz. In seinen Aphorismen über die Moral lehrte Rée, getreu den französischen Moralisten und seinem besonderen Lehrmeister La Rochefoucauld, dass der Grundtrieb allen menschlichen Handelns die Eitelkeit sei. Und Nietzsche, der damals Voltaire sehr bewunderte, schoss Pfeile gegen die «intellektuelle» Frau ab. Sogar Malwida von Meysenbug erkannte schliesslich, dass sie von ihren zwei skeptischen Schützlingen keine Unterstützung für ihren Akademieplan erhoffen durfte, aber diese Enttäuschung minderte ihre freundschaftlichen Gefühle nicht. Zwar beklagte sie die Ideen Nietzsches und Rees, blieb beiden jedoch persönlich aufrichtig zugetan. Dies galt besonders für Paul Rée, den sie fast wie einen Sohn behandelte.

Als Malwida nach langen Wanderjahren sich schliesslich in Rom niederliess, «der einzigen Stadt, die als lebendiges Gedicht den ästhetischen Bedürfnissen der Seele Genüge tat»<sup>49</sup>, wurde ihr Salon im obersten Stock eines Hauses in der Via della Polveriera – neben dem Colosseum, mit dem Blick auf die Albaner Berge und den Aventin – zum Treffpunkt von Schriftstellern, Musikern, Künstlern und Politikern aus aller Herren Ländern. Sie kamen, um einer der vornehmsten Seelen ihrer Zeit zu huldigen. Malwidas Hauptwerk, *Memoiren einer Idealistin*, zeigt eine seltene Übereinstimmung von Geist und Gewissen.

Zu Malwidas Besuchern gehörte auch der französische Schriftsteller Romain Rolland, der sie beschreibt als «eine kleine Frau, schlicht in Kleidung und Gebaren, die Augen gross und kraftvoller wirkend als ihre schmale Gestalt; in vorspringenden Augäpfeln war die Iris von klarem Blau ... Das Gesicht hatte nichts Verkniffenes. Eine ziemlich kräftige Nase, ein breiter Mund, ein fester Knochenbau in Wange und Kinn ... Das Auffallendste an ihrem Gesicht war die männliche Falte an den Mundwinkeln.

In ihrem Salon in Rom stand eine weisse Wagner-Büste vor purpurnem Hintergrund und Anemonen in einer silbernen Vase. Das Gewebe der Blumen war nicht zarter und transparenter als die kleine alte Dame mit den graublauen Augen und dem unter einem schwarzen Kopftuch fest zurückgestrichenen weissen Haar, die mir lächelnd, ruhig und rasch mit lautlosen Schritten entgegenkam, meine Hand ergriff und mich mit jenem hellen Blick durchbohrte, der einem die Unreinheiten aus der Seele fortwischte, ohne sie zu sehen, und dann weiter in die Tiefe vordrang.

Sie hatte ein ganzes Leben mit den Heroen und Riesen des Geistes verbracht, ihren Ängsten und ihren Verzweiflungen; alle hatten sie sich ihr anvertraut, und nichts hatte den Kristall ihres Denkens getrübt.»<sup>50</sup>

Lou erwartete ungeduldig die Begegnung mit dieser ungewöhnlichen Frau. Sie hatte ihre Memoiren mit Anteilnahme gelesen und verstand sie als Frau, die, ihr selbst in Abstammung und Erziehung sehr ähnlich, es gewagt hatte, der ganzen Welt zu trotzen, um ihr Leben ihren eigenen Idealen gemäss leben zu können. Gleich Lou war Malwida gezwungen worden, gegen die Vorurteile ihrer Familie und ihres Standes zu kämpfen, gleich ihr war sie aus der Kirche ausgetreten, und gleich ihr hatte sie Freud und Leid einer grossen Liebe erfahren.

An manchen Stellen in Malwidas Buch hätte das Mädchen ihre eigene Feder vermuten können. An einem Absatz zum Beispiel, wo Malwida von der Einheit des Seins spricht, vom Kohlenstoffteilchen erzählt, das zum Mechanismus unsterblicher Gedanken im Gehirn eines Dichters gehört und morgen als Blume erblüht oder in der Kehle einer Lerche im ewigen Äther eine Freudenhymne an das Licht singt. Malwida sah darin den Beweis der Einheit alles Seins. Oder eine andere Stelle, an der Malwida das Erziehungssystem ihrer Zeit beklagt, das die Menschen und besonders die Frauen von den grossen liberalisierenden Einflüssen, von der Verbindung mit elementaren Kräften und von allem Ursprünglichen fernhält und so jede Originalität in ihnen zerstört. Der Wunsch, sich grossen Eindrücken hinzugeben, mache die Menschen stark und gut. Umgang mit den Sternen zu suchen in hellen, einsamen Nächten, kühn sich in die schwierigsten Gedankenlabyrinth hineinzuwagen, den Körper abzuhärten im Kampf mit Sturm und Wellen, furchtlos dem Tod ins Angesicht zu blicken und seinen Schmerz verstehend zu ertragen ... Solche Stellen erregten Lou, denn diese Gedanken waren ihre eigenen, und sie war entschlossen, nach ihnen zu leben, wie Malwida es getan hatte.

Bald nach ihrer Ankunft in Rom suchte sie die Via della Polveriera auf und wurde dort sehr herzlich empfangen. Malwida nahm sie auf, als sei sie ihre eigene Tochter. In vielen vertraulichen Gesprächen lernten sie einander kennen: die kleine alte Dame mit der stürmereichen Vergangenheit und das Mädchen an der Schwelle des Lebens – oder des Todes. Malwida hatte durch Kinkel erfahren, wie krank Lou war und wie dringend sie der Ruhe und des Friedens bedurfte. Sie wusste, was Krankheit bedeutete, weil sie selbst von zarter Konstitution war und mehr als einmal in ihrem Leben ähnliche Krisen durchgemacht hatte. Ihr Mitgefühl bestimmte sie, Lou einen möglichst angenehmen Aufenthalt in Rom zu bereiten. Je besser sie Lou kennenlernte, desto deutlicher fiel ihr die Ähnlichkeit ihrer beider Interessen und Ideale auf, genau wie es Lou bei

der Lektüre von Malvidas Buch ergangen war. «Ich habe lange nicht eine so tiefe Zärtlichkeit für ein junges Mädchen gefühlt wie für Sie», schrieb sie an Lou. «Als Sie mir zuerst entgegenkamen, war es mir, als sähe ich meine eigene Jugend auferstehen.»<sup>51</sup>

Bald sollte sich herausstellen, dass Malwida irrte. Sie erkannte ebenso wenig wie Lou zu jener Zeit, dass eine tiefe Kluft ihre Persönlichkeiten und Lebensziele trennte. Lou, von Natur aus egozentrisch, war entschlossen, ihr eigenes Leben zu leben, ohne die Folgen für sich oder ihre Umwelt zu berücksichtigen. Malwida als altruistische Idealistin verfolgte nur dann ihre eigenen Ziele, wenn sie niemand verletzte. So wanderte sie nicht nach Amerika aus, als sie vernahm, dass ihrer Mutter darüber das Herz brechen würde. Niemals hätte sich Lou abhalten lassen, das zu tun, was sie tun wollte und musste.

Ein erster Schatten fiel auf die Beziehungen zwischen Lou und Malwida, als Paul Rée seiner früheren Gönnerin einen Besuch abstattete. «An einem Märzabend des Jahres 1882 in Rom», schreibt Lou, «während bei Malwida von Meysenbug ein paar Freunde beisammen sassen, begab es sich, dass nach einem Schrillen der Hausglocke Malvidas getreues Faktotum Trina hereingestürzt kam, ihr einen aufregenden Bescheid ins Ohr zu flüstern – woraufhin Malwida an ihren Sekretär eilte, hastig Geld zusammenscharfte und es hinaustrug. Bei ihrer Rückkehr ins Zimmer, obwohl sie dabei lachte, flog ihr das feine schwarze Seidentüchlein noch ein wenig vor Erregung um den Kopf. Neben ihr trat der junge Paul Rée ein; ihr langjähriger, wie ein Sohn geliebter Freund, der – Hals über Kopf von Monte Carlo kommend – Eile hatte, dem dortigen Kellner das gepumpte Reisegeld zuzustellen, nachdem er alles, wörtlich, restlos alles verspielt.»<sup>52</sup> Rees dramatischer Auftritt belustigte Lou; er gab ihm die Gloriole eines Abenteurers, der plötzlich aus der Nacht in ihr Leben trat.

«Paolo», wie Malwida ihn liebevoll nannte, war der Sohn eines reichen preussischen Gutsbesitzers und zweiunddreissig Jahre alt. Seine Neigung galt der Philosophie, er hatte jedoch, dem Wunsch seines Vaters folgend, Jura studiert. Der Deutsch-Französische Krieg aber, in dem er verwundet worden war, hatte seiner Laufbahn ein Ende gesetzt. Nach seiner Rückkehr war er zu dem Entschluss gelangt, doch noch seiner Neigung zu folgen, hatte in Halle Philosophie studiert und anonym einen kleinen Band Aphorismen mit dem Titel *Psychologische Betrachtungen* veröffentlicht, der ihm die Freundschaft Nietzsches einbrachte. Nietzsche nannte ihn «einen sehr nachdenkenden Menschen, Schopenhauerianer»<sup>53</sup>.

Alle Bekannten Rées lobten seine Liebenswürdigkeit und seinen Grossmut. Er war bescheiden und besass einen Sinn für leicht ironischen Humor. Sein ziemlich weiches, rundes Gesicht, in dem die Nase das auffallendste Merkmal war, liess ihn dick und untersetzt erscheinen, ein Eindruck, der durch den stämmigen Körper noch unterstrichen wurde. Dem Aussehen nach war er unbedeutend, und es umgab ihn eine Aura der Traurigkeit selbst dann, wenn er heiter und gelöst zu sein schien. Er war Jude und litt unter einem heftigen, fast krankhaften Selbsthass. Lou, die ihn sehr gut kennenlernen sollte, schreibt, dass es erschreckend anzusehen war, wie sich Rées Persönlichkeit bei der Erwähnung seiner Abstammung auflöste.

Als Philosoph war Rée zunächst ein Jünger Schopenhauers, ging aber weit über dessen Pessimismus hinaus. Nietzsche nannte ihn «einen der kühnsten und kältesten Denker», den er kannte. Rée beschäftigte sich mit dem Problem der Ethik. Er unterwarf die Welt des Sittlichen einer strengen wissenschaftlichen Analyse und kam zu dem Schluss, dass sie nicht existierte.

Unsere Vorstellungen von Gut und Böse seien Produkte der Kultur, nicht der Natur, schrieb er. Ein eingeborenes Moralgefühl gebe es nicht. Gott sei eine Illusion und das Himmelreich ein Spiegelbild von Mensch und Erde. Aber auch Mensch und Erde seien Illusionen, Produkte des Geistes. Ein Objekt gebe es nicht. Jedes «objektive Etwas» stelle sich als etwas Subjektives heraus. Kant und Berkeley hätten recht gehabt: «Unser Körper ist nur die Erscheinung solcher Eigenschaften und Vorstellungen, die ausserhalb des Geistes keine eigene Existenz haben.»<sup>54</sup> Aber sie irrten, wenn sie annähmen, es müsse hinter der Erscheinungswelt etwas geben, ein «Ding an sich» oder einen «Gott». Es fehle ihnen an Mut, ihre Gedanken zu Ende zu denken. Sie wagten es nicht, der Leere ins Auge zu schauen, dem Nichts der Existenz. Rée besass solchen Mut, aber er zahlte einen schrecklichen Preis dafür; er kam zu dem Schluss, dass das Leben sinnlos und Mord ein geringeres Verbrechen sei als die Schöpfung. Sein eigenes tragisches Leben – er stürzte im Oberengadin tödlich ab (oder sprang er in den Tod?) – veranschaulicht seine fragwürdige Philosophie und beweist Lous Behauptung, dass alle philosophischen Systeme das persönliche Leben der Philosophen widerspiegeln.

Als Rée, neben seiner mütterlichen Freundin, an jenem historischen Märzabend Malvidas Salon betrat, war er wohl angenehm überrascht, unter den würdevollen Besuchern ein neues Gesicht zu sehen. Ein junges Gesicht, blass, aber von der interessanten Blässe eines sehr sensiblen, geistig aktiven Temperaments.

Beim Aufbruch bot Rée Lou seine Begleitung an. Malwida zögerte, ehe sie die beiden verabschiedete. Sie hielt es für wenig schicklich, dass Lou ohne Weiteres die Begleitung eines jungen Mannes annahm, den sie kaum kannte. Die Umgangsformen vieler emanzipierter Frauen störten Malwida, ihr herausforderndes, anstosserregendes Auftreten. Würde und Anstand schienen ihr in einer wirklich kultivierten Gesellschaft ebenso wichtig wie glänzender Verstand. Es durfte auch nicht andeutungsweise der Verdacht aufkommen, die Emanzipation der Frau lockere die weibliche Moral. In diesem Punkte war Malwida unnachgiebig.

Und doch erfüllte sie wohl hoffnungsvolle Erwartung, als sie Lou und Paolo verabschiedete. Seit langem sorgte sie sich um Rée. Sein einsames Brüten führte ihn zu unmenschlichen Schlüssen, seine Ideen dünkten sie verfehlt. Er brauchte jemanden, der ihn umsorgte und aufheiterte. Vielleicht hatte die Vorsehung eingegriffen und endlich die richtige Frau geschickt.

Als Rée und Lou auf die Strasse hinausgetreten waren, entdeckten sie, dass sie einander viel zu erzählen hatten, viel zuviel für ein kurzes Stück Weg, und sie beschlossen, nicht gleich nach Hause zu gehen. Sie schlenderten über die Piazza San Pietro in Vincoli, am Kloster der Mönche vom Libanon vorbei, am Forum und am Colosseum, und redeten ununterbrochen, und einer versuchte den anderen zu übertrumpfen.

Viele Interessen waren ihnen gemeinsam, denn beide beschäftigten sich mit Philosophie. Lou erzählte Rée von ihren Studien in Zürich –was sie bei Biedermann gelernt hatte und warum sie sich für metaphysische Spekulationen interessierte, erzählte ihm von ihrem Bruch mit der Kirche und ihrer Suche nach Gott, denn dieses Thema beschäftigte sie immer. Da Rée Gott für eine Illusion hielt, erschien vielleicht ein belustigtes Lächeln auf seinem Gesicht, während er Lous lebhaft vorgetragenen Argumenten lauschte. Was ihn rührte, war weniger der Inhalt ihrer Rede als ihr Ausdruck. Ihr Gesicht, ihr ganzer Körper schien von Sprache erfüllt zu sein, man sah ihren Ernst und ihre Bewegung. Viele empfindsame junge Menschen, die an Gott glaubten, waren seiner Ansicht nach bestürzt, wenn sie entdeckten, dass das höchste Wesen nicht existierte. Aber solche Erschütterungen hielt er für eine notwendige Folge des Reifens. Der Kinderglaube verleihe wie die Nabelschnur ein Gefühl der Sicherheit, solange der Geist noch unreif und die Welt zu gross für das Verständnis sei. Gott gehöre zur Welt der Kinder wie die Märchen. In der Welt der Erwachsenen sei für ihn kein Platz. Das Reifen des Verstandes führe notwendig zum Glaubensschwund.

Doch diese Argumente beeindruckten Lou nicht. Sie hatte Kant gelesen und wusste, dass die Vernunft ihre Grenzen hatte. Die *ratio* vermochte das Geheimnis des Lebens nicht zu erklären, und deshalb brauchte nach ihrer Überzeugung der Mensch den Glauben. Sie forderte Rée heraus, das Phänomen des *homo religioses* zu erklären, des Menschen, der an Gott glaube, weil er ihn erfahren habe. Die Vernunft könne die Existenz solcher Erscheinungen nicht abstreiten. Dies gab Rée Gelegenheit, seine methodischen Theorien zur Erforschung des Phänomens der Religion zu erläutern. Er glaubte, dass man dazu das innere Ich des Menschen ausloten müsse und dass eine neue Wissenschaft vonnöten sei – die Psychologie. Er selbst habe sich ein wenig damit beschäftigt und ein Buch über den Ursprung moralischer Empfindungen geschrieben.

Lou wünschte es zu lesen. Rée erbot sich, ihr seine psychologischen Beobachtungen im Verlauf weiterer Spaziergänge zu erklären. Er fand die Gesellschaft dieses intelligenten jungen Mädchens anregend und faszinierend. Was Lou betraf, so war es ihr sicher viel lieber, mit Rée spazierenzugehen und sich mit ihm zu unterhalten, als im Kreis älterer Damen in Malvidas Salon zu sitzen. Sie wollten sich am nächsten Abend wieder treffen. Da sie wussten, dass sowohl Malwida als auch Frau von Salomé gegen Spaziergänge ohne Anstandspersonen Einwände erheben würden, beschlossen sie, ihnen nichts davon zu sagen.

Ein Spaziergang folgte dem anderen, und im Verlauf der heimlichen nächtlichen Promenaden erhielt Lou Einblick in viele Aspekte des römischen Lebens, die einer jungen Dame ihres Standes sonst verborgen blieben. So also war das Nachtleben einer grossen Stadt: Eleganz und Schmutz, Tugend und Laster, eingehüllt in den Mantel der Dunkelheit und umwittert von der Faszination des Geheimnisvollen und der Gefahr. Strassenverkäufer und Strassendirnen, Nachtschwärmer in Abendkleidung, bürgerliche Ehefrauen in Begleitung ihrer Männer, Bohémiens beiderlei Geschlechts, betrunkene Soldaten, Pärchen auf Anlagenbänken in enger Umarmung. – Und überall antike Denkmäler, die vom Ruhm des kaiserlichen Roms sprachen; *Roma aeterna*, Mittelpunkt der Christenheit. Oder wenn man Roma rückwärts las – Amor –, die Stadt der Liebe.

Lou bemerkte wohl bald, dass sich die gespielte Gleichgültigkeit ihres Begleiters, seine förmliche, wissenschaftliche Distanz, zu wandeln begann: Rée war offensichtlich dabei, sich in sie zu verlieben. Nicht dass sie ihn ermutigt hätte, im Gegenteil: sie machte ihn unmissverständlich darauf aufmerksam, dass in ihrem Leben das Kapitel Liebe abgeschlossen und Gillot

ihre grosse und einzige Liebe gewesen sei. Er und Gott. Für einen sterblichen Liebhaber gab es keinen Platz. Dennoch fühlte sie sich durch Rees Aufmerksamkeiten geschmeichelt. Falls sie sich Gedanken über die Folgen ihrer Handlungsweise gemacht hat, über die Verwirrung der Gefühle, die ihre Gegenwart bei Rée auslöste, so schweigt sie sich darüber aus. Es dauerte nicht lange, bis Rée, auf dem Punkt der Entscheidung angelangt, es nicht mehr ertragen konnte, Lou so nahe und doch nicht nahe genug zu sein. Da Liebe für sie nicht in Frage kam, konnte es für ihn nur den einzig ehrenhaften Schritt geben: sie zu verlassen. In seiner Not wandte er sich an Malwida und erzählte ihr zu Lous Entsetzen alles, was geschehen war. Malwida besprach sich unverzüglich mit Frau von Salomé, und nun spitzte sich die Situation dramatisch zu. Frau von Salomé war empört und drohte, mit ihrer Tochter sofort nach Russland zurückzureisen. Auch Fräulein von Meysenbug war schockiert und fand es unbegreiflich, wie ein Mädchen von Lous Intelligenz sich offenen Auges in eine so kompromittierende Lage begeben konnte.

«Wie viel peinlicher aber noch wurde ich berührt, als Rée in grösster Aufregung zu mir kam und sagte, er müsse fort, es sei notwendig für *ihn* und *Sie*. Ich redete ihm ziemlich streng zu und bat, doch nicht gleich einen heiter geistigen und gemütlichen Verkehr auf diese Weise zu trüben. Es gelang auch ihm, sich scheinbar zu beruhigen, und als ich *Sie* sprach (das erste Mal, ehe ich von den Promenaden wusste) schienen *Sie* mir so unbefangen, dass ich mich ganz beruhigte. Nun kam aber das *sehr* befangene Geständnis der Spaziergänge, das wirklich aussah, wie etwas, was man geheim halten wollte und nur aus Gewissensbissen (diesmal wohl nicht angewöhnten) mir mitteilte. Ich wusste, wie durch ähnliche Dinge hier der Ruf mehrerer junger Mädchen gefährdet worden war, dachte an Ihre Mama und endlich auch an mich, die ich schon einmal durch das Betragen eines Wesens, an das ich geglaubt, in die schrecklichsten Unannehmlichkeiten geraten war. Rée kannte diese Geschichte, und es verletzte mich von ihm, dass er daran, in der Befriedigung seines Egoismus, nicht gedacht. Dazu kam er ein zweitesmal in *grösster* Aufregung, sagte abermals, er reise am folgenden Tag, und verlangte, ich sollte Ihnen sagen, seine Mutter sei krank. Ich lehnte das ab und sagte ihm endlich, wenn diese Flucht nötig sei, so solle er denn gehen. Kurz, Sie werden nun einsehen, liebes Kind, warum ich traurig sein musste, als ich sah, dass wieder einmal der Versuch eines edlen, heiter geistigen Verkehrs gescheitert war, an dem nicht in Schranken gehaltenen Willen. Von Ihnen, der so klar Bewussten, so scharf Unterschei-

denden, die schon, nach Ihrem eigenen Geständnis, Schweres auf diesem Gebiet erfahren, befremdete es mich auch; denn dass gerade das nicht der Weg sei, der zu dem Ziel führt, welches wir Beide wollen, das mussten Sie eigentlich wissen, Liebe, und wussten es auch, sonst hätten Sie nicht gesagt, die übrige Welt brauche es nicht zu wissen, es gehe sie nichts an ... Je stolzer wir unsere Unabhängigkeit der Welt gegenüber bewahren wollen, je mehr müssen wir uns hüten, ihr Waffen in die Hand zu geben, bei Dingen, die durchaus nur von unserer Willkür abhängen. Hätte ein Bekannter Sie in der Mitte der Nacht hier begegnet, so hätte man es den Menschen nicht übel nehmen können, es sonderbar zu finden, und was hätte Rée getan, wenn Ihnen ein Offizier oder ein anderer etwas Unangenehmes zugefügt hätte? Sich duelliert?.. ,»<sup>55</sup>

Ermahnungen solcher Art ärgerten Lou, denn sie war sich keines Unrechts bewusst. War es ihre Schuld, dass Rée sich in sie verliebt hatte? Sie hatte ihn jedenfalls nicht ermutigt. Sie wünschte sich Rée als Freund. Sie wollte weder ihn noch einen anderen heiraten, sie wollte frei bleiben. Das waren für Frau von Salomé altbekannte Überlegungen, aber für Rée waren sie neu, und er wusste nicht, was er damit anfangen sollte. Wie konnte er nur ihr Freund sein, da er sie liebte? Aus seiner Sicht blieb ihm nur eine einzige Möglichkeit – die Flucht; er musste von ihr fort, weit fort. Als Lou von seinen Plänen erfuhr, wurde sie zornig und nannte ihn einen Feigling. Was war nur mit den Männern los? Waren sie der Freundschaft mit Frauen nicht fähig? Konnten sie nur Liebhaber oder Ehegatten sein?

Dann erzählte sie Rée einen Traum, den sie oft geträumt hatte: Sie teilte eine grosse Wohnung mit zwei Freunden, in der Mitte befand sich ein Arbeits- und Bibliothekszimmer, angefüllt mit Büchern und Blumen, und zu beiden Seiten Schlafzimmer. Sie wohnten und arbeiteten zu dritt in vollkommener Harmonie zusammen, ohne Rücksicht darauf, dass sie zwei Männer und eine Frau waren.

Den merkwürdigen Traum schrieb sie später ihrer jugendlichen Naivität zu, er zeigt aber auch die stark maskuline Komponente ihres Wesens. Denn wenn Träume Wunscherfüllungen sind, wünschte Lou sich unbewusst, ein Mann zu sein, ebenso wie sich ihre Mutter vor ihrer Geburt einen Sohn gewünscht hatte. Da Lou jedoch ihren Wunschtraum mit der Wirklichkeit vertauschte, ergab sich die verwirrende Situation, dass ihr «Bruderschafts-ideal» ein kaum verhüllter Vorschlag zu einer *mariage à trois* zu sein schien.

Etwas Ähnliches schlug sie nun Rée tatsächlich vor, der seinen Ohren

nicht traute, als er ihren Vorschlag zum erstenmal vernahm. Dass ein junges Mädchen an eine gemeinsame Wohnung mit zwei Männern dachte, war unerhört, es konnte nicht Lous Ernst sein, und dennoch schien es ihr ernst. Denn immer wieder betonte sie, dass sie diesen Traum in die Wirklichkeit umzusetzen wünsche. Rée war inzwischen viel zu sehr an sie gebunden, um den Gedanken mit seinem üblichen ironischen Achselzucken abtun zu können. Er zog ihn ernsthaft in Erwägung und hielt schliesslich eine Verwirklichung für möglich, vorausgesetzt, das dritte Mitglied eines solch ungewöhnlichen Haushalts wäre ein reifer Mann oder, besser noch, eine lebenserfahrene Frau wie Malwida. Aber Malwida wollte nichts davon wissen. Sie verlor jetzt rasch ihre Illusionen über Lou. Und Frau von Salomé war ganz offensichtlich nicht in der Stimmung, auf einen so phantastischen Plan einzugehen. Sie spielte mit dem Gedanken, einen ihrer Söhne zu Hilfe zu rufen, der ihre Tochter «tot oder lebendig» nach Hause schleppen sollte<sup>56</sup>. Die Nerven aller waren zum Zerreißen gespannt, indes sich ringsumher der römische Frühling in vollem Glanz entfaltete. In diesem Dilemma erinnerte sich Rée seines alten Freundes Friedrich Nietzsche, den er kurz vorher in Genua besucht hatte. Als ehemaliger Universitätsprofessor würde Nietzsche dem Plan Respektabilität verleihen, vorausgesetzt, der Freund war willens mitzumachen. Es sollte sich bald herausstellen, dass Nietzsche mehr als willens war.

**ZWEITER TEIL**

**ADLER UND SCHLANGE**

**1882/83**

## WER WIND SÄET ...

Nietzsche: welch widersprechende Emotionen, Erinnerungen und Überlegungen dieser Name heute wachruft! Wir bewundern in ihm einen der grössten Stilisten der deutschen Sprache, einen Virtuosen des Ausdrucks, der Nuancen, des *mot juste*, unübertroffen selbst von Luther und Goethe. Wir denken an Wortspiele voll französischem *esprit* wie bei Heine, an brillante *Aperçus*, geistreiche Formulierungen und geniale sprachliche Neuschöpfungen. Wir denken an eine Prosa, deren weite Skala alles umfasst vom schrillen Witz bis zur dunklen prophetisch-hymnischen Offenbarung. Gleichzeitig aber denken wir an den Philosophen mit dem Hammer, der den Krieg verherrlichte und das Mitleid verspottete, an den Propheten, der verkündete, dass Gott tot, das Christentum eine Krankheit und die Demokratie ein Schwindel sei. Wir denken an den radikalsten Ent- und Umwerter aller Werte, den Propheten des europäischen Nihilismus, den Verkünder des Übermenschen, der – *horribile dictu* – von allen *Condottieri* und hysterischen Übermenschen der nachfolgenden Zeit als geistiger Vater gefeiert wurde.

Der Nietzsche jedoch, von dem hier die Rede ist, der Nietzsche der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, war noch nicht das Opfer seines Ruhms geworden. «Denn Ruhm ist schliesslich nur der Inbegriff aller Missverständnisse, die sich um einen neuen Namen sammeln.»<sup>1</sup> Einsam und unbeachtet lebte er sein Leben und schrieb seine Bücher. Die Wucht und Sprengkraft seiner Gedanken erfasste niemand, am wenigsten seine Freunde. Sie hielten ihn für einen durch Einsamkeit und körperliches Leiden an den Rand der Verzweiflung getriebenen Exzentriker und verfolgten seine erratische Laufbahn mit teils besorgten, teils mitleidigen Blicken.

Als Rée im März 1882 seinen Hilferuf an Nietzsche absandte, sah er in ihm den vorzeitig emeritierten Universitätsprofessor ohne Heimat, den Freund ohne familiäre oder berufliche Bindungen. Daher war es durchaus

möglich, dass er für Lous kühne Pläne ein offenes Ohr hatte. Nietzsche war damals achtunddreissig Jahre alt und stand am Anfang der letzten Phase seiner meteorhaften Bahn.

Geboren im Jahre 1844 als einziger Sohn eines protestantischen Pfarrers, zeigte er schon früh jenen unermüdlichen Wissensdurst, an dem man den zukünftigen Gelehrten erkennt. Sein ernstes, feierliches Gebaren fiel allgemein auf, schon als Junge wurde er «der kleine Pastor» genannt<sup>2</sup>. Nach dem frühen Tod seines Vaters wuchs er in einem nur weiblichen Haushalt auf. Seine liebste Spielgefährtin und vertrauteste Freundin war seine zwei Jahre jüngere Schwester Elisabeth, die ihn verehrte. Das innige Verhältnis der Geschwister überdauerte die Jahre der Kindheit. Selbst als Student noch vertraute Nietzsche seiner geliebten Schwester, die er zärtlich «sein treues Lama» nannte<sup>3</sup>, seine persönlichsten Gedanken an.

Der junge Gelehrte erfüllte die Erwartungen, die man in ihn gesetzt hatte: In einem Alter, in dem die meisten noch Studenten sind, war Nietzsche bereits zum Professor aufgestiegen. Mit vierundzwanzig Jahren beriefen ihn die Schweizer auf den freigewordenen Lehrstuhl für klassische Philologie an der Universität Basel: eine unerhörte Ehre, durch die Nietzsches Hang zur Überheblichkeit stark gefördert wurde.

Sein Privatleben jedoch stand unter einem weit weniger glücklichen Stern. Er war von anfälliger Gesundheit, litt an schmerzhaften Magen- und Darmkrämpfen, vor allem an schrecklichen Kopfschmerzen. Oft musste er tagelang ausgestreckt in einem verdunkelten Zimmer liegen, konnte weder essen noch schlafen und hoffte verzweifelt auf Erlösung aus dieser Hölle auf Erden. Wiederholt bemühte er sich, einen Menschen zu finden, der bereit war, sein einsames Leben zu teilen, aber vergebens. Der einzige Mensch, auf den er sich stets verlassen konnte, war noch immer seine gleich ihm unverheiratete Schwester Elisabeth, die ihm in Basel den Haushalt führte und ihn auf vielen seiner Reisen begleitete. Bruder und Schwester waren so unzertrennlich wie ein Ehepaar, sogar ihre häufigen Zwiste mit tränenreichen Versöhnungsszenen trugen eine eheliche Note.

Die grosse Veränderung in Nietzsches Leben kam 1879, als er nach zehnjähriger Lehrtätigkeit in Basel seinen Beruf aufgeben musste. Sein Gesundheitszustand hatte sich so sehr verschlechtert, dass er seinen Pflichten nicht mehr nachkommen konnte; besonders der rasche Schwund seiner Sehkraft liess völlige Erblindung befürchten. Von den Schweizern mit einem kleinen Ruhegehalt versehen, verliess er Basel und vertauschte seinen festen Wohnsitz mit einem einsamen, unsteten Wanderdasein, zog von einer schäbigen

Pension zur anderen, lebte abwechselnd in Sils-Maria, Nizza, Genua, Rom, Turin, immer auf der Suche nach einem erträglichen Klima und nach einem Gefährten seiner Einsamkeit; doch da sein Suchen vergeblich blieb, ging er «hinauf in das schmale, enge, dürftige, kalt möblierte Chambre garnie, der Tisch vollgehäuft mit unzähligen Blättern, Notizen, Schriften und Korrekturen, aber keine Blume, kein Schmuck, kaum ein Buch und selten ein Brief. Rückwärts in der Ecke ein schwerer, klotziger Holzkoffer, seine einzige Habe, mit den zwei Hemden und dem zweiten vertragenen Anzug. Sonst nur Bücher und Manuskripte, auf einem Tablett unzählige Flaschen und Fläschchen und Tinkturen: gegen die Kopfschmerzen, die ihn oft für Stunden sinnlos machten, gegen die Magenkrämpfe, gegen das spasmodische Erbrechen, gegen die Trägheit der Eingeweide und vor allem die fürchterlichen Mittel gegen die Schlaflosigkeit, Chloral und Veronal. Ein entsetzliches Arsenal von Giften und Drogen, und doch die einzige Hilfe in dieser leeren Stille des fremden Raumes, in dem er niemals anders ruht als in kurzem, künstlich erzwungenem Schlaf. In den Mantel verpackt, mit einem Wollschal umhüllt (denn der elende Ofen raucht bloss und wärmt nicht), mit frierenden Fingern, die doppelte Brille hart ans Papier gedrückt, schreibt die hastende Hand stundenlang Worte, die das trübe Auge dann kaum selbst entziffern kann. Stundenlang sitzt er so und schreibt, bis die Augen brennen.»<sup>4</sup>

Die Gedanken, Vorstellungen, Erkenntnisse, die Mutmassungen und Prophezeiungen, die in Nietzsches fieberndem Gehirn sich bildeten, schufen seinen Ruf als unvergleichlich faszinierender und kämpferischer Denker, aber erst nachdem sein Geist schon umschattet war. Erst als er infolge eines Schlaganfalls im Jahre 1889 in völlige geistige Umnachtung versunken war, wurde man auf ihn und seine Schriften aufmerksam. Während der schöpferischsten Phase seines Lebens vom Jahre 1882 an, als er Lou kennenlernte, bis zu seinem Zusammenbruch im Jahre 1889 kümmerte sich niemand um ihn. In den zehn Jahren, die er noch, umsorgt von Mutter und Schwester, als Geisteskranker lebte, erfuhr er weder etwas von seinem wachsenden Ruhm noch von den Tausenden von Schülern, die nun seine Lehre aufgriffen und seinen Kult des Übermenschen verkündeten.

Die Bücher, die Nietzsche während seiner Basler Zeit schrieb, waren von seinen Freunden, wenn auch nicht von seinen Kollegen, mit Beifall aufgenommen worden. Kein Geringerer als Richard Wagner hatte das Buch des jungen Professors über *Die Geburt der Tragödie* als das Werk eines Genies begrüsst. Und Malwida von Meysenbug hatten die *Unzeitgemässen*

*Betrachtungen* Anlass zu lobender Zustimmung gegeben. Aber jedes weitere Buch Nietzsches befremdete seine Freunde. Wagner fühlte sich durch *Menschliches, Allzumenschliches* persönlich angegriffen und strich den Autor von der Liste seiner Freunde. Sogar Malwida, obwohl viel versöhnlicher als Wagner, schüttelte bekümmert den Kopf, als sie seine späteren Bücher las, denn diese stammten offensichtlich von einem Kranken. Rée jedoch war von *Menschliches, Allzumenschliches* begeistert. Er bewahrte schöne Erinnerungen an jene glücklichen Monate vor sechs Jahren, die er mit Nietzsche in Sorrent unter Malwidas Obhut verbracht hatte. Nietzsche hatte das Buch in seiner Gegenwart geschrieben, und Rée schätzte den kühlen, analytischen Intellekt, der darin zum Ausdruck kommt. Es war in der Tat ein Werk des «Rééalismus»<sup>5</sup>, wie Nietzsche lächelnd beteuerte. Erst in letzter Zeit hatte Rée begonnen, sich über Nietzsches Gedankengänge Sorgen zu machen. Der Ton, in dem ihm Nietzsche bei ihrer jüngsten Begegnung in Genua berichtet hatte, dass er ein neues Buch abschliessen wolle, das einige der tiefsten Geheimnisse des Lebens enthalte, war ihm unheimlich vorgekommen. Mit leiser Stimme, zitternd vor Erregung, hatte Nietzsche ihn in seine Theorie von der «ewigen Wiederkunft» eingeweiht. Rée konnte ihm nicht folgen, es war ihm schwergefallen, ernst zu bleiben. Eilends hatte Rée Genua verlassen und war nach Monte Carlo gereist, wo er sein Glück am Roulettetisch versuchte. Und ebenso eilends verliess er dann wieder Monte Carlo, um in Rom bei Malwida Hilfe und Trost zu suchen.

Einige Tage nach seiner Ankunft in Rom schrieb er an Nietzsche, teilte dem Freund seinen Aufenthaltsort mit und erwähnte die Bekanntschaft mit einer faszinierenden jungen Russin. Wir wissen nicht, was er über Lou sagte, aber wir besitzen Nietzsches Antwort aus Genua, datiert vom 21. März 1882. Dort heisst es unter anderem: «Grüssen Sie diese Russin von mir, wenn dies irgendeinen Sinn hat: ich bin nach dieser Gattung von Seelen lüstern. Ja ich gehe nächstens auf Raub danach aus... Ein ganz anderes Kapitel ist die Ehe. Ich könnte mich höchstens zu einer zweijährigen Ehe verstehen, und auch dies nur in Anbetracht dessen, was ich in den nächsten zehn Jahren zu tun habe.»<sup>6</sup>

Rée, der Lou bereits grenzenlos verehrte, als Nietzsches Antwort eintraf, muss sich über diese Zeilen gewundert haben. Sehr wahrscheinlich tat er sie ab als einen weiteren Beweis für das exzentrische Wesen seines Freundes. Es ist aber auch möglich, dass Rée, den selbst eine Neigung für skurrilen Humor auszeichnete, Nietzsche geschrieben hatte, er habe jemanden

kennengelernt, der sich in hervorragender Weise zu seinem Schüler eigne, vorausgesetzt, Nietzsche sei zur Heirat bereit, denn es handle sich um ein Mädchen. Nietzsche mochte dann Rees Vorschlag, dessen Ironie ihm entgangen war, ernst genommen haben. Solche Missverständnisse zwischen den beiden waren nicht ungewöhnlich. Rée spottete oft über Nietzsches feierliches Gebaren und lächelte über die ständige Klage des Philosophen, dass ihm keine Schüler folgten. Andererseits wusste Rée nur zu gut, dass Nietzsche durch seine zunehmende Blindheit behindert wurde und zu seiner Hilfe dringend der Augen eines anderen Menschen bedurfte. Falls Rée aber tatsächlich Lou als Kandidatin für die Doppelrolle einer Ehefrau und Schülerin vorgeschlagen haben sollte, so doch wohl nicht ernstlich, denn er selbst war im Begriff, um Lous Hand anzuhalten.

Im Lichte der weiteren Handlungsweise Rées ist es wahrscheinlicher, dass die Idee einer zweijährigen Probeehe von Nietzsche selbst stammte. Es mag seltsam erscheinen, dass ein Philosoph, der so Herbes über die Frauen und die Ehe zu sagen hatte, mit dem Gedanken spielte, in diesen unheiligen Zustand einzutreten. Aber Nietzsche schrieb viele seiner schärfsten Invektiven im Anschluss an seine eigenen Enttäuschungen im Umgang mit Frauen. Das Thema Ehe kehrt in seiner Korrespondenz häufig wieder, besonders in den Briefen an seine Schwester, und wird dort mit grösster Offenheit besprochen. Dabei ist auch an Mathilde Trampedach zu erinnern, wie Lou eine junge Russin, der Nietzsche die Ehe antrug, als er sie kaum ein paar Stunden kannte. Man darf deshalb durchaus annehmen, dass der Gedanke an eine Heirat mit Lou in dem Augenblick auftauchte, als er von ihr hörte.

Lou hatte ihrerseits im Verlauf der langen Unterhaltungen mit Rée in Rom von Nietzsche gehört, denn Rée war sehr bald zu der Überzeugung gelangt, dass die junge Russin und sein Freund vieles gemeinsam hatten. Beide waren auf der Suche nach einem neuen Glauben und beide scheuten davor zurück, der Realität einer gottlosen Welt ins Auge zu blicken. Es musste aufschlussreich sein, die beiden diskutieren zu hören. Was Rée von Nietzsche erzählte, weckte Lous Neugier, sie wollte ihn kennenlernen. Als Rée seinen Freund Nietzsche als richtigen Partner für ihre *ménage à trois* bezeichnete, war Lou durchaus mit seinem Vorschlag einverstanden. Über diese Frage musste jedoch bald entschieden werden, denn ihre Mutter traf schon Vorbereitungen für eine Rückkehr nach Russland. Billigte Nietzsche den Plan, dann bestand die Möglichkeit, dass ihr die Mutter erlaubte, in Italien zu bleiben. Darum ging es Lou hauptsächlich. Rée stimmte ihr ohne

Einschränkung zu und versuchte, sich abermals mit Nietzsche in Genua in Verbindung zu setzen. Doch diesmal kam keine Antwort, Nietzsche war abgereist. Aber wohin?

Rée war nicht der einzige, der sich diese Frage stellte, auch Nietzsches Verwandte und Freunde wunderten sich über sein plötzliches Verschwinden. Er war Hals über Kopf von Genua nach Sizilien gefahren, einem Impuls folgend, der nur erklärlich ist als Äusserung einer extremen Entrückung, in der sich Nietzsche seit Monaten befand. Wie Kolumbus glaubte er eine neue Welt gesichtet zu haben, die Welt der «ewigen Wiederkehr». Berauscht von diesem Gedanken und dem Hochgefühl über sein unerhörtes Schicksal, von Lach- und Weinkrämpfen geschüttelt, glaubte er sich hier in Genua, allein und unbekannt, im Besitz eines Geheimnisses, das die Erde erschüttern würde. Da war er, *il Santo tedesco*, im Begriffe, aufzubrechen an den «Rand der Erde»<sup>7</sup>, wo nach Homer das Glück wohnt. Hatte er nicht das Recht, auf den Strassen zu tanzen? Manchmal, beim Blick in den Spiegel, zuckte sein Gesicht, er lachte und schnitt Grimassen und hätte am liebsten von den Dächern geschrien, wer er war. Wenn sie wüssten, diese braven Bürger von Genua, was für unerhörte Gedanken er in seinem Kopfe trug, würden sie auf die Knie fallen und ihn anbeten. Aber er konnte warten, seine Zeit musste kommen. In fünfhundert oder tausend Jahren würden sie an der Stelle, wo er gestanden hatte, ein Denkmal errichten mit der Inschrift: *Columbus: Nietzsche – 1481 : 1882. Liberatoris generis humanorum*<sup>3</sup>.

In dieser Stimmung hatte er beschlossen, dem Beispiel des grossen Genuesen zu folgen und an Bord eines kleinen Segelfrachtschiffes nach Messina zu fahren; er hatte für dieses historische Ereignis ein Gedicht verfasst, dessen Abschrift er später Lou schenkte:

«Freundin – sprach Columbus – traue  
keinem Genuesen mehr!  
Immer startt er in das Blaue –  
Fernstes lockt ihn allzu sehr!

Fremdestes ist nun mir teuer!  
Genua – das sank, das schwand –  
Herz, bleib' kalt! Hand, halt das Steuer!  
Vor mir Meer – und Land? – und Land? ..

Stehen fest wir auf den Füßen!  
Nimmer können wir zurück!  
Schau hinaus: von fernher grüssen  
Uns Ein Tod, Ein Ruhm, Ein Glück!»<sup>9</sup>

Leider sollte es sich herausstellen, dass die mit so hohen Erwartungen begonnene Reise sehr unangenehm verlief. Nietzsche war fast ununterbrochen seekrank. Als das Schiff endlich am 1. April Messina erreichte, war er mehr tot als lebendig und musste auf einer Bahre an Land gebracht werden. Seine Lebensgeister erwachten aber wieder, als er zu sich kam und feststellte, dass man ihn in einem hellen Zimmer mit Blick auf den von Palmen umsäumten Domplatz untergebracht hatte.

In Briefen voll mysteriöser Anspielungen auf sein erstaunliches Schicksal schrieb er seinen Freunden, wo er sich befand:

«... dies Messina ist wie geschaffen für mich; auch die Messinesen zeigen mir eine Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen, dass ich schon auf die wunderlichsten Nebengedanken geraten bin (z.B. ob nicht Jemand hinter mir herreist, der die Leute für mich besticht?).»<sup>10</sup>

In seinem Überschwang verfasste er eine Anzahl Gedichte, die seine heitere, fast frivole Laune widerspiegeln. Er nannte sie *Idyllen aus Messina* und schickte sie seiner Schwester zur Veröffentlichung. Einige davon sind Liebesgedichte, wie etwa die *Fromme Beppa*. Darin preist er spöttisch Gott, weil sogar Gott ein schönes Mädchen liebt:

«Solang noch hübsch mein Leibchen,  
Lohnt sich's schon, fromm zu sein:  
Als altes Wackel Weibchen  
Mag mich der Teufel frein.»<sup>11</sup>

Bei einer *Liebeserklärung* fällt der Dichter leider in eine Grube, und das *Lied eines theokratischen Ziegenhirten* handelt in ironischer Traurigkeit – ähnlich den Gedichten Heinrich Heines – von der Geschichte einer unerwiderten Liebe:

«Da lieg ich, krank im Gedärm –  
Mich fressen die Wanzen.  
Und drüben noch Licht und Lärm!  
Ich hör's, sie tanzen ...

Sie wollte um diese Stund'  
Zu mir sich schleichen.  
Ich warte wie ein Hund –  
Es kommt kein Zeichen.

Das Kreuz, als sie's versprach?  
Wie konnte sie lügen?  
— Oder läuft sie Jedem nach,  
Wie meine Ziegen?

Woher ihr seidner Rock? –  
Ah, meine Stolze?  
Es wohnt noch mancher Bock  
An diesem Holze?

— Wie kraus und giftig macht  
Verliebtos Warten!  
So wächst bei schwüler Nacht  
Giftpilz im Garten.

Die Liebe zehrt an mir  
Gleich sieben Übeln –  
Nichts mag ich essen schier.  
Lebt wohl, ihr Zwiebeln!

Der Mond ging schon in's Meer,  
müd' sind alle Sterne,  
Grau kommt der Tag daher –  
Ich stürbe gerne.»<sup>12</sup>

Liebe und Ironie mischen sich in diesen Gedichten. Als Nietzsche sie schrieb, war er verliebt – verliebt in das Leben, in sein Schicksal – *amor fati* – und, ohne dass er es wusste, in ein Mädchen, das er noch nicht einmal kannte. «Aber vielleicht», schrieb er später in einem Brief an seinen Freund Peter Gast, «haben Sie auch ein Gefühl davon, dass ich, sowohl als ‚Denker‘ wie als ‚Dichter‘, eine gewisse Vorahnung von L. gehabt haben muss? Oder sollte der ‚Zufall‘? Ja! der liebe Zufall!»<sup>13</sup>  
Das beglückende Gefühl, dass die lange Krise seines Lebens endlich vor-

über sei, erfüllte ihn ganz. Seine Sonne stieg auf, während die seines Erzrivalen Richard Wagner unterging. Endlich würde die Welt sehen, wer von ihnen beiden der Grössere war. Vor seiner mittelmeeischen Sonne würde sich das dunkle Reich der Nibelungen im Nebel auflösen.

In dieser Stimmung erreichte Nietzsche ein weiterer, in noch dringlicherem Ton gehaltener Brief Rees. «Sie haben», schrieb Rée, «am meisten die junge Russin durch diesen Schritt (seine Fahrt nach Messina) in Erstaunen und Kummer versetzt. Dieselbe ist nämlich so begierig geworden, Sie zu sehen, zu sprechen, dass sie deshalb über Genua zurückreisen wollte, und sie war sehr zornig, Sie so ganz entrückt zu sehen.» Er setzte hinzu, der Grund für Lous Wunsch, Nietzsche kennenzulernen, sei ihre Absicht, «ein nettes Jahr» in Gesellschaft interessanter Menschen zu verbringen. «Dazu rechnet sie als nötig Sie, mich und eine ältere Dame, wie Frl. v. Meysenbug,... aber diese hat keine Lust.»<sup>14</sup> Dieser Brief schlang einen Knoten um alle folgenden Verwicklungen. Er widerlegt die Angabe in Lous Memoiren, dass Nietzsches Entschluss, zu ihnen zu stossen, «unerwartet» gewesen sei<sup>15</sup>.

Dieser Vorschlag muss in Nietzsches Erinnerungen an den Winter wachgerufen haben, den er mit Rée und Malwida in Sorrent verbracht hatte, angenehme Erinnerungen, obwohl sich seine gegenwärtige Stimmung sehr von seinem früheren Skeptizismus unterschied. Die Vorstellung, ein Jahr in der Gesellschaft zweier junger Freunde zu verbringen, gefiel ihm, vor allem, weil es sich bei dem einen dieser Freunde um eine geheimnisvolle Russin handelte. Nietzsche-Kolumbus und Lou Salomé – diese beiden Bilder verschmolzen in seinen Gedanken miteinander. Er hatte vorgehabt, den Winter über in Messina zu bleiben, aber schon nach wenigen Wochen spürte er, dass dies seine Kräfte überstieg. Sizilien war viel zu heiss für ihn; als der Schirokko einsetzte, wurde der Aufenthalt unerträglich. Ferner machte ihm ein Migräneanfall, verbunden mit starkem Brechreiz, das Leben zur Hölle. Kaum drei Wochen, nachdem er seine «Insel des Glücks» betreten hatte, ergriff er krank und enttäuscht wieder die Flucht.

In Rom hatten Lou und Rée inzwischen versucht, die Hindernisse zu überwinden, die sich ihrem Plan entgegenstellten. Die einzige Alternative – Rückkehr nach Russland, eine Gefangenschaft in der Familie – war für Lou undenkbar. Ihr Verlangen nach Unabhängigkeit nahm zu, je entschlossener ihre Mutter für die Heimfahrt eintrat. In dieser Not wandte sie sich abermals an Gillot. Er hatte ihr früher geholfen, vielleicht konnte er sie auch jetzt unterstützen. Sie schrieb ihm einen Brief, und sehr zu ihrem Verdruss antwortete Gillot, die Idee sei so phantastisch, dass er ihr

rate, sie sich aus dem Kopf zu schlagen. Lou könne über Männer wie Nietzsche und Rée, meinte er, nicht richtig urteilen, da die beiden so viel älter und erfahrener seien als sie selbst. Sie dürfe als Frau ihre Pflichten gegenüber ihrem Geschlecht und der Gesellschaft nicht ausser Acht lassen. Angesichts der keineswegs platonischen Absichten, die Gillot zuvor selbst gehegt hatte, war Lou über den Rat verärgert. Gillots Antwort hörte sich genauso an wie die ständigen Ermahnungen Malwidas und ihrer Mutter.

«Was, in Dreiteufelsnamen, hab ich denn verkehrt gemacht?» fragte sie Gillot. «Ich dachte ja, Sie würden gerade jetzt des Lobes voll über mich sein. Weil ich doch gerade dabei bin zu beweisen, wie gut ich seinerzeit meine Lektion bei Ihnen gelernt habe.» Er täusche sich, wenn er glaube, sie könne Rée und Nietzsche nicht richtig beurteilen. «Das Wesentliche ... weiss man entweder sofort oder gar nicht.» Sie gab zu, dass auch Malwida gegen ihren Plan eingestellt sei, und bedauerte dies, weil sie Malwida sehr schätze. «Aber mir ist doch schon seit längerem klar, dass wir im Grunde stets Verschiedenes meinen, selbst wo wir übereinstimmen. Sie pflegt sich so auszudrücken, dies oder jenes dürfen ‚wir‘ nicht tun, oder müssen ‚wir‘ leisten, – und dabei hab ich doch keine Ahnung, wer dies ‚wir‘ eigentlich wohl ist – irgendeine ideale oder philosophische Parthei wahrscheinlich, – aber ich selber weiss doch nur was von ‚ich‘. Ich kann weder Vorbildern nachleben, noch werde ich jemals ein Vorbild darstellen können für wen es auch sei, hingegen mein eigenes Leben nach mir selber bilden, das werde ich ganz gewiss, mag es nun damit gehn wie es mag. Damit habe ich ja kein Prinzip zu vertreten, sondern etwas viel Wundervolleres, – etwas das in Einem selber steckt und ganz heiss von lauter Leben ist und jauchzt und heraus will.»<sup>16</sup>

Rée, der inzwischen völlig unter Lous Bann stand, stimmte ihr zu, dass eine Rückkehr nach Russland nicht in Frage kam. Man musste irgendeinen Ausweg finden für eine gemeinsame Zukunft. Insgeheim hoffte er noch immer auf eine Verbindung, setzte jedoch vorläufig alle Hoffnungen auf Nietzsche. Wenn sein Freund nur nach Rom kam und mit Malwida sprach, die ihn sehr schätzte, liess sich ihre «heilige Dreieinigkeit», wie sie ihren Studienplan scherzhaft nannten, vielleicht doch noch verwirklichen. Weder er noch Lou scheinen sich damals überlegt zu haben, was geschehen würde, wenn Nietzsche die ihm zugewiesene Rolle ablehnte. Seinen Vorschlag mit der zweijährigen Probezeit nahmen sie jedenfalls nicht ernst, sonst würden sie ihn schwerlich eingeladen haben, denn er hätte die «heilige Dreieinigkeit» zwangsläufig in ein unheiliges Dreieck verwandelt.

Während Rée und Lou auf Nietzsches Ankunft warteten, setzten sie ihre Streifzüge durch Rom fort. Viel Zeit verbrachten sie in der Peterskirche. Rée hatte in einer der Seitenkapellen einen Beichtstuhl entdeckt, wo er ungestört an seinem neuen Buch arbeiten konnte, in dem er die Nichtexistenz Gottes beweisen wollte. Dass er sich gerade diesen Ort als Arbeitsplatz ausgesucht hatte, belustigte Lou aufs Höchste; oft begleitete sie ihn dahin und verfocht ihre eigenen Ansichten. Eines Tages erschien plötzlich Nietzsche. Malwida hatte ihm mitgeteilt, wo er die beiden finden konnte. Er ging geradewegs auf Lou zu, streckte die Hand aus und sagte mit einer tiefen Verbeugung: «Von welchen Sternen sind wir hier einander zugefallen?»<sup>17</sup>

Diese Worte, mit denen der mittelgrosse, unauffällig gekleidete Fremde sie begrüßte, verblüfften Lou nicht wenig, aber sie fasste sich rasch und sagte, *sie* jedenfalls sei aus Zürich gekommen. Beide lachten, und doch dünkten Lou Nietzsches Worte zu feierlich, selbst in dieser feierlichen Umgebung. Oder wollte er sich humorvoll geben? Wenn ja, dann gelang es ihm nicht. Lou hatte das unangenehme Gefühl, dass Nietzsche wirklich glaubte, was er sagte, und dass für ihn ihre Begegnung keine zufällige war.

Später schrieb sie, «dieses Verborgene, die Ahnung einer verschwiegenen Einsamkeit – das war der erste starke Eindruck, durch den Nietzsches Erscheinung fesselte». Sie empfand auch, dass seine Augen ihn verrieten. «Halbblind besaßen sie dennoch nichts vom Spähenden, Blinzelnden, ungewollt Zutringlichen vieler Kurzsichtigen; vielmehr sahen sie aus wie Hüter und Bewahrer eigener Schätze, stummer Geheimnisse, die kein unberufener Blich streifen sollte. Das mangelhafte Sehn gab seinen Zügen eine ganz besondere Art von Zauber dadurch, dass sie, anstatt wechselnde äussere Eindrücke widerzuspiegeln, nur das Wiedergaben, was durch sein Inneres zog.»<sup>18</sup>

Lou fühlte sich gleichzeitig angezogen und abgestossen. Nietzsches Art hatte etwas Gezwungenes, ein Pathos, das sie störte. Sie nahm sich vor, wachsam und kritisch zu bleiben, was sich als sehr berechtigt herausstellen sollte: Wenige Tage später verriet ihr Rée, sein Freund habe ihn gebeten, in seinem Namen um ihre Hand anzuhalten. Eine Heirat mit Lou, meinte Nietzsche, sei das sicherste Mittel, Frau von Salomé die Erlaubnis abzurufen, dass ihre Tochter bei ihnen bleiben dürfe. Rées Reaktion auf diesen Antrag lässt sich unschwer vorstellen. Da bat ihn Nietzsche, den Brautwerber zu spielen bei derselben jungen Dame, die er liebte und hei-

raten wollte. War das nun komisch oder absurd? Wenn es komisch war, ging es jedenfalls, wie so oft in Rées Leben, auf seine Kosten.

Wie Lou über Nietzsches Schritt dachte, kann man sich ebenfalls leicht vorstellen. Gerade erst hatte sie ihre Mutter davon zu überzeugen vermocht, dass Rées Antrag als Scherz gemeint war – was würde geschehen, wenn sie von Nietzsches Antrag erfuhr? Musste sie nicht an eine Verschwörung glauben mit dem Ziel, ihr die Tochter zu entreissen? Über Nietzsches Begründung lächelte Lou: Er wollte sie also heiraten, um den Schein zu wahren – wie spießbürgerlich musste ihr das erscheinen. Sie hatte gehört, dass er sich seiner Freigeisterei rühmte. Sein Antrag hatte für sie überhaupt nichts von Freigeist, er kam ihr allzu menschlich vor. Und dies hätte sie Nietzsche am liebsten offen entgegengehalten.

Aber Réé mahnte zur Vorsicht. Man durfte Nietzsche nicht vor den Kopf stossen, die Sache musste diplomatisch behandelt werden. Er wollte seinem Freund sagen, dass Lou seinen Antrag nicht annehmen könne, da sie als verheiratete Frau die von der russischen Regierung ausgesetzte Rente verlieren würde und, da sie nicht vermögend sei, auf das Einkommen ihres Mannes angewiesen sei. Réé wusste, dass Nietzsche mit den Mitteln, über die er verfügte, kaum den eigenen Lebensunterhalt bestreiten konnte. Deshalb habe er, Réé, von einem direkten Antrag abgesehen. Diese Darstellung nahm nach seiner Meinung Lous ablehnender Haltung den Stachel. Er wollte durchblicken lassen, dass Lou ihn nicht eigentlich abgewiesen habe, sondern nur deutlich machen wollte, dass sie sich unter den gegebenen Umständen genausowenig einen unbegüterten Gatten leisten konnte wie Nietzsche eine unbegüterte Gattin. Und damit sollte die Angelegenheit erledigt sein.

Er hatte sich aber sehr getäuscht, denn es stellte sich bald heraus, dass die Affäre im Gegenteil erst anfang. Nietzsche dachte nicht daran, Lou so ohne Weiteres aufzugeben. Zwar erklärte er sich nach aussen hin mit dem gemeinsamen Studienplan einverstanden, überlegte aber insgeheim, wie er Lou von Réé entfremden konnte. Er glaubte – nicht ohne Grund – zu spüren, dass Rées Gegenwart ihn daran hinderte, mit Lou in ein vertrauterer Verhältnis zu treten. Er wünschte einige Wochen mit ihr allein zu sein. Verwurzt in den bürgerlichen Traditionen seiner Naumburger Erziehung hielt er einen Anstandsbegleiter für notwendig und dachte sofort an seine Schwester. Er nahm sich vor, ihr zu schreiben und ihr von Lou zu erzählen, aber so unbefangen wie möglich, damit sie sich nicht sorgte. Er kannte seine Schwester. Bemerkte sie etwas von seinen wahren Gefühlen

für Lou, so war Ärger unvermeidlich. Er musste also einen ganz beiläufigen Ton anschlagen und schrieb in einem Ende April 1882 aus Rom datierten Brief:

«Meine liebe Schwester, falle nicht um vor Erstaunen, der Brief ist von mir und aus Rom. Ich bat Frl. von Meysenbug, die Adresse und auch noch privat darauf zu schreiben, damit der Brief wirklich nur in Deine Hände kommt. Du wirst begreifen warum ...»

Seine Schwester konnte ihn verstehen: sie und ihr Bruder liebten es, ihre Mutter über ihre Taten im Unklaren zu lassen. Am meisten überraschte sie wahrscheinlich seine Nachricht, dass er sich in Rom aufhielt, denn sie glaubte ihn noch immer in Messina. Mit bewundernswerter Diplomatie erinnerte dann Nietzsche sie an ihren Wunsch, dass er einen jungen Assistenten fände, der ihm bei seiner Arbeit helfe. Und nun habe Fräulein von Meysenbug oder vielmehr Dr. Rée einen solchen Assistenten gefunden. Leider sei es kein Mann, sondern eine junge Dame. Er sei, sowohl von Malwida wie von Rée gedrängt, nach Rom gereist, um sie kennenzulernen, aber sei bereits ein wenig enttäuscht, denn «ich sehe bis jetzt nur, dass das junge Mädchen einen guten Kopf besitzt und sehr viel von Dr. Rée gelernt hat. Um mir aber ein richtiges Urteil zu bilden, müsste ich sie ohne Rée studieren. Er soufflierte beständig, so dass ich noch keinen eignen Gedanken entdecken konnte. Könntest Du nicht nach der Schweiz kommen und die junge Dame einladen? Malwida hat dies vorgeschlagen.»

Er berichtete weiter, dass Lou vierundzwanzig Jahre alt sei – in Wirklichkeit war sie erst einundzwanzig Jahre – und unschön. «Aber wie alle unschönen Mädchen hat sie, um anziehend zu werden, ihren Geist kultiviert.»

In einer Nachschrift setzte er hinzu:

«Der Brief ist liegen geblieben. Inzwischen erzählte mir Malwida, das junge Mädchen habe ihr anvertraut: „Sie hätte von frühesten Jugend an nur nach Erkenntnis gestrebt und ihr jedes Opfer gebracht. Das hat mich ganz erschüttert. Malwida hatte Tränen, als sie es mir mitteilte, und glaubt Frl. S. sei mir innerlich tief verwandt.“<sup>19</sup>

Die Echtheit dieses wie anderer Briefe Nietzsches an seine Schwester ist angezweifelt worden. Auch wenn sich nicht nachprüfen lässt, was im einzelnen gefälscht ist, muss doch darauf hingewiesen werden, dass er im grossen und ganzen echt klingt. Als ein Meisterwerk der verschwommenen Andeutung und der gespielten Gleichgültigkeit sagt er mehr über Nietzsches Verhältnis zu seiner Schwester als über Lou. Nietzsche schrieb ihn offensichtlich aus zwei Gründen: Er wollte seiner Schwester von Lou er-

zählen und gleichzeitig Elisabeths Vermutungen über das plötzliche Auftauchen dieser jungen Russin vorbeugen.

Falls Nietzsche aber geglaubt hatte, seine Schwester damit täuschen zu können, so hatte er sich geirrt. Sie kannte ihn viel zu gut, um sich durch seine verhüllenden Worte irreführen zu lassen. Von Anfang an spürte sie in Lou die Rivalin, und dieser Gedanke war dem «treuen Lama» zuwider. Das Geheimnisvolle und Dunkle dieser Angelegenheit, die plötzliche Reise ihres Bruders von Messina nach Rom, die dringende Bitte, ihrer Mutter gegenüber nichts davon zu erwähnen – das alles beunruhigte Elisabeth aufs höchste. Wer war dieses Mädchen? Sie war entschlossen, diese Frage aufzuklären.

Inzwischen schmiedeten weit unten im Süden unter dem blauen Himmel eines römischen Frühlings Lou und ihre beiden Freunde Zukunftspläne. Sie wollten den Winter gemeinsam in Paris oder in Wien verbringen, Vorlesungen und Konzerte besuchen – für Lou stand dies fest. *Honi soit qui mal y pense!* Wieder einmal sollte sich die Mutter ihren Wünschen fügen. Schliesslich ging es um *ihr* Leben, und sie war entschlossen, es zu leben, wie es ihr gefiel.

«Gewiss, so liebt ein Freund den Freund,  
Wie ich Dich liebe, Rätselleben.»

So beginnt ihr *Lebensgebet*, das Nietzsche zu Tränen rührte, als sie es ihm vorlas, besonders der letzte Vers:

«Jahrtausende zu sein! zu denken!  
Schliess mich in beide Arme ein:  
Hast Du kein Glück mehr mir zu schenken –  
Wohlan – noch hast Du Deine Pein.»<sup>20</sup>

## DAS GEHEIMNIS VON MONTE SACRO

Ende April wurde es langsam heiss in Rom. Frau von Salomé beschloss daher, mit ihrer Tochter über die Schweiz und Deutschland nach Russland zurückzukehren. Lous Gesundheitszustand hatte sich zwar etwas gebessert, doch war sie noch keineswegs ausser Gefahr, und es schien nicht ratsam, dass sie ihre Studien fortsetzte, wenigstens nicht unmittelbar. Für ihre Mutter gab es also keinen Grund, noch länger im Ausland zu bleiben. Lou aber hatte ganz andere Pläne. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, «ein nettes Jahr» in der Gesellschaft von Rée und Nietzsche zu verbringen, da sie sich im Umgang mit beiden Männern viel für ihre geistige Entwicklung versprach. Ihre zwei Verehrer waren von diesem Plan begeistert, jeder allerdings aus anderen Gründen. Während Nietzsche, um Lou zu gewinnen, seine Schwester um Hilfe bat, wandte sich Rée an seine Mutter. Er schlug vor, sie solle sich in der Schweiz mit Frau von Salomé treffen. Vielleicht könne sie die Generalin in vertraulichem Gespräch veranlassen, ihr die Obhut über Lou anzuvertrauen.

So war die Situation, als Lou und ihre Mutter aus Rom abreisten. Nietzsche und Rée sollten einen Tag später folgen, sich in Mailand mit den beiden Damen treffen, und dann wollte man zu viert in die Schweiz fahren. Verabredungsgemäss trafen sie sich auch, anstatt aber sofort weiterzufahren, beschlossen sie auf Nietzsches Vorschlag hin, erst noch einen Ausflug an den Orta-See zu unternehmen, einen der kleinsten, aber schönsten der oberitalienischen Seen. Nietzsche hoffte dabei auf eine Gelegenheit, mit Lou allein sprechen zu können. In dieser Hoffnung sollte er nicht enttäuscht werden.

Frau von Salomé erklärte sich mit dem Umweg einverstanden, und so trafen sie Anfang Mai in dem kleinen Städtchen Orta ein, das auf einer von Osten her in den See hineinragenden Halbinsel liegt, gegenüber der Insel San Giulio. Unmittelbar dahinter erhebt sich bis zu einer Höhe von etwa hundert Metern ein bewaldeter Hügel, der dem hl. Franziskus

geweiht ist und den Namen *Monte Sacro* trägt. Heiliger Berg heisst er wegen der zahlreichen Votiv-Kapellchen an seinen Hängen. Altehrwürdige Gebäude, Kirchen und Klöster beleben die Landschaft, kleine Dörfer klammern sich an die felsigen Ufer des Sees.

Eine herrliche Landschaft, friedlich und feierlich, ideal für ein kontemplatives Leben. Seit Jahrhunderten schon rufen die Glocken der alten Basilika auf San Giulio die Gläubigen zum Gebet, besuchen Pilger aus aller Welt den heiligen Berg und knien andachtsvoll vor dem Altar des heiligen Franziskus. Die Landschaft in Orta scheint von Frömmigkeit erfüllt zu sein.

Kein Wunder, dass eine solche Umgebung empfindsame und suchende Seelen tief beeindruckt. Denn sie erweckt innerste Gefühle, bestätigt schönste Hoffnungen. Alle Zweifel verstummen, und die Herzen fliessen über von gläubiger Liebe. Doch bezaubert sie auch die Nicht-Wachsamen und reisst sie in einen Wirbel der Gefühle, aus dem sie sich nur schwer wieder befreien können. Dies scheint Nietzsche und Lou widerfahren zu sein und ist wahrscheinlich der Anlass für das tragische Missverständnis, dem sie beide zum Opfer fielen.

Als die kleine Reisegesellschaft in Orta ankam, beschloss sie, wie die meisten Touristen, sich am Morgen zunächst einmal auf der Insel umzusehen und die berühmte Basilika zu besichtigen. Die Besucher ruderten nach San Giulio hinüber, dessen alter viereckiger Turm aus gelbem Stein sich im blauen Wasser des Sees spiegelt. Nichts regte sich während der viertelstündigen Überfahrt ausser dem leisen Plätschern der Ruder. Noch tiefer und feierlicher war die Stille in der alten Kirche, deren kühles Dämmerlicht die Welt ausschloss. Besonders die prächtige Kanzel aus schwarzem Oira-Marmor, das Werk eines Meisters des elften Jahrhunderts, erfüllte sie mit ehrfürchtiger Bewunderung.

Der fromme Zauber von San Giulio verwirrte Frau von Salomé am wenigsten. Gottvertrauend, wie sie war, bestätigte alles ihren Glauben an Gottes allmächtige Gegenwart. Réé dagegen, der weder glauben konnte noch wollte, wurde immer mehr irritiert von einer Atmosphäre der Frömmigkeit, die gegen seine spöttische Ironie gefeit schien. Er hatte nur einen Wunsch: Orta so schnell wie möglich zu verlassen, konnte sich jedoch nicht durchsetzen, denn Lou und Nietzsche waren völlig gebannt vom Zauber der Umgebung. Beide suchten sie – und dies ist das Geheimnis der Verwandtschaft, die sie füreinander empfanden – einen neuen Glauben, der die Herrlichkeit und Sinnenfreude des Lebens bestätigte. War

dies die Antwort auf ihr Suchen, die Verbindung von Schönheit und Frömmigkeit? War das Leben als ästhetisches Phänomen göttlich? Nach Orta zurückgekehrt, beschlossen Nietzsche und Lou, ihre Pilgerschaft fortzusetzen und die Kapellen auf dem Monte Sacro zu besuchen. Frau von Salomé und Rée schützten Müdigkeit vor und wollten am Seeufer auf sie warten. Damit war für Nietzsche endlich die grosse Gelegenheit gekommen: zum ersten Male seit ihrer Bekanntschaft war er mit Lou allein.

Niemand weiss, was auf diesem Spaziergang geschah, denn es gab keine Zeugen. Dass etwas geschehen ist, geht jedoch aus den Irrungen und Wirrungen hervor, die darauf folgten. Lou erwähnt in ihren Lebenserinnerungen, der Monte Sacro müsse sie wohl gefesselt haben, «wenigstens ergab sich eine unbeabsichtigte Kränkung meiner Mutter dadurch, dass Nietzsche und ich uns auf dem Monte Sacro zu lange aufgehalten hatten, um sie rechtzeitig abzuholen, was auch Paul Rée, der sie inzwischen unterhielt, sehr übel vermerkte<sup>21</sup>».

Fest steht, dass man die Sehenswürdigkeiten auf dem Monte Sacro in einer Stunde bequem besichtigen kann. Wahrscheinlich hätten sich Frau von Salomé und Rée auch nicht gekränkt gefühlt, wenn Lou und Nietzsche innerhalb dieser Frist zurückgekehrt wären. Folglich müssen sie bedeutend länger ausgeblieben sein. Bisher ist vermutet worden, sie hätten länger auf dem Monte Sacro verweilt, um den Sonnenuntergang auf Santa Rosa zu beobachten. Man kann aber vom Monte Sacro aus Santa Rosa gar nicht sehen, etwas anderes muss sie also aufgehalten haben. Nun ist durchaus möglich, dass die Umgebung, in der sie sich befanden, und die Tatsache, dass sie zum erstenmal allein waren, ihre innere Verwandtschaft im verstärkten Masse zum Ausdruck brachte und dass sie, in angeregter Unterhaltung vertieft, nicht merkten, wie die Zeit verging. Aber wenn das wirklich der einzige Grund für ihre Verspätung war, weshalb sagte dann Lou in einem Gespräch mit Ernst Pfeiffer, dem Freund ihrer letzten Lebensjahre: «Ob ich Nietzsche auf dem Monte Sacro geküsst habe – ich weiss es nicht mehr»<sup>22</sup>?

Und worauf bezog sich Nietzsche, als er, auf diesen Spaziergang anspielend, bemerkte: «Den entzückendsten Traum meines Lebens danke ich Ihnen»<sup>23</sup>?

Und warum schliesslich schrieb Rée Monate später in einem Brief an Lou: «Etwas eifersüchtig bin ich zwischendurch natürlich auch immer, das versteht sich von selbst. Was Du wohl für eine Attitüde, Betonung, Bewegung, Blickung mit den Worten auf dem Monte Sacro verbunden hast?» Warum

hielt er es für nötig, ihr einen «ungeheueren General-Pardon» zu gewähren<sup>24</sup>? Was hatte Lou denn getan?

Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, dass es Nietzsches Gemütszustand zutiefst erschütterte. In den qualerfüllten Briefen, die er Lou nach ihrem Bruch schrieb, und in den noch wirreren Briefentwürfen in seinen Notizbüchern taucht immer wieder der Satz auf: «Die Lou in Orta war ein anderes Wesen.» Er klagte darüber, dass er an «Orta-Wetter» leide und dass ihn der Gedanke an jene Stunden verrückt mache<sup>25</sup>. Die Heftigkeit des Gefühls, mit der Nietzsche auf den Spaziergang zum Monte Sacro reagierte, ist zweifellos ein Anzeichen dafür, dass ihm ein starkes Erlebnis zuteil wurde. Wenn er nur einige angenehme Stunden in anregendem Gespräch mit Lou verbracht hätte, würde er kaum so heftig erschüttert gewesen sein. Auch hätte er sich dann bei der Rückkehr höchstwahrscheinlich anders verhalten. So aber befand er sich in einem Zustand äusserster Erregung, von dem Frau von Salomé mit Erstaunen, Rée mit Ärger Notiz nahmen. Nietzsche verblieb darin, bis ihn Lou aus seinen Illusionen riss.

Einige Tage später trennte sich die kleine Gesellschaft. Lou, ihre Mutter und Rée reisten nach Luzern, während Nietzsche seinen Freunden, den Overbecks, in Basel einen Besuch abstattete. Er hielt sich fünf Tage bei ihnen auf und war in gehobener Stimmung. Die Overbecks erkannten ihn nicht wieder: ununterbrochen sprach er – meistens von Lou. Geheimnisvoll teilte er ihnen mit, er wolle Lou noch einmal treffen, um ihr in Luzern Wagners früheres Heim zu zeigen. In Wirklichkeit jedoch hatte er andere Pläne; er wollte Lou noch einmal, diesmal aber persönlich, bitten, seine Frau zu werden. Wie jemand, der das gelobte Land erblickt hat, liess er seine Freunde an seinen kühnen Hoffnungen teilhaben. Die Overbecks wunderten sich gewiss nicht wenig über diese junge Dame, die ihren Freund so bezaubert hatte. Sie machten sich Sorgen um Nietzsche, fürchteten, dass er sich wieder einmal getäuscht habe, und waren von Anfang an nicht gut auf Lou zu sprechen.

In Luzern musste Lou inzwischen weitere Vorwürfe wegen ihres unüberlegten Handelns auf dem Monte Sacro über sich ergehen lassen und begann sich selbst zu fragen, warum ihre spontansten Handlungen immer so unerwartete Folgen hatten. Schon Nietzsches Reaktion hatte sie verwirrt und erschreckt. Er hatte sie offenbar völlig missverstanden. Als Lou die Verwicklungen sah, suchte sie sich zurückzuziehen, sollte aber bald erfahren, dass dies leichter gedacht als getan war.

Besonders Rée übte scharfe Kritik an ihrem Verhalten, hielt ihr die Schuld

an Nietzsches Missverstehen vor und riet ihr dringend, mit ihren impulsiven Freundschaftsbeweisen zurückhaltender zu sein. Als Rée hörte, dass Nietzsche mit Lou in Luzern erneut Zusammentreffen wolle, ahnte er den Grund und warnte sie vor einem wahrscheinlichen Heiratsantrag Nietzsches. Diesmal sollte sie die Situation allein meistern, auf jeden Fall aber ihre Ablehnung ganz unmissverständlich aussprechen. Kein Wunder, dass Lou dem Wiedersehen in Luzern mit gemischten Gefühlen entgegenschau. Nietzsche hatte als Treffpunkt das Löwendenkmal in der Nähe des berühmten Luzerner Gletschergartens vorgeschlagen. Während Nietzsche auf Lou wartete, fügten sich die Bruchstücke seines Lebens vor seinem inneren Auge auf einmal zu einem sinnvollen Ganzen zusammen. Rings um ihn her keimte neues Leben im Glanz der Frühlingssonne; durfte er nicht hoffen, dass sich auch sein Leben erneuern würde? Mit Lou an seiner Seite musste eine neue Bewegung einsetzen, die noch alles ermöglichte; vielleicht konnte er sich einen Sohn erhoffen. Erst kurz vorher hatte er Frau Overbeck anvertraut, dass er sich einen Sohn wünsche. Alles hatte jetzt einen Sinn – sein Leiden, seine Einsamkeit, sein langes Warten auf eine Frau, einen Freund, einen Jünger. Das Glück schien im Begriff, ihm auf einmal alle seine Wünsche zu erfüllen.

In dieser Stimmung mag Nietzsche an jenem Maitag in Luzern gewesen sein, als er vor Thorwaldsens sterbendem Löwen auf Lou wartete. Lou begegnete ihm zwar freundlich, aber doch merklich distanziert, und Nietzsche fühlte, dass er nicht zögern durfte. Feierlich bat er sie, seine Frau zu werden. Lou liess ihn ausreden und erwiderte dann ebenso feierlich, sie habe nicht die Absicht, sich zu verheiraten, denn sie wolle frei bleiben. Dann erklärte sie ihm ihren Lebensplan. Sie müssten Freunde bleiben: er, sie und Rée. Immer wieder sprach sie von Rée, dem sie offenbar eine besondere Rolle in ihrem Leben zugeteilt hatte. Sehr zu Lous Erleichterung verbarg Nietzsche seine Enttäuschung über die abermalige Abweisung, ja er nahm sie sogar mit scheinbarem Gleichmut hin. Lou hatte sich auf eine Szene gefasst gemacht und war angenehm überrascht, wie ruhig Nietzsche blieb. Mag er sich auch heimlich andere Wege und Mittel überlegt haben, sein Ziel dennoch zu erreichen, nach aussen hin erklärte er sich mit ihren Vorschlägen einverstanden. Besonders der gemeinsame Studienplan gefiel ihm. Vielleicht fühlte er in diesem Augenblick, dass es besser war, Lou mit einem anderen zu teilen, als sie ganz zu verlieren. Lou ihrerseits glaubte durch diese Aussprache Klarheit geschaffen zu haben. Sie hoffte, Nietzsche habe ihr Freundschaftsangebot ohne Vorbehalt angenommen. Doch darin

täuschte sie sich. Rée seinerseits stellte keine Fragen, obwohl er ahnte, was vorgefallen war, als sie in Nietzsches Begleitung zurückkehrte.

Nietzsche war es, der dann den Vorschlag machte, sie sollten sich zur Feier ihrer Dreieinigkeit fotografieren lassen. Er schlug Jules Bonnet vor, einen der bekanntesten Schweizer Fotografen seiner Zeit. Rée protestierte, denn er liess sich ohnehin nicht gern fotografieren, und ein Gruppenbild mit Lou und Nietzsche schien ihm angesichts des gerade Vorgefallenen unpassend. Aber Nietzsche und Lou bestanden darauf: sie wollten ihre Freundschaft mit einem Foto zum Ausdruck bringen. Und schliesslich willigte Rée ein.

Monsieur Bonnet war ein Mann von unbestreitbar bürgerlichem Geschmack. Seine Bilder erfreuten sich grosser Beliebtheit, weil sie den Geist der Zeit getreu widerspiegeln: Porträts von Herren mit ernsten Gesichtern und von Damen in viktorianischem Putz oder steife Familienszenen mit Kindern, die, als junge Damen und Herren gekleidet, mit seltsam unkindlichem *fin de siècle*-Snobismus in die Kamera blicken; gelegentlich gesellte sich auch ein kleiner Pekinese hinzu, der einen Ausdruck gelangweilter Gleichgültigkeit zur Schau trägt. Zu den Requisiten in Bonnets Atelier gehörte auch ein kleiner Leiterwagen, der für ländliche Szenen gebraucht wurde. An die Deichsel liessen sich Hunde oder Esel spannen, man konnte das Gefährt aber auch einfach als Hintergrund benutzen. Nietzsche liess ihn mitten auf die Szene schieben und bat Lou, hinaufzusteigen und dann niederzuknien. Bonnet meinte, diese Pose wirke unbeholfen und schicke sich nicht für eine junge Dame, aber man hörte nicht auf ihn. Dann verlangte Nietzsche ein Stück Leine, die an den Armen der beiden Männer befestigt und von Lou wie ein Zügel in der Hand gehalten werden sollte. Es sah dann so aus, als seien Nietzsche und Rée an den Karren gespannt, in dem Lou kniete. Obwohl sein Freund protestierte, behauptete Nietzsche, keine andere Pose könne besser ihr Verhältnis zueinander ausdrücken. Und nicht genug: als Wagenlenkerin brauchte Lou noch ein Requisit, womit sie ihre Autorität unterstreichen konnte. Man fand ein Stöckchen, band ein Stück Bindfaden und eine Fliederdolde daran und überreichte Lou die Peitsche. Einen Augenblick später klickte die Kamera, und die Aufnahme war fertig.

Manche lachten, als sie das Foto sahen; andere, wie Malwida, waren empört und schrieben es Lous entartetem Sinn für Humor zu. Lou und Rée schämten sich der Aufnahme und suchten sie zu vergessen. Aber sie ist noch heute vorhanden, sie kann weder weggeredet noch verleugnet werden. Monsieur Bonnets Kamera hat den hingerissen-ekstatischen Zug auf

Nietzsches Gesicht festgehalten. Die Aufnahme gibt das erschreckende Spiegelbild eines Geistes wieder, der wenige Monate später, als der Traum einer Ehe mit Lou zu Ende und Nietzsche abermals allein war, den brutalen Ausdruck prägen sollte: «Du gehst zu Frauen? Vergiss die Peitsche nicht!»<sup>26</sup>

Nach den Ereignissen im Löwengarten und in Monsieur Bonnets Atelier kam der anschließende Ausflug zu Richard Wagners früherem Heim am Vierwaldstätter See als Antiklimax. Rée klagte über Kopfschmerzen und entschuldigte sich. Wieder waren Lou und Nietzsche allein, aber seit ihrem Spaziergang auf dem Monte Sacro hatte sich manches ereignet; beide waren nachdenklich und ernst gestimmt. Lou fühlte sich nicht recht wohl in Nietzsches Gegenwart, und er litt unter den zwiespältigen, aus Liebe und Hass gemischten Gefühlen für Wagner: «Ich habe so viel in Bezug auf diesen Mann und seine Kunst erlebt – es war eine ganze lange Passion: ich finde kein anderes Wort dafür. Die hier geforderte Entsagung, das hier endlich nötig werdende Mich-selbst-Wiederfinden gehört zu dem Härtesten und Melancholischsten in meinem Schicksal.»<sup>27</sup>

Er erzählte Lou die Geschichte seiner Freundschaft mit Wagner, gedachte der glücklichen Stunden, die er in diesem Haus, in diesem Garten und am Ufer dieses Sees zugebracht hatte. Richard und Cosima waren seine Freunde gewesen. Sie hatten ihn verstanden, und er hatte sie geliebt. Jetzt noch träumte er von dieser glücklichen Zeit, die unwiederbringlich vorbei war. Und nun befand er sich abermals in der Gesellschaft eines Menschen, den er liebte und vielleicht auch verlieren würde. Immer leiser wurde seine Stimme, mit seinem Spazierstock zeichnete er Figuren in den feuchten Sand, und als er aufblickte, sah Lou Tränen in seinen Augen.

War es Mitleid, was sie für ihn in diesem Augenblick empfand? Mitleid, das sie zum Nachgeben veranlasste, als er sie bat, einige Wochen mit ihm in Tautenburg zu verbringen? Sie musste doch ernstliche Zweifel haben, ob es klug sei, Nietzsche in irgendeiner Form zu ermutigen. Und dennoch stimmte sie seiner Bitte zu. Rührte sie der Anblick dieses Mannes so sehr, dass sie ihre Wachsamkeit aufgab? Fühlte sie sich von Nietzsches Verehrung geschmeichelt? Oder glaubte sie, dass sie ihm etwas schuldig war für seinen Traum auf dem Monte Sacro?

## DAS TAUTENBURGER IDYLL

In Luzern trennte man sich. Nietzsche fuhr nach Basel zurück und von dort weiter zu seiner Familie nach Naumburg. Rée begleitete die beiden Damen nach Zürich; dort verliess er sie und reiste nach Hause ins westpreussische Stibbe. Lou und ihre Mutter hielten sich ein paar Wochen bei Bekannten in Zürich auf und fuhren dann nach Hamburg, wo sie ein Wiedersehen mit Angehörigen der Familie mütterlicherseits feierten. Über Lous Zukunft war noch immer nicht endgültig entschieden. Ihre Mutter bestand auf Rückkehr nach St. Petersburg und rief ihren Sohn Eugen zu Hilfe, um mit einem Verbündeten gegen die Wünsche ihrer willensstarken Tochter zu kämpfen. Aber auch er war machtlos, denn Lou war entschlossen, nicht mit nach Hause zurückzukehren; es gelang ihr schliesslich, den Widerstand der Mutter zu überwinden. Man einigte sich darauf, dass Eugen seine Schwester nach Stibbe zum Familiengut der Rées begleitete und sie dort der Obhut Frau Rées anvertraute. Lou sollte die Sommermonate bei den Rées verbringen.

Nietzsche schien den Overbecks sehr verändert, als er von seinem kurzen Ausflug nach Luzern zurückkam. Seine Hochstimmung war vorbei, er war launisch und sah müde aus. Von einer Änderung seiner Pläne jedoch erwähnte er nichts, und von Lou sprach er noch genauso begeistert wie zuvor. Er teilte Frau von Overbeck mit, Lou habe den Wunsch nach ihrer Bekanntschaft geäussert, und bat sie, mit der jungen Dame über ihn «mit jeder Freiheit» zu sprechen<sup>28</sup>. Bei dieser Unterredung sollte niemand zugegen sein, nicht einmal ihr Mann. Frau Overbeck fand diese Bitte etwas merkwürdig. Um sie zu beruhigen, schrieb ihr Nietzsche einige Tage darauf aus Naumburg:

«Bei unserem letzten Zusammensein war ich allzusehr angegriffen: so habe ich Ihnen und meinem Freunde eine Sorge und Beängstigung hinterlassen, zu der eigentlich kein Grund vorliegt; vielmehr Anlass genug zum Gegenteil! Im Grunde schlägt mir das Schicksal immer zum Glücke und min-

destens zum Glücke der Weisheit aus – wie sollte ich mich vor dem Schicksal fürchten, namentlich wenn es mir in der gänzlich unerwarteten Gestalt von L. entgegen tritt?»<sup>29</sup>

Im gleichen Brief behauptete er, dass er seiner Familie bisher nichts von Lou mitgeteilt habe. In Wirklichkeit hatte er jedoch seiner Schwester ausführlich über Lou berichtet und nur seine Mutter völlig im Unklaren gelassen. Selbst diese schlichte Frau muss sich jedoch gewundert haben über die Anspielungen ihrer beiden erwachsenen Kinder auf eine volkstümliche Komödie, die den Titel trug *Einer muss heiraten*. Doch war sie es gewohnt, ausgeschlossen zu sein von der Welt ihrer Kinder.

Bald nach seiner Heimkehr teilte Rée seinem Freund auf einer Postkarte mit, dass nun endlich alles geregelt sei und Lou den Sommer mit ihm in Stibbe verbringen werde. Nietzsche verliess Naumburg am nächsten Morgen. Seinen Angehörigen teilte er mit, dass er sich die Berliner Umgebung ansehen wolle, da ihn ein Schweizer Förster, den er in Messina getroffen hatte, für die schönen Wälder rings um die preussische Hauptstadt begeistert habe. Er wolle sich den Grünewald ansehen und, wenn es ihm dort gefalle, einige Tage bleiben, andernfalls käme er sofort nach Naumburg zurück.

Auch diesmal ist der Grund für seine plötzliche Reise nach Berlin anderswo zu suchen: er wollte Lou vor ihrer Abreise nach Stibbe noch einmal sehen. Lou jedoch hatte gerade die Bekanntschaft des jungen Philosophen Heinrich von Stein gemacht, mit dem sie einige angenehme Tage in Berlin verbrachte. Nietzsche traf sie überhaupt nicht an. Als er dann im berühmten Grünewald Zuflucht suchte, erlebte er eine neue Enttäuschung: er fand gar keinen richtigen Wald vor, sondern ein Ausflugsgebiet, in dem es von Berliner Bürgern mit Vesperbrot, Kindern und Hunden wimmelte. Verärgert fuhr Nietzsche nach Hause zurück.

Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten. «Ein seltsames Jahr!» schrieb er seinem Freund Peter Gast. «Inzwischen ist allerlei Wesentliches geschehen oder vorbereitet – und ich sehe mit Staunen dem sonderbaren Würfelspiel zu und warte, warte. Denn es muss mir alles zum Besten reichen; ich lebe in einer fatalistischen ‚Gott-Ergebenheit‘.»<sup>30</sup> Er bat den Freund, ihm beim Korrekturlesen für die *Fröhliche Wissenschaft* behilflich zu sein. Es sei sein letztes Buch, denn im Herbst werde er seine Studien an der Universität Wien aufnehmen.

Während dieser Zeit des Wartens standen sowohl Lou wie Nietzsche in brieflicher Verbindung mit Malwida, vorwiegend wegen ihrer Pläne für

den kommenden Winter. «Ich bin sehr erfreut», schrieb Malwida an Lou, «dass Sie Nietzsche so schätzen und gönne es dem Armen von Herzen, dass er die Freude Ihres Umgangs genossen hat. Mein Wunsch wäre, dass Sie, wenn Sie nicht nach Russland können, zu N's gingen und mit Fri. N. nach Bayreuth kämen.»<sup>31</sup> Eben dies strebte Nietzsche an. Er wollte, dass Lou seine Schwester kennenlernte, und hoffte, dass ihn Elisabeth und Lou zusammen in dem kleinen thüringischen Ferienort Tautenburg besuchten, wo er die Sommermonate verbringen wollte. Ein gutes Omen schien ihm, dass Malwida von sich aus den gleichen Vorschlag gemacht hatte; er schrieb ihr, dass er nun mit Lou durch eine feste Freundschaft verbunden sei: «... (so fest man dergleichen eben auf Erden einrichten kann); ich habe seit langem keine bessere Errungenschaft gemacht. Wirklich, ich bin Ihnen und Rée ausserordentlich dankbar gestimmt, mir hierzu behilflich gewesen zu sein. Dieses Jahr, welches in mehreren Hauptstücken meines Lebens eine neue Krisis bedeutet (,Epoche' ist das richtige Wort, ein Mittelzustand zwischen zwei Krisen, einer hinter und einer vor mir), ist mir durch den Glanz und durch die Anmut dieser jungen, wahrhaft heroischen Seele sehr verschönt worden. Ich wünsche in ihr eine Schülerin zu bekommen, und wenn es mit meinem Leben auf die Länge nicht halten sollte, eine Erbin und Fortdenkerin.»

Und er setzte hinzu: «Beiläufig: Rée hätte sie heiraten sollen, um die mancherlei Schwierigkeiten ihrer Lage zu beseitigen, und ich meinerseits habe es wahrlich nicht an Zuspruch fehlen lassen. Aber es scheint mir jetzt eine verlorene Bemühung. Er ist in einem letzten Punkte unerschütterlicher Pessimist, und wie er sich hierin treu geblieben ist, gegen alle Einwände seines Herzens und meiner Vernunft, hat mir zuletzt doch grossen Respekt eingeflösst. Der Gedanke der Fortpflanzung der Menschheit ist ihm unerträglich: er bringt es nicht über sein Gefühl, die Zahl der Unglücklichen zu vermehren. Für meinen Geschmack hat er in diesem Punkte zu viel Mitleid und zu wenig Hoffnung Privatissime!»<sup>32</sup>

Wenn man bedenkt, wie vertraut Malwida mit den Gefühlen war, die Rée für Lou hegte, kann man sich vorstellen, dass sie sich über diesen Brief wunderte. In noch grössere Verwunderung wäre sie aber geraten, hätte sie gewusst, wie es um Nietzsches Gefühle für die junge Russin stand. Nicht nur verwundert, sondern beunruhigt war sie jedoch, als Lou ihr schrieb, sie wollten an ihrem gemeinsamen Studienplan festhalten. Mit grösstem Freimut gestand Lou, dass sie mit Rée und Nietzsche in Wien eine gemeinsame Wohnung beziehen wolle.

Malwida schrieb sofort entsetzt zurück: «Allein mit den beiden jungen Leuten zusammen wohnen können Sie nicht. Nicht nur, dass es der Welt geradezu ins Gesicht schlagen würde (das wäre das wenigste), aber es hätte seine grossen Unannehmlichkeiten, seine wirklich verletzenden Seiten, die Ihnen selbst erst in der Praxis klarwerden würden. Nun weiss ich nicht, wie Sie sich das Zusammenleben und Arbeiten denken. Ein wichtiger Umstand scheint mir von vornherein der, dass es wieder ein verfehltes Unternehmen für Niet. ist. Wie kann er Vorlesungen hören? So wenig wie sie halten. Und das *sehr* schlechte Klima von Wien – nachdem er den unfehlbaren Beweis hat, dass nur der Süden ihm seine Leiden erträglich machen kann! Völliger unpraktischer Unsinn, im Augenblick einer sehr natürlichen Begeisterung für möglich gehalten, würde sich aber nur zu bald durch traurige Resultate als Unmöglichkeit herausstellen. Armer N., wie wäre es ihm zu gönnen, und doch halte ich es für geradezu vermessen, es nur zu versuchen.

Und endlich diese Dreieinigkeit!

So fest ich von *Ihrer* Neutralität überzeugt bin, so sehr sagt mir die Erfahrung eines langen Lebens und die Kenntnis der menschlichen Natur, dass es nicht gehen wird, ohne dass ein Herz grausam dabei leidet im edelsten Fall, im schlimmeren ein Freundschaftsbündnis zerstört wird.»<sup>33</sup> Malwida war nicht die einzige, die warnende Worte sprach, aber Nietzsche und Lou achteten nicht darauf. Lou hatte die letzte Runde ihres erbitterten Kampfes mit der Mutter gewonnen. Widerwillig hatte Frau von Salomé den Wünschen ihrer Tochter und den Überredungskünsten Rées und Nietzsches nachgegeben.

«Es mag ja sein», schrieb sie an Nietzsche, «ich will es nicht bestreiten, dass meine Anschauungsweise eine veraltete, nicht zeitgemässe ist, die den Wirkungskreis und das Leben einer Frau auf anderen Gebieten sieht als nur im Streben nach geistiger Vervollkommnung, wenigstens in der Art, wie meine Tochter sie sucht, aber eben Ansichten, mit denen man alt wurde, lassen sich nicht wie ein altes Kleid abwerfen, namentlich bevor man klar und deutlich die Richtigkeit der anderen sieht... ob sie ihr wahres Glück in diesem vollkommen freien Leben finden wird, das muss sich erst in der Zukunft zeigen; ich wünsche es ihr von ganzem Herzen und will die Opfer, die damit verbunden waren und immerhin schwere und harte Kämpfe gekostet haben, nicht in Anschlag bringen und mich zufriedengeben.»<sup>34</sup>

Mit stillschweigender Billigung ihrer Mutter plante Lou einen Besuch der Bayreuther Festspiele im Juli, während Nietzsche seine Schwester zu über-

reden suchte, Lou für den August nach Tautenburg einzuladen, obwohl er den Overbecks mitteilte: «In betreff meiner Schwester bin ich ganz entschlossen, sie ausserhalb zu lassen; sie könnte nur verwirren (und sich selber vorerst).»<sup>35</sup>

Nachdem er sich von Lou auf dem Luzerner Bahnhof verabschiedet hatte, vergingen fast sechs Wochen, ehe er wieder eine persönliche Nachricht von ihr erhielt. Sie schrieb ihm aus Stibbe, wo sie sich als Gast der Rées auf deren Landgut aufhielt. Nietzsche bat seine Schwester, sofort zu antworten und Lou einzuladen. Sehr zu ihrem späteren Bedauern gab Elisabeth dem Wunsch ihres Bruders nach. Nach weiteren zwei Wochen des Wartens traf Lous Zusage ein. Nietzsche schrieb postwendend zurück:

«Meine liebe Freundin, nun ist der Himmel über mir hell! Gestern mittags ging es bei mir zu wie als ob Geburtstag wäre: *Sie* sandten Ihre Zusage, das schönste Geschenk, das mir jetzt jemand hätte machen können – meine Schwester sandte mir Kirschen, Teubner sandte die drei ersten Druckbogen der ‚Fröhlichen Wissenschaft; und zu alledem war gerade der allerletzte Teil des Manuskripts fertig geworden und damit das Werk von sechs Jahren (1876 bis 1882), meine ganze ‚Freigeisterei‘! O welche Jahre! Welche Qualen aller Art, welche Vereinsamungen und Lebens-Überdrüsse! Und gegen alles das, gleichsam gegen Tod *und* Leben, habe ich mir diese meine Arznei gebraut, diese meine Gedanken mit ihrem kleinen Streifen *unbewölkten Himmels* über sich: – o liebe Freundin, so oft ich an das alles denke, bin ich erschüttert und gerührt und weiss nicht, wie das doch hat *gelingen* können; Selbst-Mitleid und das Gefühl des Sieges erfüllen mich ganz. Denn es ist ein Sieg, und ein vollständiger – denn sogar meine Gesundheit des Leibes ist wieder, ich weiss nicht woher, zum Vorschein gekommen, und jedermann sagt mir, ich sähe jünger aus als je. Der Himmel behüte mich vor Torheiten! – aber von jetzt ab, wo *Sie* mich beraten werden, werde ich *gut* beraten sein und brauche mich nicht zu fürchten. – Was den Winter betrifft, so habe ich *ernstlich und ausschliesslich* an Wien gedacht: die Winterpläne meiner Schwester sind ganz unabhängig von den meinigen, es gibt da *keine* Nebengedanken. Der Süden Europas ist mir jetzt aus dem Sinn gerückt. Ich will nicht mehr einsam sein und wieder lernen, Mensch zu werden. Ah, an *diesem* Pensum habe ich fast alles noch zu lernen! –

Nehmen Sie meinen Dank, liebe Freundin! Es wird *alles* gut, wie Sie es gesagt haben.

Unserem Rée das Herzlichste. Ganz *Ihr* F. N.»<sup>86</sup>

Dieser Brief hat etwas menschlich Erschütterndes. Der erste Teil, der die sechs Jahre Qual und Vereinsamung Nietzsches beschreibt, ist in der Tat von «Selbstmitleid» erfüllt; der angeblich errungene Sieg klingt nicht überzeugend – man denkt unwillkürlich an jemanden, der im Dunkeln pfeift, um sich Mut zu machen. Da rühmt er sich zum Beispiel seiner guten Gesundheit, mit der es doch, wie Lou gerade von Malwida gehört hatte, keineswegs gut bestellt war. Über die seltsame Behauptung, dass er jünger aussehe als je, hat Lou bestimmt gelächelt. Wollte er damit andeuten, dass er jung genug für sie sei? Und was sollte sie davon halten, dass er ganz auf ihren Rat vertrauen wolle, er, ein reifer Mann, ein emeritierter Universitätsprofessor, auf den Rat eines einundzwanzigjährigen Mädchens! Und wie war der seltsame Satz zu verstehen, dass es «da keine Nebengedanken» gebe? Wollte er Lou damit zu verstehen geben, dass er sich mit der Rolle eines Freundes zufriedengab und keine anderen Absichten hegte? Dann versprach er mehr, als er halten konnte.

Nachdem er Lou geschrieben hatte, wartete er wiederum ungeduldig auf Antwort, aber Lou liess nichts von sich hören. Sie hatte seinen Vorschlag angenommen, sich in Bayreuth mit Elisabeth zu treffen und dann mit ihr nach Tautenburg zu reisen. Darüber brauchte sie also nicht weiter zu korrespondieren. Ausserdem gefiel es ihr bei der Familie Rée so gut, dass sie kaum merkte, wie schnell die Zeit verging, zumal ihre Freundschaft mit Rée immer enger wurde. Sie bedauerte jetzt beinahe, dass sie versprochen hatte, Nietzsche in Tautenburg zu besuchen. Und Rée bedauerte es noch viel mehr, er konnte sich mit dem Gedanken an Abschied nicht befreunden. Als Nietzsche von Lou keine Antwort erhielt, schrieb er ihr abermals: «Nun, meine liebe Freundin, bis jetzt steht alles gut, und Sonnabend über 8 Tage sehen wir uns wieder. Vielleicht ist mein letzter Brief nicht in Ihre Hände gelangt? Ich schrieb ihn Sonntag vor 14 Tagen. Es sollte mir leid tun; ich schilderte Ihnen darin einen sehr glücklichen Moment; mehrere gute Dinge kamen auf einmal zu mir, und das ‚gutste‘ dieser Dinge war Ihr Zusagebrief!...

Ich habe viel an Sie gedacht und im Geiste so mancherlei des Erhebenden, Rührenden und Heiteren mit Ihnen geteilt, dass ich wie mit meinen verehrten Freunden verbunden gelebt habe. Wenn Sie wüssten, wie neu und fremdartig mir altem Einsiedler das vorkommt! – Wie oft habe ich über mich lachen müssen!

Was Bayreuth betrifft, so bin ich zufrieden damit, nicht dort sein zu müssen; und doch, wenn ich ganz geisterhaft in Ihrer Nähe sein könnte, dies

und jenes in Ihr Ohr raunend, so sollte mir sogar die Musik zum Parsifal erträglich sein (sonst ist sie mir nicht erträglich). Ich möchte, dass Sie vorher noch meine kleine Schrift ‚Richard Wagner in Bayreuth lesen; Freund Rée besitzt sie wohl . . . Die letzten geschriebenen Worte Wagners an mich stehen in einem schönen Widmungsexemplare des Parsifal ‚Meinem teuren Freunde Friedrich Nietzsche. Richard Wagner, Oberkirchenrat‘. Genau zu gleicher Zeit traf, von mir gesendet, bei ihm mein Buch ‚Menschliches Allzumenschliches‘ ein – und damit war alles klar, aber auch alles zu Ende. Wie oft habe ich, in allen möglichen Dingen, gerade dies erlebt: ‚Alles klar, aber auch alles zu Ende!‘

Und wie glücklich bin ich, meine geliebte Freundin Lou, jetzt in Bezug auf uns beide denken zu dürfen ‚Alles im Anfang und doch alles klar!‘ Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihre Reise

Ihr Freund Nietzsche.»<sup>37</sup>

Der Ton dieser Briefe ist kaum der eines abgewiesenen Freiers, der sich mit seiner Lage abgefunden hat und sich mit einer Geistesfreundschaft begnügt. Mit reiferer Urteilskraft hätte Lou sich wohl ernstlich gefragt, ob es unter diesen Umständen ratsam sei, Nietzsche in Tautenburg zu besuchen, denn er erwartete doch offensichtlich mehr, als sie geben konnte oder wollte.

Dass sie trotzdem nach Tautenburg fuhr, zeigt einmal ihre geringe Lebenserfahrung, ihre «jugendliche Kalbrigkeit», wie sie es im *Lebensrückblick* nennt<sup>38</sup>, und dann auch ihre egozentrische Grundhaltung: für Nietzsches Gedankenwelt war sie offen, auf seine Gefühle achtete sie nicht. Die Unbekümmertheit, mit der sie sich über die Gefühle, die sie in anderen weckte, hinwegsetzte, war ein Grundzug ihres Charakters, über den sie selber manchmal nachdachte. Schon in Tautenburg mag ihr von Zeit zu Zeit bewusst geworden sein, dass sie ein gefährliches Spiel spielte und sich an Nietzsche schuldig machte. Die Tatsache, dass sie später die ganze Angelegenheit zu vergessen suchte und sich selbst dann nicht verteidigte, als sie von Nietzsches Schwester öffentlich angegriffen wurde, mag auf ein Schuldgefühl zurückgehen. Wahrscheinlich hat sie später eingesehen, dass ihr Verhalten gegenüber Nietzsche zu ernststen Missverständnissen führen musste.

Nietzsche dagegen war sich von Anfang an bewusst, dass seine Freundschaft zu Lou missverstanden werden konnte, und betont in seinen Briefen an Freunde immer wieder, dass es sich nicht um eine «Liebschaft» handle.

Diese Beteuerungen erwecken jedoch den Eindruck des *qui s'excuse, s'ac-cuse*, da Nietzsches Freunden derartige Vermutungen völlig fern lagen. Was sollte zum Beispiel Peter Gast von einem Brief halten, in dem ihn Nietzsche Mitte Juli 1882 bat, jeden Gedanken an eine Liebesaffäre mit der jungen Russin von sich zu weisen. Gast erfuhr ja erst durch diesen Brief von Lous Existenz und wäre wohl kaum auf den Gedanken gekommen, dass sein Freund in ein einundzwanzigjähriges Mädchen verliebt sein könnte. Warum erwähnt es Nietzsche überhaupt? Gast hatte noch andere Gründe, von Lous plötzlichem Eintritt in Nietzsches Leben überrascht zu sein. Anfang Juli hatte er von seinem Freund ein Gedicht erhalten, betitelt *Hymne an den Schmerz*. Da kein Begleitbrief dabeilag, musste er Nietzsche als den Verfasser des Gedichts annehmen und beglückwünschte ihn dazu. Zwei Wochen später jedoch schrieb ihm Nietzsche:

«Jenes Gedicht ‚An den Schmerz war nicht von mir. Es gehört zu den Dingen, die eine vollständige Gewalt über mich haben; ich habe es nie ohne Tränen lesen können: es klingt wie eine Stimme, auf welche ich seit meiner Kindheit gewartet und gewartet habe. Dieses Gedicht ist von meiner Freundin Lou, von welcher Sie noch nicht gehört haben werden. Lou ist die Tochter eines russischen Generals, und zwanzig Jahre alt; sie ist scharfsinnig wie ein Adler und mutig wie ein Löwe und zuletzt doch ein sehr mädchenhaftes Kind, welches vielleicht nicht lange leben wird. Ich verdanke sie Fräulein von Meysenbug und Réé. Jetzt ist sie bei Rees zu Besuch, nach Bayreuth kommt sie hierher nach Tautenburg, und im Herbst siedeln wir zusammen nach Wien über. Sie ist auf die erstaunlichste Weise gerade auf meine Denk- und Gedankenweise vorbereitet.

Lieber Freund, Sie erweisen uns Beiden sicherlich die Ehre, den Begriff einer Liebschaft von unserem Verhältnis fernzuhalten. Wir sind Freunde und ich werde dieses Mädchen und dieses Vertrauen zu mir heilig halten. – Übrigens hat sie einen unglaublich sicheren Charakter und weiss selbst sehr genau, was sie will – ohne die Welt zu fragen und sich um die Welt zu kümmern.

Dies für Sie und für Niemanden sonst»<sup>39</sup>.

Könnte man sich etwas Aufschlussreicheres denken als diesen Brief? Gast hatte bis dahin noch nichts von Lou gehört; jetzt erscheint sie plötzlich als das auserlesene Wesen, auf das Nietzsche schon immer gewartet hatte. Mit Erschütterung liest Nietzsche ihr Gedicht, zutiefst gerührt von der Denkkraft dieses kindhaften Mädchens. Und dann die unerwartete Beteuerung, es handele sich nicht um Liebe, sondern um Freundschaft,

Nietzsche wolle Lous Vertrauen heilig halten. Warum? Doch wohl, weil Lou es so wollte! Ihr «unglaublich sicherer Charakter» hatte bisher seinen Wünschen widerstanden. Aber nun kam sie zu ihm, allein, ohne ihre Mutter, ohne Rée. Hatte er nicht das Recht, ihre Bereitschaft zu einer Begegnung als ein günstiges Zeichen aufzufassen und zu hoffen, dass seine Wünsche doch noch in Erfüllung gehen würden?

Während Nietzsche in der Einsamkeit des Tautenburger Waldes auf den grossen Wendepunkt in seinem Leben wartete, bereitete sich sein Rivale Richard Wagner auf das Finale seiner grossen Laufbahn vor: die Premiere des *Parsifal*. Seine Freunde hatten ihn schon lange gebeten, das sechs Jahre zuvor begonnene Werk zu vollenden und in Bayreuth aufzuführen. Aber Wagner hatte geögert. Nicht etwa weil er sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte, sondern weil er es fast als Entweihung empfand, den *Parsifal* auf der Bühne vorzustellen.

«Und kann in der Tat ein Drama, das die höchsten Mysterien des christlichen Glaubens auf der Bühne darstellt, in Theatern wie den unseren, vor einem Publikum wie dem unseren, als Teil eines Opernrepertoires wie das unsere gezeigt werden?»<sup>40</sup>

Schliesslich hatte Wagner den Wünschen seines Königs und den Bitten seiner Freunde nachgegeben und sich bereit erklärt, im Sommer 1882 den *Parsifal* in Bayreuth aufzuführen.

Es wurde ein glanzvolles Ereignis. Wagnerianer aus allen Ländern versammelten sich in Bayreuth; in der letzten Juliwoche war das kleine bayrische Städtchen das Musikzentrum der Welt. Selbst Wagners Feinde mussten zugeben, dass der alte Zauberkünstler wieder einmal einen vollen Triumph errungen hatte, denn das Jahr 1882 ging in die Musikgeschichte ein als das «Parsifal-Jahr».

In dieser Atmosphäre glühender Wagner-Verehrung fand die Begegnung zwischen Elisabeth Nietzsche und Lou Salomé statt. Zwei unterschiedlichere Frauen könnte man sich schwer vorstellen. Wie Brunhild und Kriemhild kamen sie aus verschiedenen Welten und lebten nach völlig entgegengesetzten Vorstellungen. Wagemutig und unkonventionell die eine – selbstgerecht und spiessbürgerlich die andere. Ein Zusammenstoss zwischen ihnen war unvermeidlich, selbst wenn sie sich unter günstigeren Umständen getroffen hätten. Da sie sich aber im Schatten jenes Mannes trafen, dem Nietzsches Hassliebe galt, war ihr Verhältnis von Anfang an gespannt und drohte schon einige Tage später auseinanderzufallen.

Elisabeth Nietzsche war damals sechsunddreissig Jahre alt. Sie hatte den

grössten Teil ihres Lebens mit ihrer Mutter in der kleinen Stadt Naumburg an der Saale verbracht, wo ihr Vater als protestantischer Pastor gewirkt hatte. Als Pastorentochter erzogen, war sie von den bürgerlichen Anstandsidealen erfüllt, denen die meisten jungen Mädchen ihrer Zeit und Gesellschaftsschicht unbedingten Gehorsam zollten. Sie ging regelmässig zur Kirche, half ihrer Mutter und später ihrem Bruder im Haushalt und nahm am Leben der Naumburger Gesellschaft regen Anteil. Dabei war sie klug, hatte aber trotz einer ansprechenden äusseren Erscheinung sich noch nicht verheiraten können; das Erlebnis einer echten Jugendliebe war ihr versagt geblieben, enge menschliche Beziehungen hatte sie auch seitdem nicht angeknüpft. Ihren grossen Bekannten- und Freundeskreis pflegte sie vermutlich vor allem um des Klatsches willen, denn wie viele ältere Mädchen, die sich noch nicht mit dem Altjungferndasein abgefunden haben, nahm sie mit fast krankhaftem Interesse an den Liebesgeschichten ihrer Freundinnen Anteil. Es verschaffte ihr grosse Genugtuung, Anstössiges bei anderen zu entdecken und das blosszulegen, was ihr Bruder die «menschlich-allzumenschlichen» Schwächen nannte.

Wenn Elisabeth Nietzsche nach einem Menschen gesucht hätte, der ihr verbittertes Altjungferntum zutiefst beleidigen musste, hätte sie niemand Besseren finden können als Lou. Lou verkörperte alles, was sie verabscheute. Ihr höchst unkonventionelles Benehmen, ihr schockierend offener Umgang mit Männern, ihre Gleichgültigkeit gegenüber der äusseren Erscheinung riefen in Elisabeth eine fast physische Abneigung hervor. Sie begriff nicht, wie sich ihr Bruder mit einem solchen Mädchen befreunden konnte. Als Lou merkte, dass Elisabeth instinktiv gegen sie eingestellt war, reagierte sie wie immer unter solchen Umständen: sie übertrieb ihr exzentrisches Gebaren. Dazu gab es in der kosmopolitischen Gesellschaft von Bayreuth reichlich Gelegenheit.

Zu den Ehrengästen der Bayreuther Festspiele gehörte Malwida von Meysenbug. Es war allgemein bekannt, dass sie zu den vertrautesten Freunden des Komponisten zählte. Lou wurde als Malwidas Schützling in Wagners engeren Kreis eingeführt und rasch als angesehene Gestalt in der Umgebung des Meisters bekannt. Besonders bei den Herren erfreute sie sich grosser Beliebtheit, die Damen verhielten sich ihr gegenüber viel zurückhaltender. Man sah sie oft in der Gesellschaft des russischen Malers und Bühnenbildners Joukowsky, dem Wagner den Entwurf der Bühnenbilder zum *Parsifal* anvertraut hatte. Voll Bitterkeit mag Elisabeth Nietzsche es mit angesehen haben, wie diese beiden Russen sich der Gunst

Wagners erfreuten, während sie wegen ihres Bruders Feindschaft mit Wagner eine gewisse Distanz wahren musste. Sie empfand es als Beleidigung, dass sich Lou so offen den Feinden ihres Bruders zugesellte. Denn machte sie ihn dadurch nicht lächerlich? Und die Geschichten, die man sich über das Mädchen erzählte! Es hiess, sie habe sich in aller Öffentlichkeit von Joukowsky, der auch ein bekannter Modeschöpfer war, unmittelbar auf ihren Körper ein Kleid entwerfen lassen. Auch sollte sie nächtlichen Seancen als einzige Dame beigewohnt haben. Wer weiss, was sich da alles zugetragen hatte! Elisabeth Nietzsche glaubte genau zu wissen, was für eine Art Mädchen Lou war. Je mehr sie von Lou sah und hörte, desto mehr erschrak sie und desto fester wurde ihr Entschluss, ihrem armen, blinden Bruder die Augen zu öffnen, damit er sah, wie es in Wahrheit um den Charakter seiner neuen Schülerin bestellt war.

Der Höhepunkt ihres Zorns und Abscheus war erreicht, als sie Zeuge einer Szene auf dem Bayreuther Bahnhof wurde. Sie hatte Dr. Bernard Förster, einen jungen Mann aus ihrem Bekanntenkreis, zum Bahnhof begleitet und unterhielt sich mit ihm vor Abfahrt des Zuges. Förster, ein unbelehrbarer Antisemit, der eine führende Rolle bei der Kampagne des Jahres 18 81 gespielt hatte – damals waren über eine Viertelmillion Unterschriften gesammelt und als Eingabe an Bismarck überreicht worden, um die Einwanderung von Juden nach Deutschland zu unterbinden –, war hauptsächlich deshalb nach Bayreuth gekommen, weil er Wagner als Vorkämpfer des echten Deutschtums und Förderer der antisemitischen Bewegung verehrte. Zudem kannte er Elisabeth Nietzsche seit einigen Jahren und hatte eine tiefe Zuneigung zu ihr gefasst, vielleicht sich auch während der Festspielwoche mit ihr verlobt. In ihrem sechsunddreissigsten Lebensjahr konnte sich Elisabeth plötzlich sagen, dass sie geliebt wurde.

Lou hatte sich ganz plötzlich entschlossen, etwas früher als Elisabeth abzufahren, da ihr, wie sie offen gestand, Wagners Musik nicht besonders gefiel. Sie hatten verabredet, sich im Hause einer Bekannten in Jena zu treffen und von dort aus gemeinsam nach Tautenburg zu fahren. Elisabeth bedauerte es keineswegs, dass Lou vor ihr Bayreuth verliess, weil sie in einer privaten Unterredung mit Wagner den Meister mit ihrem Bruder versöhnen wollte. Ihr Bruder sollte davon nichts wissen, denn nicht ohne Grund fürchtete sie, dass er ihr diese Handlung sehr verübeln würde. Solange Lou jedoch in Bayreuth war und im Wagner-Kreis verkehrte, war es schwer, ein solches Vermittlungsgespräch geheimzuhalten. Lou hätte bestimmt davon erfahren und Nietzsche in Tautenburg Bericht erstattet.

Aber ihre Freude über die Abreise Lous dauerte nicht lange, denn als sich der Zug in Bewegung setzte, bemerkte sie zu ihrem Entsetzen, dass Lou in Försters Abteil trat und ihn sogleich in ein lebhaftes Gespräch verwickelte. Elisabeth Nietzsche war ausser sich. Allein auf dem Bahnsteig zurückbleibend, musste sie zusehen, wie sich diese «schreckliche Russin» ihrem Freund näherte. Von diesem Augenblick an stand für Elisabeth fest, dass Lou eine Gefahr war, und zwar nicht nur für ihren Bruder. Je schneller das Mädchen verschwand, desto besser für alle Beteiligten.

Das Wiedersehen in Jena gab der Schwester Nietzsches Gelegenheit, Lou unverblümt ihre Meinung zu sagen. Es fing ganz harmlos an. Sie nahm Lou beiseite und erklärte ihrer «jüngeren Schwester», der kostbarste Schatz eines Mädchens sei ihr guter Ruf. Man könne ihn leider schnell verlieren und nur sehr schwer wiedererlangen. Sie gab zu verstehen, dass Lou vielleicht noch zu jung sei, um zu ermessen, wie vorsichtig ein Mädchen sein müsse – eine unbedachte Geste, ein Blick, ein Wort, und schon sei alles verloren. Lou unterbrach sie, heiter lachend. Ihre «ältere Schwester» brauche nicht fortzufahren, denn wenn sie recht habe, dann sei in der Tat alles verloren. Aber sie bedauere nichts; wenn sie auch in Bayreuth ihren guten Ruf verloren habe, so habe sie sich doch köstlich amüsiert.

Elisabeth wies sie streng zurecht, hielt ihr das ihrer Meinung nach wenig Schickliche ihrer Redeweise, das wenig anständige Verhalten in Bayreuth, das nach einhelliger Meinung Skandalöse in ihrem Umgang mit Joukowsky vor. Malwida habe ihr im Vertrauen erzählt, dass sie es bereue, Lou mit ihren Bayreuther Freunden bekannt gemacht zu haben. Und sie selbst sei in Verlegenheit geraten, als man sie gefragt habe, ob es wahr sei, dass Lou mit ihr zu ihrem Bruder nach Tautenburg fahren werde. Ob Lou denn nicht wisse, wer ihr Bruder sei? Wisse sie nicht, dass Nietzsche einer der grössten lebenden Denker sei, ein Mann reinsten Gesinnung, beinahe ein Heiliger? Finde sie es nicht unwürdig, sich öffentlich seinen Feinden zuzugesellen und ihn dadurch lächerlich zu machen?

Lou war überrascht. Dass man über sie und Joukowsky geredet hatte, wusste sie, aber es berührte sie nicht, denn sie nahm vom Klatsch grundsätzlich nie Notiz. Ihre Handlungen gingen niemand etwas an. Und der Gedanke, im Streit zwischen Nietzsche und Wagner Partei ergriffen zu haben, war ihr völlig fremd. Mit Schärfe erwiderte sie, dass sich niemand weniger um Nietzsche gekümmert habe als Graf Joukowsky. Er habe nicht einmal Nietzsches Namen erwähnt. Diese Äusserung verletzte Elisabeth sehr, denn Joukowsky war Wagners Vertrauter, nahm also dieselbe Stel-

lung ein, die zehn Jahre früher ihr Bruder innegehabt hatte. Es war bitter, hören zu müssen, dass in Wagners engerem Kreis nicht einmal der Name ihres Bruders genannt wurde, dass für Wagner sein ehemaliger Freund offenbar tot war. In heftigem Ton entgegnete sie, dass Joukowsky ein Scharlatan sei, der es nicht verdiene, in gleichem Atemzug mit ihrem Bruder genannt zu werden. Sie hielt Lou vor, dass sie anscheinend den Unterschied zwischen einem Genie und einem Scharlatan nicht kenne. Und da sie schon so offen miteinander sprächen, wolle sie Lou auch gleich noch sagen, dass sie ihren Vorschlag, mit ihrem Bruder und Réé zusammen eine Wohnung zu beziehen, für schamlos halte. Unter Russen sei eine solche, als Freundschaft getarnte Abmachung vielleicht möglich, aber nicht unter gebildeten Menschen. Mit einem derartigen Ansinnen an ihren Bruder heranzutreten sei geradezu eine Beleidigung.

Das war Lou zuviel.

«Denke nur nicht, dass ich mir etwas aus deinem Bruder mache oder in ihn verliebt bin, ich könnte mit ihm in einer Kammer zusammen schlafen ohne verführerische Gedanken . . . Wer hat zuerst den Plan des Zusammenseins mit den niedrigsten Absichten beschmutzt, wer hat erst mit der Geistesfreundschaft angefangen, als er mich nicht zu etwas Anderem haben konnte, wer hat zuerst an eine wilde Ehe gedacht, das ist dein Bruder!»<sup>41</sup> Als Elisabeth das hörte, wurde sie hysterisch und musste sich übergeben. Lou war bestürzt und ungehalten über diesen gemeinsamen Ferienbeginn; sie wünschte, dass sie nach Stibbe hätte zurückfahren können, wo Réé auf sie wartete, und bedauerte, dass sie Nietzsches Einladung angenommen hatte. Réé hatte recht behalten: immer wenn man etwas aus Freundlichkeit tut, schlägt es zum Schlechten aus. Aber für solche Überlegungen war es jetzt zu spät. Zunächst musste sie einmal diese hysterische Frau beruhigen. Am nächsten Tag wurde der Streit nach aussen hin beigelegt. Elisabeth bedauerte, die Beherrschung verloren zu haben, und schlug vor, den Zwischenfall keinem Menschen gegenüber zu erwähnen. Unangenehme Erlebnisse vergesse man am besten. Aber sie erwartete, dass Lou nie mehr so über ihren Bruder redete, denn dies konnte sie nicht ertragen. Lou schien ihr offensichtlich befangen von falschen Urteilen über ihn. Vielleicht hatte Réé sie falsch unterrichtet. Plötzlich fiel Elisabeth ein, dass Réé Jude war. Vielleicht lag es daran – vielleicht war auch Lou jüdisch? Das würde manches erklären: ihr auffälliges Benehmen, ihren unkonventionellen Lebenswandel, die Art, wie sie jede Autorität untergrub ... Förster nannte die Juden Elemente der Zersetzung, Verderber des deutschen Volkes.

Und wirkte Lou auf ihren Bruder etwa nicht zersetzend und verderblich? Elisabeth nahm sich vor, die Russin zu beobachten und ihren Bruder zu warnen. Er musste ihre Gefährlichkeit erkennen, musste erfahren, wie sie sich benommen hatte und was man sich von ihr erzählte. Sie konnte ihn ruinieren, wenn er nicht vorsichtig war. Solche Gedanken bewegten Elisabeth, als sie mit Lou in Tautenburg eintraf.

Nietzsche holte sie gut gelaunt vom Bahnhof Dornburg ab. Mit Lous Ankunft ging seine lange Wartezeit zu Ende, die Freundin war endlich bei ihm, er hatte fast einen Monat Zeit, sie für sich zu gewinnen. Galant half er ihr aus dem Zug, küsste ihr die Hand, hiess sie in seiner Ferienzufucht in der thüringischen Waldeinsamkeit willkommen und unterhielt sie sehr humorvoll mit lokalen Klatschgeschichten. Elisabeth musste zu ihrer Bestürzung feststellen, dass ihr Bruder ganz offensichtlich von Lou bezaubert war. «Er ist ja rasend in sie vernarrt», schrieb sie entsetzt ihrer Jenaer Freundin<sup>42</sup>. Es war also keine Zeit zu verlieren; sie musste ihn sofort über die Sachlage aufklären.

Während sich Lou in dem kleinen Zimmer im Pfarrhaus einrichtete, das Nietzsche für sie gemietet hatte, erzählte Elisabeth ihrem Bruder knapp die Vorfälle in Bayreuth. Einzelheiten erwähnte sie nicht, da es sich um Dinge handelte, die zu erzählen ihr peinlich war. Ihre Hauptanklage richtete sie auf Lous freundschaftlichen Verkehr mit seinen Feinden und wollte beweisen, dass er dadurch blossgestellt worden sei. Die Schwester wusste genau: wenn es etwas gab, was die Gefühlsbande ihres Bruders an Lou lösen konnte, so war es der Vorwurf, sie habe ihn in Bayreuth lächerlich gemacht. Und Elisabeth sollte sich nicht getäuscht haben: Nietzsche fühlte sich verraten und beleidigt. Dass ausgerechnet Lou ihm das angetan hatte, konnte er kaum ertragen.

Als Lou von ihrem Zimmer herunterkam, bemerkte sie sofort die Veränderung in Nietzsches Wesen. Seine gute Laune war verschwunden; er blickte sie vorwurfsvoll an und fragte sie ohne Umschweife, warum sie sich in Bayreuth so taktlos benommen habe. Ob sie vergessen habe, was er ihr über sein Verhältnis zu Wagner erzählt habe? Dass sie sich offenbar mit seinen Feinden über ihn lustig gemacht habe, verletze ihn sehr, zumal sie seine Einladung angenommen habe und alle wussten, dass sie ihn besuchen wollte. Lou liess sich von solchen Anschuldigungen nicht erschüttern. Seit wann hatte Nietzsche das Recht, ihr vorzuschreiben, mit wem sie verkehren dürfe? Sein Streit mit Wagner, so betonte sie, gehe sie nichts an. Und was seine Einladung betreffe, so sei sie bereit, auf der Stelle wieder abzu-

fahren. Doch davon wollte Nietzsche nichts wissen. Er entschuldigte sich wegen seiner Reizbarkeit und bat sie, mit ihm einen Spaziergang zu unternehmen. Er wolle ihr die Stelle zeigen, wo die Dorfältesten zu seiner Ehre eine Bank aufstellen wollten, eine Bank mit der Inschrift: *Fröhliche Wissenschaft*.

Wiederum war Lou von Nietzsches jähem Stimmungswechsel überrascht. Eben noch gekränkt und vorwurfsvoll, schien er jetzt schon wieder heiter und unbesorgt. War es ihm vorhin ernst gewesen? War seine Stimmung jetzt echt? Aber mit seinem Vorschlag, spazierenzugehen, erklärte sie sich einverstanden. Elisabeth entschuldigte sich, da sie auspacken müsse.

Abermals waren Lou und Nietzsche allein und vergassen alle Unstimmigkeiten. Sie unterhielten sich so offen und angeregt, als ob sie sich seit Jahren kannten. Als sie an die Stelle kamen, wo die Gedächtnisbank aufgestellt werden sollte, erzählte Nietzsche sehr humorvoll, dass die geplante Ehrung ja doch auf seine Kosten gehe, denn einer Legende zufolge habe man hier einmal einen Toten gefunden, und die Stelle heiße bei den Einheimischen noch immer «Toter Mann». Es schien ihm Spass zu machen, er lachte herzlich darüber. Lou aber erschrak. Toter Mann: Die Worte machten sie schauern. Wie konnte er darüber lachen? Doch Nietzsches gute Laune war so ansteckend, dass sie sich auf Lou übertrug.

Um ihre Gedanken und Empfindungen während dieser Tautenburger Wochen festzuhalten, führte Lou ein Tagebuch in Form von Briefen an Rée, der über ihre Begegnung mit Nietzsche sehr besorgt war und Lou vor ihrer Abreise aus Stibbe das Versprechen abgenötigt hatte, ehrlich zu berichten, was in Tautenburg geschah.

Ihre erste Eintragung, datiert vom 14. August 1882, lautet: «N., im Grossen Ganzen von eiserner Konsequenz, ist im Einzelnen ein gewaltvoller Stimmungsmensch. Ich *wusste*, dass, wenn wir verkehren würden, was wir anfangs beide im Sturm der Empfindung vermieden, wir uns bald genug, über alles kleinliche Geschwätz hinweg, in unseren tiefverwandten Naturen finden würden. Ich sagte ihm das schon schriftlich als Antwort auf den ersten, seltsamen Brief. Und so war es. Nach einem Tag des Verkehrs, in welchem ich mich bemühte, frei, natürlich und heiter zu sein, – hatte schon die alte [Vertrautheit] stattgefunden. Er kam immer wieder herauf, und am Abend nahm er meine Hand und küsste sie zweimal und begann etwas zu sagen, was nicht ausgesprochen wurde. Die nächsten Tage lag ich zu Bett, er sandte mir Briefe zum Zimmer hinein und sprach durch die Tür zu mir. Nun hat mein altes Hustenfieber nachgelassen, und ich

stand auf. Gestern waren wir den ganzen Tag zusammen, heute haben wir einen wunderschönen Tag im stillen, dunklen Kiefernwald, mit den Sonnenstrahlen und Eichhörnchen allein, verbracht. Elisabeth war auf der *Dornburg* mit Bekannten. Im Wirtshause, wo unter den grossen, breitästigen Linden gegessen wird, hält man uns für ebenso zusammengehörig wie mich und Dich, wenn ich mit der Mütze und *Nietzsche* ohne Elisabeth ankomme.

Es plaudert sich ungemein schön mit N., – doch das wirst Du besser wissen. Aber ein besonderer Reiz liegt im Zusammentreffen gleicher Gedanken, gleicher Empfindungen und Ideen, man kann sich beinahe mit halben Worten verständigen. Einmal sagte er, davon frappiert: ‚Ich glaube, der einzige Unterschied zwischen uns ist der des Alters. Wir haben gleich gelebt und gleich gedacht.‘

Nur weil wir so gleichartig sind, konnte er die Differenz zwischen uns, oder das, was ihm so erschien, so heftig und gewaltsam nehmen, nur darum erschütterte sie ihn so. Ist man einander so unähnlich wie Du und ich, so empfindet man die Punkte der *Übereinstimmung* und freut sich ihrer, – ist man sich so verwandt wie N. und ich, dann fühlt man die *Differenzen* und leidet an ihnen ...

Ich hatte mir ja vorgenommen, unsere Gespräche zu notieren, indessen ist es beinahe unmöglich, sie fassen sich bei unseren Wanderungen durch die fernsten und nächsten Denkgebiete zu wenig in einzelnen, scharfen Aussprüchen zusammen. Und eigentlich besteht der Gehalt eines Gesprächs bei uns in dem, was nicht gerade ausgesprochen wird, sich aber aus dem halben Entgegenkommen eines jeden von uns von selbst ergibt. Er hat so viele Freude an Unterhaltung, dass er mir gestand, selbst in unserem ersten Streite hier, als ich ankam, wobei ihm sehr elend im Herzen gewesen wäre, habe er eine nebenhergehende Lust über meine Art zu widerlegen nicht unterdrücken können.

Meine Abhandlung über die Frau hat er allein gelesen und fand den Stil des ersten Teils abscheulich. Was er sonst gesagt, ist gar zu weitläufig zu schreiben ...

Er riet mir, meine rasche, kleine Arbeit weiterzuführen und schrieb mir darauf bezügliche Bücher auf. Ich freute mich, als er sagte: es wäre ihm alles Produzieren von Herzen zuwider, wenn es nicht ein vorzügliches wäre, – er würde also sonst nicht dazu raten, wenn er es nicht mit dem besten Gewissen tun könnte. Schreiben lernen könnte ich in *einem Tage*, weil ich dazu vorbereitet wäre. Ich habe übergrosses Vertrauen zu seiner

Lehrerkraft. Wir verstehen uns so sehr gut. Aber ob es gut ist, dass er den ganzen Tag, von früh bis spät, mit mir und im Gespräch ist, also nicht bei seiner Arbeit –; ich sagte es ihm heute, er nickte und sagte: ‚ich habe es ja so selten, und ich genieße es wie ein Kind.‘ Denselben Abend sagte er aber: ‚ich darf nicht lange in Ihrer Nähe leben.‘

Die Erinnerung an unsere italienische Zeit kommt uns oft, und ... [gestern, als wir den?] schmalen Steig aufwärts gingen, sagte er leise: ‚*Monte Sacro*, – den entzückendsten Traum meines Lebens danke ich Ihnen.‘ – Wir sind sehr heiter miteinander, wir lachen viel. Zu Elisabeths Entsetzen (welche übrigens fast nie mit uns ist) wird mein Zimmer sogleich vom ‚Geisterklopfenc heimgesucht, wenn N. hereintritt, was uns grosse Heiterkeit macht. Auch diese verwünschte Fähigkeit müssen wir gemeinsam haben. – Ich freue mich, dass der gramvolle Zug aus seinem Gesicht geschwunden ist, der mir so weh tat, und dass die Augen ihr altes Leuchten und Aufleuchten haben.

Schöne Stunden verbringen wir auch am Waldesrand, wo sein Bauernhäuschen liegt und einladend eine kleine Bank steht. Wie gut lacht und träumt und plaudert es sich im Abendsonnenschein, wenn die letzten Strahlen durch die Zweige zu uns herüberblicken.»<sup>43</sup>

Es war ein idyllisches Leben, und doch gab es Augenblicke, in denen Lou unbehaglich zumute war. Nietzsches Art, über Rée zu sprechen, missfiel ihr. Er nannte ihn einen Feigling, einen Selbstmordkandidaten, der mit dem Schmerz liebäugle und immer ein Giftfläschchen bei sich trage für den Fall, dass ihm das Leben unerträglich würde. Obwohl diese Worte halb im Scherz gesprochen waren, spürte Lou doch, dass Nietzsche sie gegen Rée einzunehmen suchte, und das verärgerte sie. Und oft glaubte sie zu fühlen, dass Nietzsche noch immer Hoffnungen hegte, die sie begraben währte. Er umgab sie mit zuviel Aufmerksamkeit. Sie vermerkte in ihrem Tagebuch, dass sie bei ihren Gesprächen oft auf verbotenes Gebiet gerieten.

«Wenn uns jemand zugehört hätte, er würde geglaubt haben, zwei Teufel unterhielten sich.» Und sie stellte sich die Frage: «Sind wir uns *ganz nahe*? Nein, bei alledem nicht. Es ist wie ein Schatten jener Vorstellungen über mein Empfinden, welche N. noch vor wenigen Wochen beseligten, der uns trennt, der sich zwischen uns schiebt. Und in irgendeiner verborgenen Tiefe unseres Wesens sind wir weltenfern voneinander. – N. hat in seinem Wesen, wie eine alte Burg, manchen dunklen Verlies und verborgenen Kellerraum, der bei flüchtiger Bekanntschaft nicht auffällt und doch sein Eigentlichstes enthalten kann.

Seltsam, mich durchfuhr neulich der Gedanke mit plötzlicher Macht, wir könnten uns sogar einmal *als Feinde* gegenüberstehen.»<sup>44</sup>

Dieser Gedanke muss auch Nietzsche gekommen sein, denn der bittere Hass seiner Schwester auf Lou war ihm kein Geheimnis mehr. Er hatte gehofft, mit Elisabeth eine Verbündete in seinem Werben um Lou zu finden, nun musste er mit ihrer Feindschaft rechnen. Versuchte er Lou zu gewinnen, so riskierte er, seine Schwester zu verlieren. Es war eine schmerzliche Wahl. Seine Schwester stand ihm näher als jeder andere Mensch. Von Kindheit auf war sie seine engste Freundin und Vertraute gewesen, wenn er Hilfe brauchte, war es Elisabeth, an die er sich wandte; mit ihr teilte er seine Hoffnungen und seine Wünsche. Niemand wusste besser als er, wie viel ihm das «treue Lama» bedeutete. Sich zwischen ihr und Lou entscheiden zu müssen war schwierig und folgeschwer. Und doch traf er diese Entscheidung. Das war es, was seine Schwester Lou nie verzieh.

In Nietzsches Briefen an Gast finden sich Andeutungen dieses Kampfes zwischen seiner Liebe zu seiner Schwester und seiner Liebe zu Lou. Sie lassen keine Zweifel daran, dass Elisabeth ihn verlor. So schrieb er Gast am 4. August:

«Eines Tages flog ein Vogel an mir vorüber; und ich, abergläubisch wie alle einsamen Menschen, die an einer Wende ihrer Strasse stehen, glaubte einen Adler gesehen zu haben. Nun bemüht sich alle Welt darum, mir zu beweisen, dass ich mich irre, – und es gibt einen artigen europäischen Klatsch darüber. Wer ist nun der Glücklichere – ich, der Getäuschte, wie man sagt, der einen ganzen Sommer ob dieses Vogelzeichens in einer höheren Welt der Hoffnungen lebte – oder jene, welche „nicht zu täuschend sind?“<sup>45</sup>

Und zehn Tage später: «Ich habe eine starke Probe zu bestehen gehabt, und sie bestanden. Lou bleibt noch 14 Tage hier: im Herbst treffen wir uns wieder (in München?). Ich habe meinen Blick für Menschen; was ich sehe, existiert auch, wenn es Andere nicht sehen.»<sup>46</sup>

Wiederum eine Woche später, am 20. August: «Lou bleibt noch eine Woche hier. Sie ist das intelligenteste aller Weiber. Alle fünf Tage haben wir eine kleine Tragödienszene. – Alles, was ich Ihnen über sie schrieb, ist Unsinn, wahrscheinlich auch das, was ich eben schrieb.»<sup>47</sup>

Elisabeth beobachtete das Verhalten Lous und ihres Bruders mit unverhohlener Entrüstung. Sie war empört, mit ansehen zu müssen, wie ihr Bruder immer mehr unter den Einfluss der «schrecklichen Russin» geriet, und hätte am liebsten Tautenburg verlassen, wenn dies möglich gewesen wäre, ohne den Skandal noch zu vergrößern. Dabei benahmen sich die bei-

den, als ob sie überhaupt nicht existierte, und machten sich wahrscheinlich noch über sie lustig. Sie fand es schamlos, dass Lou ihren Bruder die halbe Nacht bei sich im Zimmer duldet. Das Wort «Anstand» schien es in Lous Wortschatz nicht zu geben. Sie brüstete sich noch mit ihrer Freiheit. Freiheit! Elisabeth Nietzsche hielt Lous Freiheit einfach für Unanständigkeit. Sie errötete, wenn sie Bruchstücke von Gesprächen auffing. Schamgefühl schienen sie nicht zu kennen, denn sie redeten über alles – Gott, Religion, Moral, Liebe –, ohne die elementarsten Regeln des Anstandes zu beachten. Und was noch schlimmer war: soweit Elisabeth es beurteilen konnte, stülpten sie alles um. Religion schien ihnen ein kindlicher Traum, Mitleid nur Schwäche, Gott ein von Menschen erfundenes Ideal, Liebe ein Trick der Natur. Wenn das die neue Philosophie ihres Bruders war und Lou die Art von Schüler, auf die sie wirkte, dann wollte die Schwester nichts mehr mit ihm zu tun haben. Mochte er in seiner eigenen Hölle zugrunde gehen.

Himmel und Hölle gehörten übrigens zu den Hauptgesprächsthemen Lous und Nietzsches. «Der religiöse Grundzug unserer Natur ist unser Gemeinsames», schrieb Lou in ihr Tagebuch, «und vielleicht gerade darum so stark in uns hervorgebrochen, weil wir Freigeister im extremsten Sinne sind. Im Freigeiste kann das religiöse Empfinden sich auf kein Göttliches und keinen Himmel ausser sich beziehen, in denen die *religionsbildenden* Kräfte wie Schwäche, Furcht und Habsucht ihre Rechnung fänden. Im Freigeiste kann das durch die Religionen *entstandene* religiöse Bedürfen... gleichsam auf sich selbst zurückgeworfen, zur *heroischen Kraft seines Wesens* werden, zum Drang der Selbsthingabe einem grossen Ziele. In N.'s Charakter liegt ein Heldenzug, und dieser ist das Wesentliche an ihm, das, was allen seinen Eigenschaften und Trieben das Gepräge und die zusammenhaltende Einheit gibt. – Wir erleben es noch, dass er als der Verkünder einer neuen Religion auftritt, und dann wird es eine solche sein, welche Helden zu ihren Jüngern wirbt.»<sup>48</sup>

Diese ungewöhnlich scharfsinnige Beurteilung der zukünftigen philosophischen Entwicklung Nietzsches zu einer Zeit, als diese Philosophie noch völlig im Dunkeln lag, machte Lous Freunde lächeln. Malwida hielt es fast für komisch, in Nietzsche den Stifter einer neuen Religion zu sehen, und riet Lou, nicht ihre Zeit mit nutzlosen Spekulationen zu verschwenden. Für Lou waren diese Spekulationen aber keineswegs nutzlos. Sie erkannte – und nahm damit wiederum Ereignisse vorweg, die ein halbes Jahrhundert zu ihrer Entwicklung brauchten –, dass die zunehmende Säkularisie-

rung des Lebens das Problem der Religion nicht lösen würde, ebensowenig wie bei Nietzsche und ihr selbst der Verlust des Glaubens eine Antwort bot auf die Frage, wie man in einem gottlosen Universum leben kann. Der Mensch will Götter haben, und wenn die alten Götter sterben, wird er sich neue schaffen. In ihrem ersten Buch *Im Kampf um Gott*, drei Jahre nach ihrer Begegnung mit Nietzsche veröffentlicht, berührte Lou viele Probleme ihrer Gespräche mit Nietzsche. Und er musste zugeben, dass sie aus dem Tautenburger Sommer beträchtlichen geistigen Gewinn gezogen hatte, obwohl er noch immer nicht über den für ihn schmerzlichen Ausgang seiner Beziehungen zu Lou hinweggekommen war.

Das Bedeutsame des Buches liegt darin, dass es die Verwandtschaft religiöser und erotischer Erregungszustände darstellt. Unmerklich wandelt sich das Klima von der reinsten geistigen Liebe zu den krassesten Formen physischen Genusses. In einem höchst idealischen Rahmen vollziehen sich Akte der Wollust. Unter dem Druck grosser geistiger Spannungen begehen die Frauen des Buches manche Arten von Sünde: Ehebruch, Selbstmord und – beinahe – Blutschande. Und bei den Männern äussert sich der Verlust des Glaubens in einem tiefen Schuldgefühl. Das Hauptthema des Buches liegt in der Frage, wie der Mensch seinen Seelenfrieden finden kann, wenn er den Glauben verloren hat. Rudolf, eine Gestalt, die in Rée ihr Vorbild zu haben scheint, findet ihn im Buddhismus. Er glaubt, dass es kein wirkliches Glück gibt und dass bestenfalls auf die Wonne im Nirwana zu hoffen ist. Aber sein älterer Bruder Kuno, der in mancher Hinsicht Nietzsche ähnelt, will weiterkämpfen für untergehende Götter. Denn das Grab betrachtet er nicht als Abschluss des menschlichen Lebens. Die einzig würdige Haltung ist ihm die einer trotzigen Hinnahme des Schicksals – *amor fati*. In dieser Geisteshaltung findet er Erfüllung und Frieden.

Lous Buch, das in gewissem Sinne die gespannte und mit widersprechenden Emotionen geladene Tautenburger Atmosphäre widerspiegelt, bietet einen Kommentar zu Nietzsches Gefühlen in diesem schicksalhaften Sommer und erklärt den Erregungszustand, in dem er sich befand. Das ganze Jahr hatte er am Rande grosser Erwartungen gelebt, sein Geist sich in schwindelnde Höhen hinaufgeschwungen. Lous Besuch sollte seinen Hoffnungen Erfüllung geben. Es war eine erregende Empfindung – als ob sich ihre Geister vermählt hätten. Von seiner Liebe angetrieben, schrieb Nietzsche an Lous Mutter, er betrachte sich als heimlich verlobt mit ihrer Tochter. So stellt es Lou dar und behauptet, nichts von einem solchen Brief

Nietzsches ge-wusst zu haben. Sie hätte sonst auf jeden Fall dagegen protestiert. Aber sie muss immerhin gewusst haben, welche Gefühle sie in Nietzsche weckte, denn in ihrem Buch schreibt sie: «Es führt kein Weg von der sinnlichen Leidenschaft zur geistigen Wesenssympathie – wohl aber viele Wege von dieser zu jener.»<sup>49</sup> Und an anderer Stelle: «Alle Liebe ist auf Tragik angelegt. Nur stirbt die glückliche an Übersättigung, die unglückliche an Hunger. Es stirbt sich aber langsamer und schmerzlicher am Hunger.»<sup>50</sup> Wusste sie nicht, dass sie Nietzsches Liebe zu einem langsamen und schmerzlichen Tod verurteilte? Die sinnliche Begierde mag ungebetener Gast bei diesem Idyll gewesen sein. Aber es war kaum zu vermeiden, dass sie an die Oberfläche gelocht wurde durch die geistige Verwandtschaft, die Nietzsche und Lou verband, durch die vertrauten Gespräche, die Wanderungen durch die Wälder, die langen nächtlichen Unterhaltungen. Lou muss den Grund von Nietzsches Spannung gekannt haben, sie hatte bei Gillot etwas sehr Ähnliches erlebt. Sie muss gewusst haben, dass Nietzsches innere Erregung immer stärker werden würde, je länger Lou bei ihm blieb, bis sie schliesslich ihre natürliche Entspannung fand oder – für das Mädchen wohl undenkbar – mit einem plötzlichen Ausbruch endete.

Der Ausbruch kam, und zwar sofort nach Lous Abreise. Er führte zu einem Bruch zwischen Nietzsche und seiner Schwester. Als Abschieds- und Erinnerungsgeschenk an ihr gemeinsames Tautenburger Erlebnis gab Lou ihrem Freund ein Exemplar ihres *Lebensgebets*, das mit den prophetischen Zeilen schliesst:

«Hast Du kein Glück mehr mir zu schenken –  
Wohlan – noch hast Du Deine Pein.»<sup>51</sup>

## WIEDERSEHEN UND ABSCHIED

Von Tautenburg fuhr Lou nach Berlin, wo Rée sehnsüchtig und besorgt auf sie wartete. Es war ihm nicht sehr angenehm gewesen, dass sie einen ganzen Monat mit Nietzsche verbracht hatte. Vor ihrer Abreise hatte er ihr sogar geraten, auf der Hut zu sein, falls sich in Nietzsches «körperlichem Verhalten»<sup>52</sup> ihr gegenüber etwas verändern sollte, denn er war von den nur platonischen Wünschen des Philosophen nicht überzeugt. Er war daher sehr froh, als Lou heiter und unbeschwert aus Tautenburg zu ihm zurückkehrte. Aber für den gemeinsamen Studienplan, an den Lou nach wie vor fest glaubte, hegte er immer ernstere Befürchtungen. Er nannte Lou sein «liebstes kleines Schneckeli»<sup>53</sup>, sprach sie mit dem vertrauten «Du» an und gab offen zu, dass er auf Nietzsche eifersüchtig war.

Zur Eifersucht hatte Rée aber keinen Grund, denn Lou machte nie einen Hehl daraus, dass sie ihm viel freundschaftlicher verbunden war als Nietzsche und auch gern mit ihm zusammen leben wollte; allerdings nicht als seine Frau, sie wollte ihm eine Schwester sein. Für diese Rolle hielt sich Rée jedoch nicht geeignet und fürchtete mit Recht, dass seine Freunde und Bekannten ein solches Bruder-Schwester-Verhältnis noch viel skeptischer beurteilten. Es konnte einen Skandal auslösen, in den nicht nur er und Lou, sondern ihre beiden Familien verwickelt würden. Aus diesem Grunde war Nietzsches Anwesenheit doch das kleinere Übel. Rée behielt also seine Bedenken für sich, und als Nietzsche in einem Brief Lou seine «Schwester» nannte – «nachdem ich die natürliche Schwester verloren habe, muss mir schon eine übernatürliche geschenkt werden»<sup>54</sup> –, schrieb er im gleichen Ton zurück: «In der Tat, gerade jetzt und für alle Zukunft kann uns *nichts* trennen, da wir in einem Dritten verbunden sind, dem wir uns selbst unterordnen, – nicht ganz unähnlich den mittelalterlichen Rittern.»<sup>55</sup>

Auch Nietzsche behauptete, Lou gegenüber nur ritterliche Gefühle zu hegen, doch damit täuschte er nur sich selbst, nicht aber seine Schwester. Als Lou aus Tautenburg abgereist war, liess das «treue Lama» seinen angestau-

ten Zorn am Bruder aus. Er habe sie unwürdig behandelt und sich selbst durch sein Benehmen hoffnungslos kompromittiert. Die «Lou-Affaire» ekelte sie so an, dass sie sich weigerte, mit ihm nach Naumburg zurückzukehren. Nietzsche wusste um die Hassgefühle Elisabeths gegenüber Lou, aber die Vehemenz ihres Hasses überraschte ihn. Er sorgte sich wegen des Klatsches, den Elisabeth mit der Mutter austauschen würde, und versuchte auszugleichen. An den unglücklichen Streitigkeiten sei Lou nicht allein schuld und habe ebenso viel Grund, verärgert zu sein, wie Elisabeth.

«Im Übrigen, wenn ich an die Zukunft denke, so wäre es mir hart, annehmen zu müssen, dass Du mit mir in Bezug auf Lou nicht gleich empfändest. Wir haben eine solche Gleichartigkeit der Gaben und Absichten, dass unsere Namen irgendwann einmal zusammen genannt werden müssen, und jede Verunglimpfung, die sie trifft, wird mich zuerst treffen.»<sup>56</sup>

Aber es nützte alles nichts, Elisabeth liess nicht mit sich reden. Ihrer Mutter schrieb sie, dass sie nicht nach Hause komme, solange ihr Bruder dort weile, denn er habe sich in Tautenburg unmöglich verhalten. Er sei einem verderbten Mädchen in die Hände gefallen und habe den guten Ruf der Familie beschmutzt. Die ehrbare Pastorenwitwe war wie vor den Kopf geschlagen. Lutherisch rechtschaffen erklärte sie, er sei eine Schande für die Familie, sein frommer Vater würde sich vor Scham im Grab umdrehen. Das war ihrem achtunddreissigjährigen Sohn aber doch zuviel; zornig verliess er Naumburg und schwor, nie wieder nach Hause zu kommen. Er fuhr nach Leipzig, um dort auf Lou und Rée zu warten. Kaum je zuvor in seinem Leben hatte er sich elender gefühlt. Nach dem Bruch mit seiner Familie war er wirklich allein und konnte jetzt nur noch die Overbecks und Peter Gast zu seinen Freunden zählen. Ihnen schüttete er sein Herz aus:

«Die Tautenburger Wochen haben mir wohlgetan, namentlich die letzten; und im Ganzen Grossen habe ich ein Recht, von Genesung zu reden, wenn ich auch häufig genug an das *labile Gleichgewicht* meiner Gesundheit erinnert werde. Aber *reinen* Himmel über mir! Sonst verliere ich allzu viel Zeit und Kraft . . . Dieser lange, reiche Sommer war für mich eine Probezeit; ich nahm äusserst mutig und stolz von ihm Abschied, denn ich empfand für diese Zeitspanne wenigstens die sonst so hässliche Kluft zwischen Wollen und Vollbringen als *überbrückt*. Es gab *harte* Ansprüche an meine Menschlichkeit, und ich bin mir im Schwersten genug geworden. Diesen ganzen Zwischenzustand zwischen sonst und einstmals nenne ich ,in media vitæ; und der Dämon der Musik, der mich nach langen Jahren wieder einmal heimsuchte, hat mich gezwungen, auch in Tönen davon zu reden.

Das Nützlichste aber, was ich diesen Sommer getan habe, waren meine Gespräche mit Lou. Unsere Intelligenzen und Geschmäcker sind im Tiefsten *verwandt* – und es gibt andererseits der Gegensätze so viele, dass wir füreinander die lehrreichsten Beobachtungsobjekte und -Subjekte sind. Ich habe noch niemanden kennengelernt, der seinen Erfahrungen eine solche Menge *objektiver Einsichten* zu entnehmen wüsste, niemanden, der aus allem Gelernten so viel zu ziehn verstünde. Gestern schrieb mir Rée, ‚Lou ist entschieden um einige Zoll gewachsen in Tautenburg‘ – nun, ich bin es vielleicht auch. Ich möchte wissen, ob eine solche *philosophische Offenheit*, wie sie zwischen uns besteht, schon einmal bestanden hat... Ihre Gesundheit reicht nur für sechs bis sieben Jahre aus, *wie ich fürchte*.

Tautenburg hat Lou ein *Ziel* gegeben. – Sie hinterliess mir ein ergreifendes Gedicht ‚Gebet an das Leben‘.

Leider hat sich meine Schwester zu einer Todfeindin L.s entwickelt, sie war voller moralischer Entrüstung von Anfang bis Ende und behauptet, nun zu wissen, was an meiner Philosophie ist. Sie hat an meine Mutter geschrieben, ‚sie habe in Tautenb. meine Philosophie ins Leben treten sehen und sei erschrocken: *ich* liebe das Böse, *sie* aber liebe das Gute. Wenn sie eine gute Katholikin wäre, so würde sie ins Kloster gehen und für all das Unheil büssen, was daraus entstehen werde‘.

Kurz, ich habe die Naumburger ‚Tugend‘ gegen mich, es gibt einen wirklichen *Bruch* zwischen uns – und auch meine Mutter vergass sich einmal so weit mit einem Worte, dass ich meine Koffer packen liess und morgens früh nach Leipzig fuhr. Meine Schwester (die nicht nach Naumburg kommen wollte, solange ich dort war und noch in Tautenburg ist) zitiert dazu ironisch: ‚Also begann Zarathustras Untergänge. In der Tat, es ist der *Beginn vom Anfang*.<sup>57</sup>‘

Diese tapferen Worte können jedoch nicht darüber täuschen, wie qualvoll das Warten in dem kleinen möblierten Zimmer in Leipzig gewesen sein muss. Nietzsche hoffte sehnsüchtig auf die Ankunft seiner Freunde, aber vergeblich. Glücklicherweise besass er das Gedicht, das Lou ihm in Tautenburg gegeben hatte, und die von ihm dazu komponierte Musik. Er wandte sich an Professor Riedel, den Präsidenten des deutschen Musikvereins, und regte an, es durch Riedels Chor vortragen zu lassen. Ob Riedel diesen Vorschlag ernsthaft in Betracht zog, wissen wir nicht, aber das hinderte Nietzsche nicht daran, Lou freudig mitzuteilen, dass ihr Gedicht in seiner Vertonung von Riedels Chor gesungen werde, «einem der ersten Deutschlands ... Das», setzte er bedeutungsvoll hinzu, «wäre so ein kleines Weg-

lein, auf dem wir beide *zusammen* zur Nachwelt gelangten – andere Wege vorbehalten. –» In demselben Brief schreibt er:

«Ihr Gedanke einer Reduktion der philosophischen Systeme auf Personalakten ihrer Urheber ist recht ein Gedanke aus dem ‚Geschwistergehirn‘: ich selber habe in Basel in *diesem* Sinne Geschichte der alten Philosophie erzählt und sagte gern meinen Zuhörern: ‚Dies System ist widerlegt und tot – aber die *Person* dahinter ist unwiderlegbar, die Person ist gar nicht tot zu machen‘ – Zum Beispiel Plato ... Was Ihre Charakteristik meiner selbst‘ betrifft, welche wahr ist, wie Sie schreiben: so fielen mir meine Verschen aus der ‚Fröhlichen Wissenschaft ein – mit der Überschrift ‚Bitte‘. Erraten Sie, meine liebe Lou, um was ich bitte?»

Er bat um einen Menschen, «näher als der nächste Freund», um jemanden, der zwischen seinem nächsten Freund und ihm selbst stand. Dachte er an eine Frau? Geheimnisvolle Anspielungen dieser Art müssen Lou und Rée verwundert haben, denn Lou zeigte ihrem Freund alle Briefe, die sie von Nietzsche erhielt. Ging aus ihnen nicht hervor, dass Nietzsche immer noch hoffte, er könne sie gewinnen? War er von Sinnen, wie Rée vermutete, oder versuchte er nur, geistreich und amüsan zu sein, wie Lou annahm? Der letzte Absatz von Nietzsches Brief liess beide Auffassungen offen. Er handelt von einem heiteren Nachmittag, den Nietzsche am Tage zuvor verbracht hatte:

«Der Himmel war blau, die Luft mild und rein, ich war in Rosenthal, wohin mich Carmen-Musik lockte. Da sass ich drei Stunden, trank den zweiten Cognac dieses Jahres, zur Erinnerung an den ersten (ha! wie hässlich er schmeckte!) und dachte in aller Unschuld und Bosheit darüber nach, ob ich nicht irgendwelche Anlage zur Verrücktheit hätte. Ich sagte schliesslich *nein*. Dann begann die Carmen-Musik, und ich ging für eine halbe Stunde unter in Tränen und Klopfen des Herzens. – Wenn Sie aber dies lesen, werden Sie schliesslich sagen: *ja!* und eine Note zur ‚Charakteristik meiner seibere machen. Kommen Sie doch recht *bald* nach Leipzig! *Warum* denn erst am 2. Oktober? Adieu, meine liebe Lou!»<sup>58</sup>

Je länger Nietzsche warten musste, desto düsterer wurde seine Stimmung. «... Vielleicht habe ich nie so melancholische Stunden durchgemacht wie in diesem Leipziger Herbst», klagte er in einem Brief an Overbeck<sup>59</sup>, und an Gast schrieb er: «Ah, Freund, könnte ich Ihnen sagen, welche fünffache Finsternis mich umhüllen will, und welchen Widerstand ich zu leisten habe. – Vermeiden Sie die Menschen! Unsereiner ist ein Glas, welches zu leicht einen Sprung bekommt! – und dann ist es aus.

(P. S.) Neueste Nachricht: den 2. Oktober kommt Lou hierher; ein paar Wochen später reisen wir ab – nach Paris. – Mein Vorschlag.»<sup>60</sup>

Immer wieder bat Nietzsche, Lou solle ihm schreiben, wann sie sich treffen und wo sie gemeinsam studieren wollten. Lou ging auf diese Fragen nicht ein, weil sie sie nicht beantworten konnte oder wollte. Denn auch ihr müssen Zweifel gekommen sein, ob es ratsam sei, Nietzsche als Dritten im Bunde aufzunehmen. Nietzsches melancholische Stimmung ist also durchaus verständlich. Umso grösser war seine Freude, als Lou dann doch in Leipzig eintraf. Begeistert weihte er sie in seine Studienpläne ein; Paris winkte, er hoffte, Lou für seinen Reisevorschlag zu gewinnen. Dass Rée auch anwesend war, schien er ganz vergessen zu haben und von dem Vorschlag, auch Rees Mutter mitzunehmen, nahm er überhaupt keine Notiz. Er versuchte, das gleiche vertraute Verhältnis wiederherzustellen, das zwischen ihm und Lou in Tautenburg bestanden hatte.

Rée, dessen Beziehungen zu Lou viel enger waren – es heisst, dass sie in Leipzig zusammenwohnten, wie sie es jedenfalls einige Monate später in Berlin taten –, war sehr ungehalten über Nietzsches hartnäckige Weigerung, sich mit den Tatsachen abzufinden. Er versuchte, seinem Freund so schonend wie möglich zu zeigen, dass er Lou durch sein Verhalten in Verlegenheit brachte, weil sie seine Gefühle nicht teilte und nie geteilt hatte. Doch dies wollte Nietzsche nicht zur Kenntnis nehmen. Hatte Lou ihm nicht in Tautenburg gesagt, Rée sei hoffnungslos im Netz seines seichten «Réalismus» verstrickt? Hatte sie nicht zugegeben, sie fühle sich viel tiefer mit ihm, Nietzsche, verwandt als mit Rée? Hatte sie ihn nicht ihren «Bruder im Geiste» genannt? Mit welchem Recht behauptete Rée, dass Lou sich für ihn entschieden habe?

Es konnte Nietzsche natürlich nicht verborgen bleiben, dass Lou und Rée sehr vertraut verkehrten, aber dadurch liess er sich nicht von seinem Werben um Lous Gunst abbringen. Im Gegenteil; als er sah, wie gereizt Rée war, versuchte er Lou zu gewinnen, indem er sie tiefer in die Mysterien seiner neuen Philosophie einführte. Wenn er mit ihr allein war – Rées Wachsamkeit liess das nicht oft zu –, spielte er in dunklen Andeutungen auf die Auswirkungen an, die seine Ideen auf die Welt haben mussten. «Ewige Wiederkunft»: schon die Worte machten erschauern. Der Gedanke, dass die Menschen ohne Erlösung an das Leben gekettet waren wie Galeerensklaven und immer wieder in das gleiche Elend zurückfielen, würde selbst die Tapfersten erschüttern. Wenn die Menschheit erst einmal die Tragweite der «ewigen Wiederkunft» erfasst hatte, würde man

ihn kreuzigen, selbst seine Freunde würden ihn ans Kreuz schlagen. Oder glaubte Lou, Rée könne diesen Gedanken ertragen? Er, der immer ein Giftfläschchen bei sich trug und wähnte, er könne sich einfach von allem davonschleichen wie ein Dieb in der Nacht? Nein – Rée sei seiner neuen Philosophie nicht gewachsen, ihm fehle Phantasie und Mut, und ohne Phantasie und Mut sei die Vernunft machtlos. Mit feierlichen Worten beschwor Nietzsche seine Freundin, mit ihm die Abgründe der Seele zu erforschen, denn «Geist? Was ist mir Geist! Was ist mir Erkenntnis! Ich schätze nichts als Antriebe – und ich möchte schwören, dass wir darin unser Gemeinsames haben. Sehn Sie doch durch diese Phase *hindurch*, in der ich seit einigen Jahren gelebt habe – sehen Sie *dahinter*! Lassen Sie sich nicht über mich täuschen – Sie glauben doch nicht, dass der ‚Freigeist‘ mein Ideal ist. *Ich bin ... Verzeihung! Liebste Lou!*»<sup>61</sup>

Solche Bekenntnisse verwirrten Lou. Sie verstand nur zu gut, warum Nietzsche den Rationalismus Rées verachtete. Sie selbst fand ihn seicht, verglichen mit Nietzsches verführerischem Appell an das Irrationale. Eine Welt ohne Schauer, ohne Glauben, ohne Geheimnis: wäre das Leben in einer solchen Welt vorstellbar? Bedeutete «Leben» mit seiner Wirklichkeit denn nicht mehr als «eine Spanne Zeit, die darin besteht, dass man sie morgens auf vieren, mittags auf zweien, abends auf dreien Beinen durchkriecht, um zu sterben»<sup>62</sup>?

Was blieb denn vom Leben, wenn die Vernunft den Glauben zerstört hatte? Der Mystiker konnte hoffen, Frieden in Gott zu finden, und diese Hoffnung verlieh dem Leben Sinn und Farbe. Aber ohne diese Hoffnung .. .? Allerdings konnte nichts hoffnungsloser sein als Nietzsches Wiederkunftslehre, und dennoch verlieh er ihr die Faszination eines Gletschers: schweigend, weiss und drohend.

Trotzdem gewann Lou immer wieder die Einsicht, dass es gefährlich sei, Nietzsches Gedankenflügen unkritisch zu folgen. Wenn sie auch intuitiv damit übereinstimmte, so wehrte sich doch ihre Vernunft dagegen, denn Nietzsches Gedanken fussten nicht auf Beweisen. Sie stimmte mit Rée überein, wenn er Nietzsche nicht als Philosophen, sondern als Mystiker, und sogar als recht verschwommenen, bezeichnete. Seine feierlichen Verkündigungen wirkten erhebend und bewegend, ihre – nach seiner Ansicht – welterschütternden Auswirkungen waren unvorstellbar und erschienen fast komisch. Immer häufiger war Lou versucht zu lächeln, besonders in Anwesenheit Rées, der Nietzsches Prophezeiungen mit unverhohlener Ironie zur Kenntnis nahm. Was im Dämmerlicht des Tautenburger

Waldes überzeugend geklungen hatte, erschien im Gaslicht des Leipziger Zimmers als konfuser Unsinn.

Rée beobachtete Lous fortschreitende Entzauberung mit Genugtuung. Er ahnte schon seit langem, dass Nietzsche an Zwangsvorstellungen litt, die an Grössenwahn grenzten, und deutete an, dass die Eitelkeit ihres Freundes nun pathologische Züge trage. Je weniger man ihn ernst nehme, desto heftiger versuche er die Welt zu schockieren. Seine ganze Philosophie ziele auf Schockwirkungen ab und sei in Wirklichkeit als wahnsinnsgeborene Verirrung zu bezeichnen. Damit die Menschheit aufhorche, gebe Nietzsche einmal herrische Befehle im Namen einer künftigen Philosophie und spiele ein andermal mit dunklen Worten auf das Rad der ewigen Wiederkehr an. All dies zeige krankhafte und verkrampfte Züge.

Lou aber hatte immer noch Mitleid mit Nietzsche und wies Rée zurecht, wenn er den gemeinsamen Freund grausam verspottete. Nietzsche sei eine tragische Gestalt, es sei unrecht, ihn auszulachen.

Unter diesen Umständen hielt es Rée für ratsam, sowohl Lou wie Nietzsche über seine Absichten im Unklaren zu lassen; er hatte sich innerlich jetzt endgültig gegen den gemeinsamen Studienplan entschieden. Während ihres Aufenthalts in Leipzig mochten sie glauben, das Wintersemester in Paris zu verbringen. Er würde dafür sorgen, dass es nicht dazu kam. Mit viel Takt und Diplomatie suchte er Nietzsche von der Unmöglichkeit eines Lebens zu dritt zu überzeugen, um einen offenen Bruch zu vermeiden, bei dem sich Lous Entscheidungen nicht absehen liessen. Rée hielt es durchaus für möglich, dass sie sich, solange sie unter dem unmittelbaren Einfluss Nietzsches stand, nicht von ihrem Gedanken der heiligen Dreieinigkeit abbringen liess. Rée schien es daher klüger, eine offene Aussprache zu vermeiden. Er schlug nur vor, dass er mit Lou noch einmal nach Stibbe fahre, um die nötigen Vorbereitungen für das Wintersemester zu treffen. Ein Datum für ihr Wiedersehen in Paris wurde nicht festgesetzt. Wenn sie nicht wieder von sich hören liessen, musste Nietzsche schliesslich merken, dass sie den Studienplan aufgegeben hatten. Dieses reichlich machiavellistische Manöver schien Rée die für alle Beteiligten schmerzloseste Lösung, um Nietzsche aus dem Dreibund auszuschliessen. In Wirklichkeit lief es auf eine bewusste Täuschung hinaus, und Nietzsche hatte guten Grund, sich betrogen zu fühlen.

Schon am Ende des Leipziger Aufenthaltes scheint er geahnt zu haben, dass er Lou verlor, denn sosehr er sich auch bemühte, er konnte weder die Monte-Sacro-Stimmung noch die Vertrautheit von Tautenburg beschwö-

ren. Dafür machte er Rée verantwortlich. In seinem verzweifelten Bemühen, Rée der Freundin zu entfremden, liess er sich zu Äusserungen hinreissen, die das junge Mädchen entsetzten: Rée sei ein Feigling und völlig unfähig jedes höheren Gefühls, ein typischer Bourgeois mit kleiner, gehässiger Seele; es sei ihm unbegreiflich, was Lou an Rée schätze; sie solle sich demgegenüber an die grossen Stunden ihrer Gespräche erinnern, an den hohen Flug ihrer Gedanken, an ihre Seelenverwandtschaft und an die berausenden Augenblicke schöpferischen Glücksgefühls – wie könne sie zögern? Er forderte sie auf, an seiner Seite zu wachsen und mit ihm die Geheimnisse des Lebens zu ergründen. Immer lyrischer wurde seine Sprache und, indem er Lous Befremden für Bewunderung hielt, immer deutlicher die Anspielung auf seine Liebe mit Bildern der Sinnlichkeit. Doch damit erreichte er gerade das Gegenteil. Lou vermerkte in ihrem Tagebuch:

«So wie die christliche Mystik (wie jede) gerade in ihrer höchsten Ekstase bei grobreligiöser Sinnlichkeit anlangt, so kann die idealste Liebe – gerade vermöge der grossen Empfindungsaufschraubung in ihrer Idealität – wieder sinnlich werden. Ein unsympathischer Punkt, diese Rache des Menschlichen – ich liebe nicht die Gefühle da, wo sie in ihrem Kreislauf wieder einmünden, denn das ist der Punkt des *falschen Pathos*, der verlorenen Wahrheit und Redlichkeit des Gefühls. Ist es dies, was mich von Nietzsche entfremdet?»<sup>63</sup>

Es war ein trauriger Sonntag, jener erste Sonntag im November, als Nietzsche auf dem Leipziger Bahnhof seinen Freunden Lebewohl sagte. Manches Unausgesprochene lag zwischen ihnen, obwohl sich nach aussen hin nichts verändert hatte. Sie wollten sich bald wiedersehen und Zusammenleben, wie sie es in der vollkommenen Harmonie ihrer «Dreieinigkeit» geplant hatten. Trotzdem war Nietzsche von Zweifeln gequält, als er sich von seinen Freunden verabschiedete. Seine prophetische Vorahnung sagte ihm, dass er sie nie wiedersehen werde. Lou dagegen war heiter und herzlich wie immer, Rée ernst und zurückhaltend. Doch die Hoffnung stirbt nicht leicht. Kurz vor Abfahrt des Zuges überreichte Nietzsche seiner Freundin ein Exemplar seiner *Fröhlichen Wissenschaft*, in das er als Widmung sein Gedicht *Der neue Columbus* geschrieben hatte. Doch lauteten die beiden letzten Zeilen anders als im Original, denn sie waren allein für Lou bestimmt:

«Mut! Stehst du doch selbst am Steuer,  
Lieblichste Viktoria!»<sup>64</sup>

## DIE GEBURT DES ZARATHUSTRA

Nach der Abreise seiner Freunde blieb Nietzsche noch fast zwei Wochen in Leipzig. Er fühlte sich krank und verlassen und wusste nicht, was er tun sollte. Peter Gast war bei ihm und versuchte ihn aufzuheitern, indem er ihm Stellen aus seiner gerade beendeten Oper *Die heimliche Ehe* vorspielte. Welche Ironie! Da musste Nietzsche einem Werk folgen, bei dessen Titel er schon an seinen Verlust erinnert wurde. Gast merkte bald, dass er den Trübsinn seines Freundes nicht verscheuchen konnte, und gab seine Bemühungen auf. Nietzsche konnte Lou nicht vergessen und hoffte immer noch gegen alle Vernunft auf ein erneutes Zusammentreffen. Den Overbecks teilte er mit, Lou und Rée seien nach Berlin gefahren, um sich mit Rees Mutter zu treffen; von dort aus wollten sie nach Paris Weiterreisen, wo er sich ihnen anschliessen werde. Er schien immer noch daran zu glauben, obwohl er vielsagend hinzufügte:

«Mit der Gesundheit von Lou steht es bejammerungswürdig, ich gebe ihr nun viel kürzere Zeit als noch in diesem Frühjahr.»<sup>65</sup>

Aber es war nicht Lous Gesundheitszustand, der sie daran hinderte, zu ihm zurückzukehren. Nietzsche musste allmählich einsehen, dass sie nicht daran dachte, zu kommen, und dass er sie verloren hatte. Diese Einsicht erschütterte ihn umso mehr, als sie nicht unerwartet kam, und führte ihn an den Rand des Wahnsinns. Seine erste Reaktion war die eines kranken Tieres: sich vor der Welt zu verbergen, denn er konnte den Anblick von Menschen nicht ertragen. Als er Mitte November Leipzig verliess, bewegte ihn nur ein Gedanke: sich von allem zu trennen, besonders von Deutschland, wo man ihn so grausam betrogen hatte.

Auf dem Weg nach Italien besuchte er die Overbecks, die entsetzt waren über seine Verzweiflung. Sie luden ihn ein, bei ihnen zu bleiben, denn er brauchte Zerstreuung und durfte sich nicht in der Einsamkeit verzehren. Doch davon wollte Nietzsche nichts wissen. Er wollte allein sein, wollte seine Einsamkeit bis zum Äussersten treiben.

Er kehrte nach Genua zurück, der Stadt des Kolumbus, wo seine schicksalhafte Reise begonnen hatte. Aber auch Genua hatte sich verändert, die Frühlingssonne war verschwunden, er fand einen trostlosen Winter vor, dem er schutzlos und ohne die einfachsten Annehmlichkeiten des Lebens ausgeliefert war. Frierend sass er in seinem ungeheizten Zimmer und brütete über sein Schicksal nach, rannte wie gehetzt durch die menschenleeren Strassen und verbrachte schlaflose Nächte in schrecklichen Selbstqualen. «Könnte ich nur schlafen!» klagte er in einem Brief an Overbeck. «Aber die stärksten Schlafmittel helfen mir ebenso wenig als meine sechs bis acht Stunden marschieren. Wenn ich nicht das Alchemisten-Kunststück erfinde, auch aus diesem – Kote *Gold* zu machen, so bin ich verloren.»<sup>80</sup>

Und dennoch hegte er bis zum Jahresende leise Hoffnungen, dass sich alles zum Guten wenden werde. Selbst als er erfuhr, dass Lou und Rée in Berlin zusammenlebten und nicht die Absicht hatten, ihn einzuladen, schrieb er ihnen und bat um eine klare Antwort. Er wollte wissen, was sie planten – und wozu all das Misstrauen? Rée solle ihm doch bitte «*recht* Genaues» schreiben «über das, was uns jetzt am meisten angeht – was zwischen uns steht»<sup>67</sup>.

In Briefen und besonders in schnell hingeworfenen Briefentwürfen zeigt sich deutlich, wie gross seine Verzweiflung war. Er flehte um klaren Himmel ohne die Düsternis der Täuschung und des Argwohns, in der er nicht leben könne. Lou nannte er sein «liebes Herz» und bat sie, die Wolke des Misstrauens von ihm zu nehmen:

«Ein Einsamer leidet fürchterlich an einem Verdacht über die paar Menschen, die er liebt – namentlich, wenn es der Verdacht über einen Verdacht ist, den sie gegen sein ganzes Wesen haben. Warum fehlte bisher unserem Verkehr alle Heiterkeit? Weil ich mir zuviel Gewalt antun musste ... Ich spreche dunkel? Habe ich erst das Vertrauen, so sollten Sie schon erleben, dass ich auch *Worte* habe. Bisher habe ich *immer* schweigen müssen.»<sup>88</sup>

Malwida vertraute er an, seine Schwester betrachte «Lou als ein giftiges Gewürm, welches man um jeden Preis vernichten müsse. Dies ist nun ein ganz übertriebener Gesichtspunkt und mir durchaus zuwider: Im Gegenteil, ich möchte ihr so viel wie möglich (von Herzen gern) nützlich sein und ihr Bestes in *jedem* Sinne fördern. Ob ich das *kann*, ob ich es bisher gekonnt *habe*, ist eine Frage, auf die ich nicht antworten möchte: *bemüht* habe ich mich redlich. Für mein Interesse ist sie bis jetzt wenig zugänglich gewesen, und ich selbst bin ihr (wie mir scheint) eher etwas überflüssig als interessant... Ihre Klugheit ist ausserordentlich, und Rée meint, Lou und

ich seien die klügsten Wesen.»<sup>69</sup> Noch immer versuche er, Lou mit sich in Verbindung zu bringen, und ausgerechnet durch Rée. Immer wieder frage er, wer schuld daran habe, dass alles so gekommen sei. Und seine Bitterkeit wuchs, als er nur ausweichende Antworten erhielt.

«Was schreiben Sie da für Briefe!» warf er Lou vor. «Verstehen Sie doch; ich will, dass Sie sich vor mir erheben, nicht dass Sie sich noch verkleinern.»<sup>70</sup>

Oder an anderer Stelle: «Ich mache Ihnen heute nichts zum Vorwurf, als dass Sie nicht zur rechten Zeit über sich gegen mich aufrichtig gewesen sind ... Was würden Sie antworten, wenn ich Sie fragte: Sind Sie *brav*? Sind Sie unfähig des Verrats?»<sup>71</sup>

Je mehr er in seinem kalten, öden Zimmer über das Verhalten seiner Freunde nachdachte, desto grösser wurde seine Bitterkeit.

«Nehmen Sie sich in Acht!» warnte er Lou. «Wenn ich Sie jetzt von mir weise, so ist das eine fürchterliche Zensur über Ihr ganzes Wesen! ... Wenn Sie allem Erbärmlichen in Ihrer Natur die Zügel schiessen lassen: wer kann dann noch mit Ihnen umgehen! ... Sie haben Schaden getan, Sie haben *wehe* getan, und nicht nur mir, sondern allen den Menschen, die mich liebten – dies Schwert hängt über Ihnen»<sup>72</sup> ... und «ich habe die Welt und Lou nicht geschaffen. Hätte ich Lou geschaffen, so würde ich Ihnen gewiss eine bessere Gesundheit gegeben haben, aber vor allem einiges andre, an dem *viel mehr* liegt als an der Gesundheit – vielleicht auch ein bisschen mehr Liebe zu mir (obwohl daran gerade am wenigsten liegt). Denken Sie, jener Katzen-Egoismus, der nichts mehr lieben kann, jenes Lebensgefühl im Nichts, zu dem Sie sich bekennen, sind genau das mir ganz Widerwärtige am Menschen: schlimmer als irgendetwas Böses»<sup>73</sup> .. . und «Adieu, meine liebe Lou, ich werde Sie nicht wiedersehen. Bewahren Sie Ihre Seele vor ähnlichen Handlungen und machen Sie an anderen und namentlich an meinem Freunde Rée gut, was Sie an mir nicht mehr gutmachen können. Adieu, ich las Ihren Brief nicht zu Ende, aber ich las schon zuviel.»<sup>74</sup>

Auch diese Briefe gaben ihm keine Erleichterung. Wenn Lou ein Mann wäre, schrieb er Rée, würde er sie zu einem Duell fordern, denn sie habe ihn schändlich betrogen. Die meisten dieser Briefe bekam Lou gar nicht zu sehen, weil Rée sie ihr vorenthielt. Als Nietzsche schliesslich einsah, dass seine Bemühungen vergeblich waren, Lou zu einer klaren Stellungnahme zu zwingen, richtete er den Stachel seiner enttäuschten Liebe gegen sich selbst. Er sprach von Selbstmord, bezeichnete sich als einen Verrückten und schrieb, dass er Überdosen von Opium einnehme.

«Meine Lieben, Lou und Rée! Beunruhigt Euch nicht zu sehr über die Ausbrüche meines ‚Grössenwahns‘ oder meiner ‚verletzten Eitelkeit – und wenn ich selbst aus irgendeinem Affekte mir zufällig einmal das Leben nehmen sollte, so würde auch das nicht allzuviel zu betrauern sein. Was gehen Euch meine Phantastereien an! (Selbst meine ‚Wahrheiten‘ gingen Euch bisher nichts an.) Erwägen Sie beide doch sehr miteinander, dass ich zuletzt ein kopfleidender Halb-Irrenhüsler bin, den die lange Einsamkeit vollends verwirrt hat.

Zu dieser, wie ich meine, *verständigen* Einsicht in die Lage der Dinge komme ich, nachdem ich eine ungeheure Dosis Opium – aus Verzweiflung – eingenommen habe. Statt aber den Verstand dadurch zu verlieren, scheint er mir endlich zu *kommen*. Übrigens war ich wirklich wochenlang krank; und wenn ich sage, dass ich hier 20 Tage Orta-Wetter gehabt habe, so brauche ich *nichts* mehr zu sagen.

Freund Rée, bitten Sie Lou, mir alles zu verzeihen – sie gibt auch mir noch eine Gelegenheit, ihr zu verzeihen. Denn bis jetzt habe ich ihr noch nichts verziehn.

Man vergibt seinen Freunden viel schwerer als seinen Feinden.»<sup>75</sup>

Gegen Ende Dezember schrieb er Overbeck, seine Freundschaft mit Lou liege «in den letzten schmerzhaftesten Zügen: So glaube ich heute wenigstens. Später – wenn es ein später gibt, will ich auch darüber ein Wort sagen. *Mitleid*, mein lieber Freund, ist eine Art Hölle.»<sup>76</sup>

Was sollte er tun? Konnte er weiterleben? Schien es nicht am besten, allem ein Ende zu machen? Selbstmord – je länger er darüber nachdachte, desto fester wurde seine Überzeugung, dass es für ihn keinen anderen Ausweg gab. Wie ein Spieler, der alles auf eine Karte gesetzt und alles verloren hat, so stand er vor dem Ruin seiner Hoffnungen. Seine Freunde waren entsetzt über die Selbstmordgedanken, die Nietzsche damals äusserte.

«Wenige Tage nach Ihrer Abreise», heisst es in einem Brief Overbecks an Gast, «begannte eine Periode, in welcher ich eine Reihe von Briefen von wahrhaft grauenvoll wechselnder Stimmung erhielt, so dass ich den Eindruck eines verflackernden Lichtes hatte und auf das Schlimmste mich vorbereitete.»<sup>77</sup>

Auch Nietzsches Familie war auf das Schlimmste gefasst, wenn auch aus anderen Gründen. Seine Angehörigen fühlten sich beleidigt, weil er ihnen nicht geschrieben hatte, wohin er von Leipzig aus gereist war. Sie befürchteten, dass er mit Lou nach Paris gefahren sei und dort ein lasterhaftes Leben führe. Das schien den Naumburger Damen schlimmer als der Tod.

In diesem Falle gab es, wie die Pastorenwitwe ihrer Tochter anvertraute, nur drei Möglichkeiten: «Entweder heiratet der Sohn das Mädchen, oder er wird verrückt oder er erschießt sich.»<sup>78</sup>

Man gewinnt den Eindruck, dass ihnen die erste dieser drei Möglichkeiten am wenigsten zusagte. Allerdings wussten sie nicht oder wollten nicht wissen, dass Lou für Nietzsche keine Neigung empfand, dass sie ihn zweimal abgewiesen hatte, und dass er die treibende Kraft der ganzen Angelegenheit war. Dieses grundlegende Fehlurteil entwertete alle Darstellungen der «Lou-Affaire», die Elisabeth Nietzsche und ihre Nachfolger gegeben haben. Denn genaugenommen gab es gar keine «Lou-Affaire», vielmehr von Anfang an nur eine *Nietzsche-Affaire*.

Wie wenig Lou von all dem berührt wurde, lässt sich aus einer Eintragung in ihrem Tagebuch Ende 1882 ersehen. Die Ereignisse dieses schicksalhaften Jahres zusammenfassend, schreibt sie nur von Rée und erwähnt Nietzsche überhaupt nicht. «In den ersten Tagen des Januar war es, als ich krank und müde in den Sonnenschein von Italien kam – um Sonnenschein und Leben für das ganze Jahr von dort mit fortzunehmen. Wie viel von dieser Sonne lag auf unseren römischen Spaziergängen und Plaudeereien, wie viel auf der Orta-Idylle mit ihren Kahnfahrten und ihrem Monte Sacro – mit seinen Nachtigallen, wie viel auf jener Schweizer Reise durch den Gotthard, auf den Tagen von Luzern. Und dann, als ich mich von Mama trennte und das wiedergewonnene Leben gestalten wollte, da gingen wir jenes eigentümliche Freundschaftsverhältnis ein, von dem bis auf heute unsere ganze Lebensgestaltung abhängt. Ein Verhältnis, wie es vielleicht in dieser Intimität und dieser Zurückhaltung nicht wieder existiert, so wie auch vielleicht selten oder nie zwei Menschen einen Bund mit so viel Unbesonnenheit und zugleich soviel Besonnenheit eingegangen haben. Wir wussten es freilich noch nicht, wie es sich herausbilden würde, als ich an jenem Abend in Stibbe einfuhr, allein und unbekannt in die Fremde, welche mir durch Dich zur Heimat geworden war, trat. Aber dann kam der Tag, wo wir zusammen Stibbe verliessen und Hand in Hand, wie zwei gute Kameraden, und mit der Zuversicht, nicht missverstanden werden zu können, in die ‚grosse Welte kamen.‘»<sup>79</sup>

Diese «Zuversicht» erwies sich jedoch als Täuschung, denn als Lou und Rée in Berlin eine gemeinsame Wohnung bezogen, obwohl sie nicht verheiratet waren und nach aussen hin also in «wilder Ehe» lebten, wurde überall Kritik laut. Elisabeth Nietzsche drohte voll moralischer Entrüstung, die preussische Polizei zu benachrichtigen. Auch Nietzsche war empört:

«Jeder andere Mann würde sich von einem solchen Mädchen mit Ekel gewendet haben», schrieb er Overbeck. «Auch ich hatte ihn, aber ich überwand ihn immer wieder, um die Wahrheit zu sagen: Ich habe in Tautenburg unzählige Tränen vergossen, nicht meinetwillen, sondern um Lous willen, es jammerte mich, eine edel angelegte Natur in der Entartung zu sehen. Diesen Streich spielte mir das Mitleid. Ich verlor das wenige, das ich noch besass, meinen guten Namen: das Vertrauen einiger Menschen, ich verliere vielleicht auch noch meinen Freund Rée – ich verlor das ganze Jahr durch die scheusslichen Qualen, denen ich bis heute ausgesetzt bin. – Ich fand niemand mehr in Deutschland, der mir hilft, und bin jetzt von Deutschland verbannt.

Und was mir am meisten weh tut – meine ganze Philosophie ist blossgestellt durch –.

Vor mir selber brauche ich mich dieser ganzen Sache wahrlich nicht zu schämen. Die stärkste und herzlichste Empfindung dieses Jahres habe ich für Lou gehabt, und es war nichts in dieser Liebe, was zur ‚Erotik‘ gehört. Höchstens hätte ich den lieben Gott eifersüchtig machen können. Seltsam! ich dachte, es werde mir ein Engel entgegen geschickt, als ich mich wieder dem Wünschen und dem Leben zuwandte – ein Engel, der manches in mir lindern sollte, was durch Schmerz und Einsamkeit zu hart in mir geworden war, und vor allem ein Engel des Muts und der Hoffnung für alles das, was ich nun *vor mir habe*. Inzwischen war es kein Engel. Im Übrigen will ich nichts mehr mit ihr zu tun haben. Es war eine *vollkommen unnütze* Verschwendung von Liebe und Herz. Nun, die Wahrheit zu sagen, ich bin reich genug dazu.»<sup>80</sup>

Ohne Nietzsches schwere seelische Erschütterung zu ahnen, begann Lou das Jahr 1883 in der glücklichen Zuversicht, frei zu sein. Frau von Salomé hatte sich, wenn auch schweren Herzens, den Wünschen ihrer Tochter gefügt; der Grundriss des Lebens, das Lou zu führen gedachte, wurde sichtbar. In Begleitung ihres «Bruders» Rée bewegte sie sich zwanglos in einem kleinen Kreis junger Berliner Gelehrter und Wissenschaftler, nahm eifrig an ihren Unterhaltungen und Diskussionen teil und war mit ihrer grossen Begabung für abstraktes Denken von allen als vollgültiger Partner geschätzt. Sie genoss in vollen Zügen ihre Freiheit und ihre ungewöhnliche Stellung als einziges Mädchen in einem Kreis junger Männer. Falls sie die Abwesenheit Nietzsches bedauert hat, so liess sie sich nichts anmerken.

Genau um diese Zeit erreichte die Krise in Nietzsches Leben ihren Höhe-

punkt. Ein Jahr nach jenem herrlichen *Sanctus Januarius*, den er in der *Fröhlichen Wissenschaft* voll grosser Hoffnungen gefeiert hatte, war er am Ende seiner Kraft. Er wusste, dass ihn jetzt nur ein ungeheurer schöpferischer Willensakt retten konnte. Lous Verrat hatte ihn in einen wahren «Abgrund von Gefühlen»<sup>81</sup> gestürzt – vermochte er sich nicht darüber zu erheben, so war er verloren.

Der erste Teil von *Also sprach Zarathustra*, Anfang Februar 1883 innerhalb weniger Tage äusserster Konzentration geschrieben, kennzeichnet Nietzsches Aufstieg aus der Verzweiflung: «Ich habe mich ziemlich senkrechte aus dieser Tiefe in meine Höhe erhoben»<sup>82</sup>, teilte er Overbeck mit. *Also sprach Zarathustra*, «ein Buch für alle und keinen», sagt einer Welt den Kampf an, die den Schöpfer des Werks grausam enttäuscht hatte.

Nietzsches Sprecher ist jener legendäre persische Religionsstifter Zarathustra oder Zoroaster, der etwa achthundert bis tausend Jahre vor Christus gelebt haben soll. Nach Nietzsche war er der erste Moralist, der erste, der erkannte, dass «das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge» der Kampf zwischen Gut und Böse ist<sup>83</sup>. Da aber Nietzsche glaubte, dass es kein Gut und Böse gibt – «Gleichnisse sind alle Namen von Gut und Böse: sie sprechen nicht aus, sie wirken nur. Ein Thor, welcher von ihnen wissen will»<sup>84</sup> –, sah er in Zarathustras Lehre von einem allgemein gültigen Moralgesetz eine von dreitausendjähriger Geschichte widerlegte Fehllehre. «Zarathustra schuf diesen verhängnisvollsten Irrtum, die Moral, folglich muss er auch der erste sein, der ihn erkennt»<sup>85</sup>; und daher liess ihn Nietzsche auferstehen als Gegenpol zu einem geschichtlichen Bild.

In Sprachrhapsodien voll biblischer Klänge predigt Zarathustra das Ideal des Übermenschen: «Der Mensch ist Etwas, das überwunden werden soll.»<sup>86</sup>

Er ist «ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch – ein Seil über einem Abgrunde»<sup>87</sup>. Die Zukunft gehört den Starken, den Rücksichtslosen, den Mächtigen an Geist und Körper, den Schöpfern neuer Werte. Sie lieben die Erde und hassen jede Jenseits-Lehre, denn sie wissen, dass alle Götter tot sind. Sie streben nach Grösse, nicht nach Glück. Sie leben gefährlich und wagen die Wahrheit, dass es vor dem Rad der ewigen Wiederkehr kein Ausweichen gibt. Sie sind die Herren der Erde, die Verächter der Massen, der Schwachen, Kranken und Armen im Geiste.

Wenn man diese grandiose Vision vom Übermenschen mit Nietzsches eigenem Leben vergleicht – dem Leben eines kranken, verlassen Menschen, halb wahnsinnig vor Einsamkeit und Enttäuschung –, dann erkennt man das Ideal des Übermenschen als die gewaltige Projektion eines glänzenden,

bis zur Unerträglichkeit gefolterten Geistes, als trotziges Aufbegehren gegen das Schicksal. Aus dieser Einsicht heraus versteht man auch Lous Anteil an diesem erstaunlichen Buche.

Adler und Schlange sind Zarathustras Tiere. «Scharfsinnig wie ein Adler und mutig wie ein Löwe»<sup>88</sup> hatte Nietzsche Lou genannt. Aber sie hatte ihn verraten, Eva und die Schlange hatten Adam verraten. Zarathustra, der Sprecher des neuen Menschen, suchte daher die Hilfe der Schlange, «des klügsten Tieres unter der Sonne». Die Qual über Lous Verrat hatte ein Krankheitssymptom Nietzsches scharf ausgeprägt: die Schlaflosigkeit. Nietzsche lässt seinen Propheten einen Weisen rühmen, der um das Geheimnis des Schlafs weiss: «Glücklich schon, wer in der Nähe dieses Weisen wohnt. Solch ein Schlaf steckt an.»<sup>89</sup>

Auch Rée hatte ihn verraten und die Qualen der Eifersucht erleben lassen: «Wen die Flamme der Eifersucht umringt, der wendet zuletzt, gleich dem Skorpione, gegen sich selber den vergifteten Stachel.»<sup>90</sup>

Elisabeth Nietzsche behauptete, ihr Bruder sei ein Heiliger und jedes sinnlichen Verlangens unfähig gewesen. Aber Zarathustra widerlegt ihre Behauptung. Das Buch ist voll von erotischen Anspielungen: «Rate ich euch zur Keuschheit?» fragt Zarathustra. «Die Keuschheit ist bei einigen eine Tugend, aber bei vielen beinahe ein Laster.»<sup>91</sup>

Nachdem Nietzsche vergeblich versucht hatte, Lous Leidenschaft zu entfachen, machte er die bittere Bemerkung, sie leide an «geschlechtlicher Verkümmern»<sup>92</sup>. Zarathustra dreht dieses Urteil um: «Ist es nicht besser, in die Hände eines Mörders zu geraten, als in die Träume eines brünstigen Weibes?»<sup>93</sup>

Von seinen Freunden verlassen, war Nietzsche in die Einsamkeit geflohen. «Fliehe in deine Einsamkeit», rät Zarathustra. «Du lebst den Kleinen und Erbärmlichen zu nahe. Fliehe vor ihrer unsichtbaren Rache.»<sup>94</sup> «Man vergibt seinen Freunden viel schwerer als seinen Feinden», sagte Nietzsche<sup>95</sup>. Und Zarathustra: «Man soll in seinem Freund noch den Feind ehren.»<sup>96</sup>

Zarathustra sagt: «Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig. Katzen sind immer noch die Weiber, und Vögel. Oder, besten Falles, Kühe.»<sup>97</sup> Und Nietzsche vermerkte, Lou besitze den «Charakter der Katze», des «Raubtieres», das «sich als Haustier stellt»<sup>98</sup>.

In ihrem Aufsatz über das Weib, den sie in Tautenburg mit Nietzsche besprochen hatte, stellte Lou fest, dass die Schwangerschaft «der Kardinalzustand sei, welcher allmählich im Verlauf der Zeiten, das Wesen des Wei-

bes festgestellt hat»<sup>99</sup>. Und Zarathustra sagt: «Alles am Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat *eine* Lösung: sie heisst Schwangerschaft.»<sup>100</sup> In Luzern gab Nietzsche Lou für das Foto mit Rée eine Peitsche, die sie über ihn und Rée schwingen sollte. Die alte Frau in Nietzsches Werk spricht zu Zarathustra: «Du gehst zu Frauen? Vergiss die Peitsche nicht!» Gertrud Bäumer hat festgestellt, dass in Nietzsches Freundeskreis niemand blauäugig und blond war, niemand – ausser dem Mädchen, das er liebte. «Hüte dich auch vor den Anfällen deiner Liebe!» warnte Zarathustra, aber vergebens<sup>101</sup>. Die Hündin Sinnlichkeit, die Nietzsche im Zarathustra züchtigte, rächte sich an ihm und verwandelte sein Verlangen nach einem blonden jungen Mädchen in das brutale Bild einer «blonden Bestie». Wieviel Nietzsches Leidenschaft für Lou zur Schöpfung des *Zarathustra* beigetragen hat, ist zweifellos eine Frage, die nicht nur literarisch, sondern psychoanalytisch gewertet werden muss. Festzuhalten ist, dass Nietzsche nach der Vollendung der *Fröhlichen Wissenschaft* in absehbarer Zeit kein neues Buch schreiben wollte, da er Zeit benötigte für die Ausarbeitung einer systematischen Darstellung seiner Philosophie von der «Ewigen Wiederkunft». Nichts deutete darauf hin, dass er kaum ein Jahr später als der Prophet des Übermenschen auftreten würde. Der Ton des Buches, eine untergründige Erotik, sein biblischer Stil, seine religiöse Spruchprophetie, weisen ihm unter Nietzsches Schriften eine Sonderstellung zu. In dieser Hinsicht spiegelt das Werk das Lou-Erlebnis wider. Elisabeth Nietzsche hat recht mit ihrer Feststellung, der *Zarathustra* sei «das persönlichste Werk» ihres Bruders<sup>102</sup>. Was sie verschweigt, ja sogar heftig abstreitet, ist der Umstand, dass gerade Nietzsches Begegnung mit Lou die persönlichen Aspekte des Buches bestimmte. Weniger voreingenommene Zeugen haben diese Tatsache bestätigt; so schreibt Frau Overbeck: «Trotz verschiedener, einander in die Hände arbeitender Anlässe zum Zarathustra hat doch Lou den direkten Anteil daran, Nietzsche zum philosophisch-religiösen und moralisch-prophetischen Ausdruck eines Ersatzes für Religion und Moral gebracht zu haben.»<sup>103</sup> Und Peter Gast äussert: «Nietzsche war von der Lou einige Zeit wirklich bezaubert: er sah in ihr etwas ganz Ausserordentliches; – aus der Illusion, der er sich über Lou hingab, wuchs die Stimmung für seinen Zarathustra. Diese Stimmung kommt freilich ganz auf die Rechnung Nietzsches: aber gleichwohl: *dass* die Lou es war, durch deren Wesen N. in solche Himalaya-Höhen des Gefühls emporgerissen wurde, macht sie zu einem Gegenstand der Pietät.»<sup>104</sup> Schliesslich hat Nietzsche selbst anerkannt, wie sehr er Lou verpflichtet

war, indem er im Jahre 1884 seiner Mutter schrieb: «Es mag sich gegen das Mädchen einwenden lassen was man will – und gewiss anderes als meine Schwester tut –, aber dabei bleibt übrig, dass ich kein begabteres, nachdenkenderes Geschöpf gefunden habe. Und obwohl wir nie übereinstimmten, ebenso wie es zwischen Rée und mir stand, so waren wir doch beide nach jeder halben Stunde Zusammenseins glücklich über die Menge, die wir dabei gelernt hatten. Und nicht umsonst habe ich in diesen letzten zwölf Monaten meine höchste Leistung geleistet.»<sup>105</sup>

Die schöpferische Eruption, die den *Zarathustra* geboren hatte, löste die seelischen Spannungen Nietzsches, die durch die Begegnung mit Lou im Jahre 1882 einen kritischen Punkt erreicht hatten. Schreiben ist jedoch nicht die einzige Art, Erlebnisspannungen zu lösen. Man frage sich, was geschehen wäre, wenn Lou eingewilligt hätte, Nietzsches Frau und Schülerin zu werden. Ihre Ablehnung trug zur Entstehung des *Zarathustra* bei. Wir können nicht ermessen, ob Nietzsche ein solches Werk geschrieben hätte und welcher Art es gewesen wäre, wenn die menschliche Beziehung harmonisch verlaufen wäre. Sicher ist jedoch, dass dadurch Nietzsches Leben grundlegend anders verlaufen wäre. Der Einsiedler hätte endlich die lang ersehnte menschliche Gesellschaft gefunden, hätte im Glücksgefühl seines liebenden Herzens Ruhe finden können.

Nietzsche selbst hat immer wieder betont, dass alle Philosophien das persönliche Leben der Philosophen widerspiegeln; folglich hätte sich seine eigene Philosophie verändert, wenn sein Schicksal sich verwandelt hätte. Angesichts der verhängnisvollen Auswirkungen der Philosophie Nietzsches, vor allem seiner Lehre vom «Übermenschen», ist es bedenkenswert, dass im Jahre 1882 der weitere Verlauf von Nietzsches Leben nicht zuletzt von der Entscheidung eines einundzwanzigjährigen Mädchens abhing. *Incipit tragoedia* betitelte er den letzten Aphorismus der *Fröhlichen Wissenschaft*, den er einige Monate vor seiner Begegnung mit Lou niederschrieb. Gleich einer Vorahnung der kommenden Dinge schliesst er mit den prophetischen Worten: «Siehe! Dieser Becher will wieder leer werden, und Zarathustra will wieder Mensch werden.»<sup>108</sup> Gerade das aber blieb ihm versagt; seine Verzweiflung formte er um in ein neues Menschenbild. Die Arbeit am *Zarathustra*, eine Art Selbstheilung, half Nietzsche über seine Enttäuschung hinweg und befähigte ihn zu grösserer innerer Distanz gegenüber Lou. Er hat sich nicht das Leben genommen, sondern mit einem schöpferischen Akt das Kapitel Lou in seinem Leben abgeschlossen. Anders Elisabeth. Sie war mit einem versöhnlichen Ausklang der «Lou-

Affaire» keineswegs einverstanden. Mit grosser Genugtuung hatte sie vom Abbruch der Beziehungen ihres Bruders zu der «schrecklichen Russin» gehört, hatte sich durch Malvidas Vermittlung mit ihm wieder ausgesöhnt und forderte ihre Rache, denn Lou hatte sie tödlich beleidigt, hatte sich in das Vertrauen Nietzsches eingeschlichen und zwischen ihr und ihrem Bruder Unfrieden gestiftet. Dafür sollte sie bestraft werden. Ausserdem schien ihr durch Lou das ganze weibliche Geschlecht beleidigt. Dass sie mit Rée in Berlin in «wilder Ehe» lebte, war bekannt, so musste man die preussische Polizei von dem schändlichen Treiben in Kenntnis setzen, schliesslich gab es Mittel und Wege, sich lästiger Ausländer zu entledigen.

Mit einer Tatkraft, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, begann Elisabeth Nietzsche eine Hasskampagne gegen Lou, die in weiten Kreisen Europas Aufsehen erregte. Unterstützt von Malwida, die sich ebenfalls über Lous Lebensweise entrüstete, sandte sie eine Anzahl äusserst böser Briefe an Lous Familie und an Rees Mutter. Sie wies auf das unmoralische Verhalten Lous und Rees hin, drohte mit Benachrichtigung der Polizei und forderte Lous Ausweisung nach Russland. Ihre Briefe riefen eine Sensation hervor, denn sie rückten viele unklare Gerüchte in grelles Licht und verwandelten privaten Klatsch in fast öffentliche Anklagen. Zwar verfehlten sie ihren Zweck, lösten aber doch erhebliches Missfallen aus. Frau von Salomé rief in St. Petersburg ihre Söhne zum Familienrat zusammen, in Stibbe spielte Frau Rée mit dem Gedanken, ihren Sohn durch Entzug des Monatswechsels zur Heimkehr zu zwingen, und Malwida nahm im fernen Rom sehr aktiv an dem Briefkrieg gegen Lou teil.

Einer von Lous Briefen an Elisabeth geriet durch Zufall in die Hände Nietzsches und riss die halb vernarbte Wunde erneut auf. Zu seiner Bestürzung erfuhr er nun, dass nicht Lou ihn verraten hatte, sondern sein Freund: Rée hatte Lou gegen ihn eingenommen, Rée hatte das hässliche Gerücht verbreitet, er hege unmoralische Hintergedanken und suche Lou zu verführen. Rée hatte seine Philosophie ins Lächerliche gezogen und sie das Fiebergefasel eines Irren genannt. Es war mehr, als Nietzsche ertragen konnte, seine Ehre war angegriffen worden, er musste Rée zu einem Duell fordern. Davon suchte ihn Elisabeth jedoch abzuhalten. Es sei «ihr Krieg», erklärte sie; sie werde ihn mit ihren Waffen austragen. Tief verletzt schrieb Nietzsche den Overbecks in bitterer Ironie, seine Schwester habe Lou Rache geschworen, aber bisher sei er selbst ihr einziges Opfer. «Ich glaube mehr bereits ausgestanden zu haben, fünfmal mehr, als genügt, einen normalen Menschen zum Selbstmord zu bringen: und es ist noch nicht zu Ende.»<sup>107</sup>

Die Overbecks suchten ihn zu beruhigen und rieten ihm, die ganze unglückliche Angelegenheit zu vergessen. Zu ihrer Überraschung nahm ihnen Nietzsche diesen Rat übel, denn er erwiderte: «Sie [Elisabeth] hat in dieser Sache ihr gutes Recht, überdies ist sie ebenso sehr oder mehr beleidigt wie ich, und wenn sie durchsetzen will, dass . . . zurückgeschafft wird, so stiftet sie, falls sie es erreicht, mehr Nutzen als ich mit meinem Asketismus, der durchaus auf Rache verzichten will... Meine Schwester ist voriges Jahr zu schonend gegen mich gewesen; ist es nicht toll, dass mir die gravierendsten Tatsachen dieser bösen Geschichte erst seit drei Wochen bekannt geworden sind? . . . (Rée) tritt auf einmal in den Vordergrund; über einen Menschen, mit dem man sich lange Jahre in Vertrauen und Liebe verbunden gefühlt hat, so umlernen zu müssen, ist ganz und gar fürchterlich ... Vielleicht bringt der Herbst noch ein kleines Pistolenschiessen.»<sup>108</sup> Abermals grübelte Nietzsche über sein Unglück nach. In seiner Vorstellung spielte Rée jetzt die Rolle des Mephisto, dessen kalter, berechnender Zynismus seine Freundschaft mit Lou zerstört hatte. Er, Nietzsche, konnte nicht unbeteiligt dabeistehen und seine Schwester um seine Ehre kämpfen lassen, er selbst musste eingreifen. Er begann zu schreiben, Brief um Brief; etwa zehn Briefe habe *er* schon an Rée geschrieben, teilte er Elisabeth mit, habe aber keinen abgeschickt, weil er fürchte, Rée könne sich das Leben nehmen, wenn er Nietzsches Urteil über seinen Charakter hörte. Schliesslich entschloss er sich, an Rées Bruder Georg zu schreiben. Wie die meisten Briefe Nietzsches aus der damaligen Zeit, sagt auch dieser viel mehr über den Geisteszustand seines Verfassers als über die Tatsachen aus. Nietzsche schrieb, er habe zufällig erfahren, dass Lou nur das Organ der schmählichen Angriffe Paul Rées auf ihn und seine Schwester gewesen sei:

«Er also ist es, welcher von mir als einem niedrigen Charakter und gemeinen Egoisten redet, der alles nur zu seinem Zwecke ausbeuten wolle: er ist es, der mir vorwirft, ich hätte unter der Maske idealer Ziele in Bezug auf Fräulein Salomé die schmutzigsten Absichten verfolgt ... er predigte von ihr, wie als ob sie zu gut für diese Welt sei, eine Märtyrerin der Erkenntnis von Kindesbeinen an, vollkommen selbstlos, als ob sie alles Glück und alles Behagen des Lebens für die Wahrheit zum Opfer gebracht hätte.– Nun Herr Rée, es wächst alle Jubeljahre ein Mensch dieser Art auf Erden: und ich würde um die Erde reisen, um ihn kennenzulernen. Ich habe nun dieses Mädchen kennengelernt und mit der grössten Hartnäckigkeit versucht, den letzten Schatten jenes Bildes von ihr festzuhalten. Unmöglich!

(Ihre Mutter selber hat mich vor ihr gewarnt.) Ich war einfach der Belogene: Und so oft ich Ihrem Bruder mein sehr strenges Urteil über den Charakter dieses Mädchens gab, meinen Sie, dass er nur je ein Wort der Entschuldigung über sie gehabt hätte? Er sagte immer nur: ‚Sie haben *vollkommen* über Lou recht! Aber es ändert meine Beziehungen zu ihr in nichts.‘ Brieflich nannte er sie einmal sein Verhängnis: Quel goût, dieses dürre schmutzige übelriechende Äffchen mit ihren falschen Brüsten – ein Verhängnis!»<sup>109</sup>

So wurde Nietzsche wieder in dieses tragische Komödienspiel verwickelt. «Seit diese Sache wieder losgelassen ist», klagt er in einem Brief an Elisabeth, «leide ich daran, wie an einem Wahnsinn.»<sup>110</sup> Dafür war Elisabeth verantwortlich: getrieben von dem Hass seiner Schwester und dem bitteren Gefühl, von seinem Freund betrogen worden zu sein, stand Nietzsche wochenlang am Rande des Zusammenbruchs.

Die Overbecks verfolgten dieses traurige Schauspiel mit unverhohlener Entrüstung. Sie waren nie besonders gut auf Lou zu sprechen gewesen, hielten aber Elisabeths Hasskampagne für unverantwortlich. Um ihrer Rache willen gefährdete sie die innere Ruhe ihres Bruders und fügte seinem Ruf ernstlichen Schaden zu. Aber die Overbecks wussten auch, dass kein Vermittlungsversuch etwas nützen konnte, denn Elisabeth war entschlossen, Lou zu bestrafen, selbst auf die Gefahr hin, dass ihr Bruder ihrer Rache zum Opfer fiel.

Das Ende aber kam anders, als sie es erhoffte. Voll Seelenruhe im Zentrum des Sturmes stehend, der um sie her tobte, wehrte Lou alle Angriffe ab. Sie liess sich weder nach Russland abschieben, noch gab sie ihre unkonventionelle Lebensweise auf. Unberührt von Elisabeths Drohungen, von den dringenden Bitten ihrer Familie und der gesellschaftlichen Ächtung, der sie ausgesetzt war, hielt sie an ihrer Freundschaft mit Rée fest, an der Absicht, ihr Leben nach eigenen Einsichten zu leben, ohne Rücksicht auf Regeln der Gesellschaft. Es ging um *ihr* Leben, alles andere war ihr unwichtig. Immer mehr sie selbst zu werden, zu wachsen in Übereinstimmung mit Gesetz und Rhythmus der eigenen Natur – *das* hielt Lou für ihre höchste Aufgabe, es bestimmte ihr Handeln und erklärt ihren fanatischen Freiheitswillen. Denn nach ihrer Ansicht muss der Mensch frei sein, um sich entfalten zu können. Darin sah Lou den Sinn der Freiheit: Selbstentfaltung.

«Sie [die Freiheit] wird in uns erlöst in den höchsten Stunden des Lebens, in welchen unser Selbstbekenntnis nicht lautet: ich möchte – sondern: hier stehe ich – ich kann nicht anders!»<sup>111</sup>

Lous starke Bindung an die Gesetze ihrer eigenen Natur schloss von vornherein die Möglichkeit aus, dass sie je Schülerin oder Anhängerin eines anderen Menschen wurde. Sie war wie Nietzsche von ihrem Selbst getrieben und konnte sich keinem anderen Rhythmus anpassen. Darin liegt die Tragik der Begegnung zwischen Lou und Nietzsche: wie zwei Sterne bewegten sie sich auf derselben Bahn. Sie mussten Zusammenstossen, wenn sie sich trafen.

Dieser Zusammenstoss blieb nicht ohne tiefe Auswirkungen auf Lous Leben, obgleich sie ihm selbst keine Bedeutung beizumessen schien und ihn ganz zu vergessen suchte. Das Beispiel Nietzsches zeigte ihr mit erschreckender Klarheit, wie labil das seelische Gleichgewicht des schöpferischen Menschen ist und wie fein die Linie, die das Genie vom Wahnsinn trennt. Diese Erfahrung lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die Probleme der Psychopathologie, mit denen sie sich später ausführlich beschäftigen sollte. Nietzsche lehrte sie, dass verborgene, unbewusste Triebe – und nicht der Intellekt – das menschliche Leben bestimmen. Durch ihre Arbeit mit Freud fand sie später diese Einsicht bestätigt. Die Begegnung mit Nietzsche wies Lou den Weg zu Freud und zur Psychoanalyse: darin liegt die grosse Tragweite der Ereignisse.

Aber die Begegnung nützte Lou auch noch in anderer Hinsicht, denn sie lieferte Material für eigene schriftstellerische Tätigkeit. Nietzsche war es gewesen, der Lous erste Versuche gefördert hatte, ihre Gedanken zu Papier zu bringen. Kurz danach entschloss sie sich, als Schriftstellerin Unabhängigkeit zu erwerben. Sie verfolgte dieses Ziel mit dem ihr üblichen Elan, aber ihr rascher Erfolg ist nicht zuletzt auch dem Ruhm zuzuschreiben, den Nietzsche plötzlich erwarb. Während der Philosoph in Weimar dahinsiechte – in jener langen qualvollen Periode zwischen seinem Zusammenbruch im Jahre 1889 und seinem Tode im Jahre 1900 –, begann die Umwelt zum erstenmal von ihm Notiz zu nehmen. Plötzlich wurde häufig nach Interpretationen seines Werkes gefragt. Lou schrieb aus kenntnisreicher Nähe eine Artikelserie in Zeitschriften und Zeitungen und schliesslich sogar ein Buch über Nietzsche. Nietzsches Verwandte und Freunde waren von diesen Veröffentlichungen peinlich berührt und warfen Lou «journalistische Ausbeutung» ihrer Bekanntschaft mit dem Philosophen vor. Nicht ganz unbegründet erfolgte dieser Angriff, denn Lou veröffentlichte Auszüge aus Briefen, die Nietzsche ihr geschrieben hatte, womit sie den Eindruck erweckte, als habe sie längere Zeit mit ihm verkehrt. Dass sie diese Briefe noch zu Lebzeiten Nietzsches veröffentlichte, war, gelinde

ausgedrückt, geschmacklos. Als junge, unbekannte Schriftstellerin zog Lou zweifellos aus diesen Veröffentlichungen Nutzen, und zwar nicht nur dadurch, dass sie eine gewisse Berühmtheit erlangte, sondern auch finanziell, denn sie wurde für ihre Artikelserien, die in der Sonntagsnummer der *Vossischen Zeitung* und in der *Freien Bühne* 1891 erschienen, recht gut bezahlt. Und wenn sie auch an ihrem 1894 veröffentlichten Nietzsche-Buch nicht viel verdiente, so machte es doch ihren Namen weithin bekannt. Übrigens ist es ein interessantes Buch, reich an Erkenntnissen und scharfsinnigen Einsichten in Nietzsches Philosophie, und verdient, obgleich es bei seinem Erscheinen nur gemischte Besprechungen erhielt, einen wichtigen Platz in der umfangreichen Nietzsche-Kritik.

In einem seiner orakelhaften Aussprüche hatte Nietzsche prophezeit, mit Lous *Lebensgebet* und seiner Vertonung dazu würden sie gemeinsam in die Nachwelt eingehen. Und er sollte recht behalten: sie gingen gemeinsam in die Nachwelt ein – aber nicht durch Lous Gedicht. Ein Abglanz von Nietzsches tragischem Geschieh fiel auf das Mädchen, das ihn verschmäht hatte. Ihr ganzes Leben trug Lou die Last ihrer Freundschaft mit Nietzsche. Es war eine schwere Last, und sie trug sie ohne Klage, zog aber die Lehre daraus, in Zukunft besonnener oder wenigstens diskreter zu handeln.

## **DRITTER TEIL**

### **JAHRE DER WILDENTE**

**1883–1897**

## BRUDER RÉE

Im Jahre 1883 wohnten Lou und Rée in Berlin, während Nietzsche sein unstetes Wanderleben in Italien wiederaufgenommen hatte. Die «heilige Dreieinigkeit», von der noch wenige Monate vorher so heiter gesprochen worden war, hatte sich in eine etwas ungewöhnliche Zweieinigkeit verwandelt – ungewöhnlich, denn obwohl Lou und Rée in einer Wohnung wohnten und sehr vertraut miteinander verkehrten, waren sie kein Liebespaar: mit ihrem starken Willen hielt Lou die Leidenschaft ihres «Bruders» im Zaum. Dass er unter diesem Zwangszölibat litt, schien sie nicht zu bekümmern. Sie machte sich auch keine Sorgen über das Gerede der Umwelt, der dieses merkwürdige Verhältnis viel Stoff zum Klatsch gab. Sie war entschlossen, den Rest ihres Lebens als Rées Schwester mit ihm zu verbringen. Fünf Jahre lang lebte sie nach diesem Vorsatz, und diese fünf Jahre gehörten zu den glücklichsten ihres Lebens. Sie war jung, sie war frei und durch den monatlichen Wechsel, den sie von zu Hause erhielt, auch finanziell unabhängig. Sie besass einen treuen Freund und Beschützer, hatte an geistreicher Unterhaltung teil und lebte in einer Stadt, die viel Anregung und Zerstreung bot. Es war alles genauso gekommen, wie sie es geplant hatte. Das Leben war herrlich, und sie genoss es in vollen Zügen.

Rée umgab sie mit rührender Zuvorkommenheit. Er hatte nur einen grossen Fehler: er litt an einem schweren Minderwertigkeitskomplex, der sich darin äusserte, dass er ständig die Motive der Handlungen anderer beargwöhnte, vor allem, wenn sie sich auf ihn bezogen. Er glaubte nicht an Selbstlosigkeit und konnte nicht verstehen, warum Lou, die er verehrte, ihn zu ihrem Lebenspartner erwählt hatte. Er hegte den Verdacht, dass sie noch andere Absichten verfolgte.

Um seine Zweifel zu stillen, musste ihm Lou unablässig beweisen, dass sie ihm wirklich seelisch verbunden war. Dies tat sie auch rückhaltlos, und wäre die Erinnerung an Gillot nicht gewesen, die, wie sie immer wieder betonte, jede Möglichkeit einer Liebschaft ausschloss, hätte sich ihre Freund-

schaft vielleicht doch noch in Liebe verwandeln können. In den vertrauten Stunden, die sie gemeinsam verbrachten, muss es Augenblicke gegeben haben, in denen Lou sich fragte, ob sie nicht Rées Frau werden und ihn mit ihrer Liebe beschenken solle, so dass all seine Zweifel beseitigt wären. Moralische Skrupel hinderten sie gewiss nicht daran, seinem Werben nachzugeben. Abgesehen von Gillots unsichtbarer Gegenwart, scheinen jedoch auch physische Gründe mitgespielt zu haben, die Lou von einer Verbindung mit Rée abhielten. Die enge Vertrautheit ihrer Beziehungen verursachte ihr jedenfalls keine schlaflosen Nächte, ganz im Gegensatz zu Rée, der nachts oft ruhelos durch die verlassen Strassen Berlins wanderte. Er wusste, dass jeder Versuch, Lous Vertrauen zu missbrauchen, das Ende ihrer Freundschaft bedeutet hätte, konnte also nichts tun als abwarten und hoffen, dass seine Liebe endlich doch Erfüllung finden würde. Die einzige Alternative war, Lou zu verlassen, doch hatte er das bereits in Rom versucht, als er Malwida seine Zuneigung für Lou gestand, und versuchte es später noch einige Male.

«Ich fürchte, wir müssen uns trennen», schrieb er ihr zu Beginn der Partnerschaft, «denn obgleich ich ein Schutz und ein Halt in der Welt für Dich bin, so bist Du doch zu ehrlich, dies auch dann noch zu wollen, wenn die innigste, tiefste Sympathie zwischen uns auch nur im Geringsten erschüttert ist. Das ist sie aber. Denn einerseits liegt jetzt Schlawheit in meinem Wesen, ja sie ist geradezu der Schlüssel zu meinem Wesen, d.h. zu demjenigen, welches ich nun schon seit 4, 5, 6 Jahren geworden bin. Ich war eigentlich schon tot; Du hattest mich zu meinem Scheinleben erweckt, aber das Scheinleben ist einem Toten widerlich. Andererseits könnte ich ein Gefühl des Misstrauens, gegründet auf das Vorhandensein einer Eigenschaft in mir, welche ich stark in mir vorhanden und Dir unsympathisch weiss, nicht wieder los werden, das Misstrauen meine ich, Dir unsympathisch zu sein, Dir Unsympathisches zu tun. Also – lass uns getrennten Weges zu unseren Gräbern gehen.»<sup>1</sup> «Nein», entgegnete Lou, «gewiss nicht! Lass uns zusammen leben und streben, bis Du dieses widerrufen hast.»<sup>2</sup>

Lous Selbstbewusstsein überzeugte Rée. Er nahm die Rolle an, die sie ihm zugewiesen hatte, und schien sich sogar darin wohl zu fühlen. Ihre Freunde nannten ihn Lous «Ehrendame», eine Bezeichnung, die Lou sehr witzig fand, anscheinend ohne sich bewusst zu sein, welche herablassende Kritik an Rées Manneswürde darin lag. Vielleicht fasste auch Rée den Titel als Scherz auf, als den Preis, den er bezahlen musste, um in ihrer Nähe leben zu dürfen: wieder einmal ging der Scherz auf seine Kosten.

Im Kreis ihrer Berliner Freunde, einer Gruppe junger Gelehrter, Philosophen und Wissenschaftler, hiess Lou «die Exzellenz»<sup>3</sup>. Auch dieser Spitzname ist bezeichnend, denn er zeigt, wie sie auf die Menschen ihrer nächsten Umgebung wirkte. Sie bewunderten ihre Charakterstärke, ihre souveräne Verachtung aller spießbürgerlichen Tugend, ihr Selbstbewusstsein nicht weniger als ihre ungewöhnliche Intelligenz und ihre vornehme Herkunft. Obwohl jüngstes Mitglied des Kreises und oft die einzige Frau, war sie der lebendige Mittelpunkt, sprühend von Ideen, kühn in ihren Gedanken und völlig frei von Heuchelei und Vorurteilen. Diese Eigenschaften waren in einer Gesellschaft, die mit Ressentiments und Tabus aller Art stark belastet war, selbst bei Männern selten, bei einem jungen Mädchen aber geradezu unerhört. Kein Wunder, dass diese blendend begabte, gut aussehende Russin alle bezauberte, die sie kennenlernten – und dass sie alle sich in Lou verliebten.

Rée suchte über Lous Eroberungen Buch zu führen, hatte aber Mühe, sie alle zu zählen. Mehr als einmal musste er Lou besorgt fragen, ob sie tatsächlich einen Heiratsantrag angenommen habe. Einmal lieb sie sich bei einem jungen Mann ihres Bekanntenkreises einen Wecker aus unter der Bedingung, dass er es als Heiratsversprechen ansehen dürfe, wenn sie den Wecker nicht bis zu einem bestimmten Tag zurückgeben werde. Prompt vergass sie Termin und Bedingung und amüsierte sich köstlich, als ein sehr niedergeschlagener Rée sich von ihr verabschieden wollte, da sie ja nun die Frau eines anderen werde.

Zu denen, die Lou damals leidenschaftlich umwarben, gehörten Ferdinand Tönnies und Hermann Ebbinghaus. Lou hielt Tönnies – später wurde er einer der führenden deutschen Soziologen – für den nach Nietzsche klügsten Mann, dem sie begegnet war. Hermann Ebbinghaus, sein Rivale um ihre Gunst, lehrte experimentelle Psychologie, ein Gebiet, wofür sich Lou besonders interessierte. Beide Männer standen ihr geistig sehr nahe, näher als Rée, dessen utilitaristischer Rationalismus ihr oft pedantisch erschien. Und doch war es Rée, mit dem sie lebte und zu dem sie immer wieder zurückkehrte. Auch darin zeichnete sich ihr Lebensgrundriss ab: sie liess sich immer von glühenden Verehrern umwerben, lebte und reiste in ihrer Gesellschaft und kehrte dann immer wieder «nach Hause», d.h. zu sich selbst, zurück, Geborgenheit und Schutz suchend zuerst bei ihrem Freund Rée und später bei ihrem Mann Andreas. Bezeichnenderweise begannen Lous Freundschaften und Liebesbeziehungen immer auf einer hohen, geistigen Ebene, denn trotz ihrer reizvollen weiblichen Erscheinung waren es stets ihre

Vitalität, ihr lebhafter Geist und die Ausstrahlung ihres Wesens, durch die sich Männer zu ihr hingezogen fühlten. Bezeichnend ist folgendes Bekenntnis, das Nietzsches Freund, der Philosoph Paul Deussen, niederschrieb. Er gehörte dem Berliner Kreis junger Intellektueller an, in dem Lou und Rée verkehrten; Lou hatte ihm ein Exemplar ihres im Dezember 1884 erschienenen Buches *Im Kampf um Gott* geschenkt: «Ich muss gestehen, dass über dem Lesen meine Liebe zu Lou in hellen Flammen entbrannte ... Mein Freund Ebbinghaus behauptete, das seien ‚Nonnenphantasienc, ich fand in dem Buch viel Geist, und in den Geist verliebte ich mich.»<sup>4</sup>

Es kann für den in allem, was sein Äusseres betraf, sehr empfindlichen Rée nicht leicht gewesen sein, den begründeten oder unbegründeten Verdacht hegen zu müssen, dass Lous Weigerung, ihm anzugehören, in seiner unsympathischen körperlichen Erscheinung begründet war. Er bemühte sich jedoch, keine Eifersucht zu zeigen, wenn Lou anderen Beweise ihrer Neigung schenkte. Es besteht übrigens kein Grund zu der Annahme, sie habe während ihrer Vertrautheit mit Rée anderen das gegeben, was sie ihm versagte. Es gab aber Gelegenheiten, wo Rée seine Selbstbeherrschung verlor und sich in sarkastischen Bemerkungen Luft machte. Ludwig Hüter, ein junger Mann, der zwar nicht zu dem Berliner Kreis gehörte, aber bei einigen der Zusammenkünfte zugegen war, berichtet, Lou habe einmal gesprächsweise Nietzsches «schönen Mund» erwähnt. Dieser Ausdruck scheint Rée irritiert zu haben, denn er fragte ironisch: «Wie wollen Sie denn das wissen? Sein Mund ist doch von einem mächtigen Schnurrbart überschattet.» Lächelnd erwiderte Lou: «Ja, aber wenn er den Mund auf tut (und wie oft habe ich mit ihm gesprochen!), sehe ich doch seine Lippen genau.»<sup>5</sup>

Hüter schloss daraus auf Rées Eifersucht und fand sie «begrreiflich, denn Louise Salomé ist schön und seelisch berückend; wenn sie kokettieren kann, dann tut sie's fast unbewusst: aber sie spielt hier immerhin doch ein wenig mit ernsten älteren Männern und sagt, was sie denkt, nicht ohne Gefahr. Sie kann ja mit solchen zunächst vielleicht ganz ästhetisch gemeinten, aber an naive Sinnlichkeit streifenden Bemerkungen zwei Konkurrenten gegeneinander ausspielen.»<sup>6</sup>

Nach aussen hin ergab der gemeinsame Haushalt Lous und Rées ein recht glückliches Bild. Die beiden hatten, nicht ohne Schwierigkeiten, in Berlin eine Dreizimmerwohnung gemietet. Da sie nicht verheiratet waren, nahmen ihre Hauswirte an, dass sie in wilder Ehe lebten, was in der preussi-

schen Hauptstadt missbilligt wurde. In Wien, wo Lou und Rée ebenfalls eine Zeitlang lebten, war die Situation umgekehrt. Ihre Wiener Hauswirtinnen hielten sie für ein Liebespaar und taten alles, um ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Lou fand beide Auffassungen belustigend und unterhielt ihre Freunde oft mit humoristischen Schilderungen einer solchen Wohnungssuche. Sie liebte es, die Bürger zu schockieren, und amüsierte sich köstlich über die verblüfften Gesichter biederer deutscher Hausfrauen, wenn sie mit Rée erschien, nachdem sie gesagt hatte, sie wolle eine Wohnung für zwei mieten. Lächerlicherweise musste man entweder verheiratet sein oder ein Liebespaar, weiter reichte das Vorstellungsvermögen ihrer Wirtinnen nicht. Durch solche spiessbürgerlichen Ansichten liess sich Lou nicht abschrecken. Wenn es ihr zu bunt wurde, zog sie aus und lebte im Übrigen ihr Leben, wie es ihr gefiel.

Dafür war das Berlin der Ära Bismarcks der richtige Ort, denn es bot eine Fülle geistiger Anregungen, von denen Lou und ihre Freunde guten Gebrauch machten. Sie gingen oft ins Theater, besuchten Konzerte, Vorlesungen und Vorträge, besprachen die neuesten Bücher, hielten ein philosophisches Seminar im Hause des Metaphysikers Ludwig Heller ab, unternahmen Ausflüge und Bootsfahrten auf den Seen der Berliner Umgebung und führten eine endlose Reihe sokratischer Dialoge.

Die geistige Luft Berlins war damals mit Spannungen geladen. Die grossen nachkantischen philosophischen Systeme wurden immer mehr durch positivistische und darwinistische Richtungen abgelöst; der Triumphzug der Naturwissenschaften begann, und der wissenschaftliche Geist nahm immer grössere Gebiete des menschlichen Denkens in Besitz. Lou nennt die Zeit eine «heroische Periode»<sup>7</sup>. Religiöse, philosophische, soziale und ökonomische Werte wandelten sich, alles war im Fluss, jede Überlieferung wurde strenger wissenschaftlicher Prüfung unterworfen. Kritik und Analyse traten in den Vordergrund, das Gefühlsleben wurde vom Intellekt beherrscht. Es war ein hartes, unweibliches Klima, aber Lou fühlte sich sehr wohl darin. Vergebens suchten ihre Feinde eine schwache Stelle in ihrem geistigen oder moralischen Charakter. Malwida, die um einen vertraulichen Bericht über die Vorgänge in Berlin bat, erhielt von Hüter folgende Antwort:

«Sie fragen mich in Ihrem letzten Brief nach dem Eindruck, den mir Frl. Salomé gemacht hätte. Sie kennen sie ja genauer und können leicht einsehen, ob ich recht über sie urteile; ich will Ihnen aber unbefangen alles sagen. Sie war mir eine sehr sonderbare Erscheinung, die ich erst begreifen

musste, denn sie ist zu eigenartig als Mädchen, als dass sie leicht zu erkennen wäre. Eine so andere Art trat mir in ihr entgegen, als ich sie bis jetzt in irgendeiner Frau gesehen. Aber, um es gleich zu sagen, ich habe die Art verstanden, sie schätzen gelernt und glaube, dass Ihre Besorgnisse vielleicht doch etwas zu gross waren. Wenn man eine doppelte Art, die Welt zu begreifen, feststellen wollte, eine männliche und eine weibliche, so würde ich sagen: Frl. Salomé begreift sie wie ein Mann, und das war gerade das Auffällige und doch Interessante an ihr. Der Verstand meint, alles zu vermögen, und ist doch ohne die Beihilfe des Gefühls nichts: die beiden im Verein regieren die Menschheit. Der Mann schafft die Formen, baut das Haus, die Frau gibt den Inhalt... Nun tritt mir ein liebenswürdiges, gewinnendes, echt weibliches Wesen entgegen, das auf alle die Mittel verzichtet, die die Frau anzuwenden hat, dagegen die Waffen, mit denen der Mann den Kampf des Lebens aufnimmt, in einer gewissen herben Ausschliesslichkeit führt. Über alles scharfe Urteilen und wie es so geht scharfe Aburteilen von Verzeihen, was das Weib so gerne tut, keine Spur. Eine klare Bestimmtheit charakterisiert jedes Wort, je bestimmter aber sich der Charakter nach einer Richtung zeigt, desto einseitiger erscheint er anderen gegenüber. Musik, Kunst, Dichtung werden wohl besprochen, aber mit sonderbaren Massstäben gemessen; nicht die reine Freude am Schönen, die Lust an der Form, das Verständnis des Inhalts, der poetische Genuss des Gegebenen mit Herz und Gemüt, nein ein kaltes, leider oft negatives zersetzendes Philosophieren darüber ... Dahinter steht nun Dr. Réé, wie Merk hinter unserem grossen Dichter, und der hat etwas Mephistophelisches, alles zersetzend, alles begreifend ... Und doch kann ich nicht glauben, dass sich Frl. Salomé in diesem Kritizismus ganz verlieren wird. Sie ist doch nicht, was man so nennt, streitsüchtig; ihre wunderbare Verstandes-Klarheit will doch nur auf das Ideal aller guten Menschen losgehen; die Wahrheit, nicht die Lust zu disputieren, treibt sie dazu. Sie fürchten, ihr scharfer Verstand möchte die Oberhand gewinnen; es ist wahr, ihr scharfer Verstand und dessen Äusserungen sind fast beunruhigend, aber bedenken Sie: sie ist doch zu liebenswürdig, herzlich, freundlich, als dass die Verstandeskälte den Menschen in ihr unterdrücken könnte. Ich glaube fast, sie ist auf gutem Wege, aber ich glaube auch, gegen die Einseitigkeit, mit der sie ihn verfolgt, muss über kurz oder lang eine Reaktion eintreten, die das erwachende Weibliche in ihr zur Geltung bringt; dann wird aus diesem reichbegabten Mädchen etwas ganz Vorzügliches werden.»<sup>8</sup> Malwida kann diesen begeisterten Bericht nur kopfschüttelnd gelesen haben,

denn Lou hatte nicht nur Nietzsche, sondern auch sie selbst schmerzlich enttäuscht. Lous Lebenswandel sprach allen Anstandsbegriffen hohn. Elisabeth Nietzsche hatte vollkommen recht, wenn sie das Mädchen als Schande für ihr ganzes Geschlecht bezeichnete. Männer waren offensichtlich unfähig, den weiblichen Charakter zu beurteilen, wie sollte man sonst die Loblieder verstehen, die sie alle auf Lou sangen? Je eher sie nach Russland zurückging, desto besser für alle Beteiligten. Wenn sie Deutschland nicht freiwillig verliess, musste man ihre Familie unter Druck setzen.

Es stellte sich heraus, dass vor allem Rée die Angriffe abzufangen hatte, die Elisabeth und ihre Verbündeten gegen Lou richteten. Dass sich seine eigene Mutter den Gegnern Lous zugesellte, war besonders schmerzlich für ihn. In seiner Not wandte er sich an seinen Bruder Georg und bat ihn um Verständnis und Hilfe. Georg Rée scheint viel besser auf Lou zu sprechen gewesen zu sein als die anderen Mitglieder der Familie. Er bemerkte, dass Lou auf seinen in finanziellen Dingen leichtsinnigen jüngeren Bruder einen mässigenden Einfluss ausübte, vor allem, was seine Spiel Leidenschaft betraf. Eilbriefe mit dringender Bitte um sofortige Geldüberweisung, die die Familienfinanzen oft schwer belastet hatten, blieben jetzt aus. In dieser Hinsicht war Lous Einfluss nur begrüssenswert. Er hielt es für törricht, eine Partnerschaft aufzulösen, die trotz mancher Einwände finanziell solide war. Georg riet daher seiner Mutter, sich nicht weiter in die Angelegenheiten ihres Sohnes einzumischen.

In den kritischen Monaten im Frühling und Sommer 1883, als Elisabeth Nietzsches Hasskampagne sich ihrem Höhepunkt näherte, erwies sich Georg Rées Hilfe als sehr wertvoll. Es bestand jedoch immer die Gefahr, dass Frau von Salomé, beunruhigt durch die gegen ihre Tochter erhobenen Anklagen, Lou nach Russland zurückrief. Sie konnte entweder Lous Monatswechsel sperren oder einen ihrer Söhne beauftragen, die Tochter notfalls mit Gewalt nach Hause zu bringen. Etwas musste also getan werden, um die Salomé davon zu überzeugen, dass sich Lou in Berlin nicht nur gut unterhielt – das hätte sie auch in St. Petersburg, und in viel weniger anstössiger Weise, tun können –, sondern dass sie sich mit ernsthaften Studien beschäftigte, denen man in Russland nicht nachgehen konnte. Ein Buch, so beschloss man, wäre eine Antwort. Ein Buch, von Lou geschrieben, musste ihrer Familie beweisen, dass Elisabeths Schmähungen unbegründet waren. Die Frage war nur, ob sie ein Buch inmitten der zahlreichen Ablenkungen der Grossstadt Berlin schreiben konnte. Da sie auch noch nicht völlig genesen war, schlug Rée vor, einige Monate im Süden zu verbringen. Sie reisten beide gern, waren

finanziell unabhängig – ihre Monatswechsel beliefen sich auf je 250 Mark, damals eine beträchtliche Summe – und konnten es sich leisten, zu leben, wo es ihnen gefiel. Den Vorschlag, Berlin zu verlassen, mag Rée auch noch aus einem anderen Grunde gemacht haben: es schmerzte ihn, dass seine Freunde Lou so grosse Aufmerksamkeit schenkten. Gewiss, sie hatte bisher alle Anträge abgewiesen, immerhin erfüllte ihn die Aussicht mit Freude, Lous Gesellschaft ungestört geniessen zu können. Sie fuhren in den idyllisch gelegenen österreichischen Kurort Gries-Meran. Dort, umgeben von Bergen, Wäldern und Flüssen, schrieben sie ihre Bücher: Lou ihren psychologischen Roman *Im Kampf um Gott* und Rée seine philosophische Abhandlung *Die Entstehung des Gewissens*.

Im Rückblick fand Lou es höchst amüsant, dass ihr erstes Buch, ein Machwerk, nur verfasst, um ihre Familie zu beeindrucken, bessere Kritiken erhielt als irgendeines ihrer späteren Bücher. Selbst so erfahrene Kritiker wie die Brüder Hart lobten den Roman. Sie sahen offenbar nicht, dass er eine Mischung aus zwei sehr verschiedenen Bestandteilen war: aus Lous Petersburger Notizen über religiöse und metaphysische Probleme und einer reichlich schwülstigen, ursprünglich in Versen geschriebenen Liebesgeschichte. Der heutige Leser wird Lou recht geben, dass der literarische Wert ihres Erstlingswerkes sehr gering ist, aber als Dokument ihrer Gedanken beträchtliche Aufschlüsse gibt. Wie alle ihre Bücher enthält es einen stark autobiographischen Zug: es stellt die Frage, was geschieht, wenn der Mensch seinen Glauben verliert. Behandelt wird die Frage – reichlich naiv, wie Nietzsche meinte – in der Form des Tagebuchs eines alten Mannes.

*Im Kampf um Gott* beginnt mit einer kurzen Beschreibung der Kindheit des Erzählers in einem deutschen Pfarrhaus. Kuno, der Held, steht völlig im Banne der «imposanten Herrschergestalt des Vaters»<sup>9</sup>, eines strengen alten Priesters. Seine Spielgefährtin ist Jane, die Tochter eines Kaufmannes, mit der ihn eine tiefe Liebe verbindet, «beruhend auf der Gemeinsamkeit religiöser Schwärmerei»<sup>10</sup>. Kunos Frömmigkeit trägt fast krankhafte Züge, «schroff, kalt, starrsinnig und voll starkem Willen, besass er nichts Liebevolles im Charakter», sagt er von sich selbst<sup>11</sup> und gesteht, dass er schon in früher Jugend seinen Glauben verlor: «In keiner Periode meines Lebens gingen Glauben und Denken Hand in Hand, keine Periode, in welcher nicht der Schauplatz ihres Zusammentreffens zum Kriegsschauplatz wurde. War anfangs das Denken durch das Empfinden und dessen naive Inbrunst gebannt, gelähmt, so wurde sein erster Durchbruch, der

einmal ja stattfinden musste, umso gefährlicher; von vornherein trat er als ein feindliches, d.h. dem Glauben entgegengesetztes Element hinzu, von vornherein trat das Unterdrückte nun seinerseits als Unterdrücker auf... so ward gerade meine gläubige Inbrunst Ursache ihres eigenen beschleunigten Sturzes ... Ich verlor meinen Gott, sobald ich den Gott meiner Kindheit, d.h. den ganz aus mir heraus selbstgeschaffenen Gott, verlor.»<sup>12</sup> Als Folge dieses Gottverlustes fühlte sich Kuno verlassen und schuldig, denn konnte es «ein grösseres Verbrechen, eine furchtbarere Tat für mich geben als die freventliche Gottesentfremdung, ja gleichsam den Mord Gottes im eigenen Bewusstsein?»<sup>13</sup> Besorgt fragte er sich, ob er dieses Verbrechen wirklich selbst begangen habe oder ob es von irgendeiner dämonischen Macht gegen ihn verübt worden sei. Und er wurde von der Angst erfüllt, er sei zum Bösen erwählt.

Das Hauptthema des Buches, in verschiedenen Episoden und philosophischen Gesprächen behandelt, ist Kunos dunkle Ahnung, dass sein Glaubensverlust weniger eine intellektuelle als eine moralische Verirrung ist. Wie kann der Mensch in einer Welt des Gottlosen leben? Wo sind die sittlichen Leitbilder, nach denen er sein Leben ausrichten kann? Kuno glaubt nicht, dass der Treibsand des menschlichen Intellekts einen verlässlichen Ersatz liefern kann für «Gottes feste Burg». Aber was bleibt dann einem Menschen von intellektueller Aufrichtigkeit, der den alten Glauben an Gott verloren hat und dem modernen Glauben an die Vernunft skeptisch gegenübersteht? Nichts, meint sein jüngerer Bruder Rudolf. Er muss den Mut haben, einzusehen, dass das Leben sinnlos ist, dass es keine Erlösung gibt, weder eine göttliche noch eine irdische, und dass er bestenfalls hoffen kann, im Streben nach dem buddhistischen Ideal des Nirwana Frieden zu finden. Doch Kuno ist ein leidenschaftlicher Gegner jeder Resignation. Von Zweifeln und Ängsten verfolgt, bejaht er noch immer die Herrlichkeit des Lebens und beschliesst, «das ganze Leben zum höchsten Mittel für ein höchstes Ziel zu gestalten»<sup>14</sup>.

Als sein Bruder ihm entgegnet, alle Religionen betrachteten das Leben nur als ein notwendiges Übel, erwidert Kuno, man könne «gerade aus der Religion, bei aller Lebensabwendung, die echte Lebensliebe, das grosse herrliche Erleben um der Verwirklichung des Ideals willen, lernen»<sup>15</sup>. Als Beispiel führt er Jesu Ringen im Garten von Gethsemane an. Nicht die Furcht vor dem Tode habe Christus den Aufschrei entlockt: «Lass diesen Kelch an mir vorübergehen», sondern die Liebe zum Leben. Er wollte

leben, weil in seinem Herzen eine Welt von glühender, leidenschaftlicher Macht nach Leben und Ausdruck verlangt habe. Aber Rudolf lässt sich nicht überzeugen. Er glaubt, dass die Zeit sicher kommen wird, da alle grossen Offenbarungen aller Religionen uns wie vergessene Kindheitsträume erscheinen werden. In diesem Fall, so entgegnet Kuno leidenschaftlich, sollte denn diese Zeit hinausgeschoben werden, «wohlan, kämpfen wir für untergehende Götter»<sup>16</sup>. Er verkündet als Ideal des modernen Menschen die heroische Einstellung zum Leben: «Heroismus – nicht Pietismus oder Verzweiflung»<sup>17</sup>.

In der Gegenüberstellung des heroischen Skeptikers Kuno und des resignierenden Agnostikers Rudolf zeichnet Lou die gegensätzlichen Ansichten Nietzsches und Rées, wobei ihre Sympathien eindeutig bei Nietzsche liegen. Kunos Leben und Taten sind daher von besonderem Interesse, obgleich es unsinnig wäre, die Welt des Helden mit der Lous gleichzusetzen, denn in einem Erzählwerk ist das Verhältnis des Autors zu seinem Helden vielschichtig und komplex. In einem Roman voll autobiographischen Erlebnisses überträgt der Autor oft die eigenen Probleme auf den Helden, wie es Goethe im *Werther* tat, und lässt den Helden scheitern. Während also die Probleme dieselben sind, unterscheiden sich die Lösungen.

Das moralische Dilemma, dem Kuno gegenübersteht, wird an drei Krisen dargestellt, die in drei verschiedenen Abschnitten seines Lebens als Folge seiner Begegnung mit Frauen eintreten: mit seiner Jugendfreundin Jane, dann mit Margherita, die er als Student kennenlernt, und schliesslich mit seiner Tochter Marie. Jede dieser Frauen besitzt gewisse Eigenschaften, die uns aus Lous Leben vertraut sind, wiederum verschmelzen hier fiktive und autobiographische Elemente.

Jane, ein blasses, aber leidenschaftliches Mädchen, ist die fanatische Idealistin geblieben, die sie schon als Kind war. Es liegt in ihrer Natur, ein Ideal zu bewundern, zu verehren, zu vergöttern, darin sieht sie die Religion des Weibes. Margherita dagegen strebt nach persönlicher Freiheit, wird Medizinstudentin, weil sie hofft, dadurch «das Leben voller zu umfassen und voller kennenzulernen, mehr zu sein und mehr zu bedeuten, als es mir sonst möglich gewesen wäre»<sup>18</sup>. Kunos Tochter Marie schliesslich, die in ihrer eigenen Welt inmitten der wunderbaren Geschöpfe ihrer regen Phantasie lebt, ist ein schüchternes, sensibles Kind. So verschieden die drei aber auch sind, eines haben sie gemeinsam: durch die Begegnung mit Kuno betritt ihr Leben den Bereich des Tragischen.

Vor seiner Begegnung mit Margherita hat Kuno ein strenges, asketisches

Leben geführt und sich der Erkenntnis durch wissenschaftliche Studien gewidmet, die er mit faustischem Eifer betreibt. Er freundet sich mit Margherita an, weil ihn ihre ungewöhnliche Lebensart fasziniert und weil er wissen möchte, warum sie sich für dieses Leben entschieden hat. Sie erzählt ihm, dass sie nur als Studentin hoffen kann, sich von den Ketten zu befreien, die ihr Geschlecht an den engen Kreis von Heim und Ehe binden. Kuno bezweifelt die Richtigkeit ihrer Wahl. In langen Gesprächen erörtern sie die Probleme, denen eine Frau gegenübersteht, wenn sie auf geistigem Gebiet mit Männern zu wetteifern sucht. Kuno glaubt, dass eine Frau nur in der Liebe Erfüllung finden kann. Margherita pflichtet ihm bei, nur bestreitet sie die Ausschliesslichkeit seines Standpunkts. Die Frauen hätten wie die Männer das Recht, im Leben all ihre Fähigkeiten, die geistigen wie die gefühlsmässigen, zu entfalten. Sie verachte die doppelte Moral, die dem Manne Freiheit gewähre, der Frau aber Unterwerfung vorschreibe, und fordere echte Gleichberechtigung für ihr Geschlecht. Kuno teilt Margheritas Meinung nicht, ist aber bezaubert von ihrer Klugheit, ihrer Lebensfreude und ihrem starken Willen. Er ist jedoch entschlossen, sich nicht von Gefühlen an sie fesseln zu lassen, und will den idealen Charakter ihrer Freundschaft aufrechterhalten. Er möchte beweisen, dass echte Kameradschaft unter hochstehenden Menschen beiderlei Geschlechts möglich ist. Aber vergebens: ein stark sinnliches Element tritt sehr bald in ihr Verhältnis und treibt sie gegen ihren Willen immer enger zueinander. Zu seinem Schrecken spürt Kuno leidenschaftliches Begehren in sich erwachen, das aus ihm herausbricht «wie wilde Bestien, ihre Freiheit suchend»<sup>19</sup>.

Über Nacht wird aus dem Asketen ein Libertin, der Margherita verführt, eine Tat, die ihn sofort mit Abscheu und Reue erfüllt. Er ist entsetzt, als ihn ein Studienfreund zu seiner Eroberung beglückwünscht: «Das ist das Verhängnisvolle und Dämonische, das du aus meinen Leidenschaften herausfühlst. Sie sind kein Genuss, sie sind eine vernichtende, notwendige Rache für ihre jedmale, vorübergehende Unterdrückung. Und ich bin jedesmal das Opfer: Tyrann und Sklave zu gleicher Zeit. Ah, es gibt nur Tyrannei oder Zügellosigkeit für mich.»<sup>20</sup>

Jetzt erinnert er sich der mahnenden Stimme seines Vaters: «Leidenschaften, welche der Herr nicht behütet und leitet, entfesseln sich zu wilder Sünde.»<sup>21</sup> Unter grosser Willensanstrengung reisst er sich von Margherita los, die seine Geliebte bleiben möchte, indem er ihr brutal zuruft: «Wisse, es gibt zwei Reize am Weibe: dass es zart und kindlich in seiner Reinheit oder aber, dass es eine verführerische Meisterin in allen koketten Künsten

sei. Dagegen aber erscheinst du als eine zaghaft ungeschulte Anfängerin, die ihren süssesten Reiz verloren hat.»<sup>22</sup> Die Episode endet melodramatisch, indem Margherita sich vergiftet, nachdem sie Kunos verspäteten Heiratsantrag abgewiesen hat.

Auf einer höheren tragischen Ebene spielt sich Kunos Begegnung mit seiner Jugendfreundin Jane ab. Sie ist die Frau eines rohen, ungebildeten Mannes, der auf ihren Idealismus mit Verachtung herabsieht und sie nur als Mittel zu seinem Genuss betrachtet. Kuno fühlt sofort, dass Jane schwer unter ihrer lieblosen Ehe ohne Kinder leidet und dass sie sich nach Liebe sehnt. Jane ihrerseits wird von Mitleid ergriffen, als sie erkennt, dass ihr Jugendfreund mit dem Verlust des Glaubens in sittlichen Verfehlungen sich verirrt. Sie versucht ihn zu trösten und aufzurichten. Mit mephistophelischer Genugtuung beobachtet ihr Mann das Wiedererwachen der Jugendliebe seiner Frau. Er glaubt nicht an ideale Liebe und wartet auf ihr Abgleiten ins Sinnliche. Kuno ist sich dieser Gefahr bewusst und beschliesst, um ihr aus dem Weg zu gehen, Jane zu verlassen. Doch es ist zu spät. Im Augenblick des Abschieds, zugleich dem Höhepunkt der Empfindung, bietet sich Jane ihm an, und er ist zu schwach, ihr zu widerstehen. Um seine Schwäche zu rechtfertigen, erklärt Kuno: «Nicht ich habe Jane verführt – sie verführte mich.»<sup>23</sup> Er weiss jedoch sehr wohl, dass dies seine Handlung nicht entschuldigt, und verzehrt sich in Reue und Gewissensbissen.

Als Jane sich ihrer Tat bewusst wird, stürzt sie in «die innerste aller Einsamkeiten, welche ein menschlich schlagendes Herz erfassen und in die Tiefen höllischer Pein dahingeben kann – die Verlassenheit dessen, der sein eigenstes höchstes Ideal seines Lebens und innersten Wesens preisgegeben hat, die Selbstverlassenheit»<sup>24</sup>. Sie gesteht den Ehebruch ihrem Mann, der sie aber nur auslacht. Jetzt, so höhnt er, seien sie wirklich gleich. Jane jedoch kann sich ihre Tat nicht verzeihen. Von Schuldgefühlen gequält, erkennt sie, dass der Lohn der Sünde der Tod ist. «Wahrlich, die christliche Sage hatte recht, wenn sie die Hölle erst mit dem gefallenen Engel beginnen liess.»<sup>25</sup> Am Ende des Sommers schenkt Jane einem Kind das Leben, und bald danach stirbt sie.

Zum tragischsten Konflikt kommt es, als Kuno beschliesst, Janes Kind Marie, das seinen Vater nicht kennt, zu sich zu nehmen. Nach dem Tode ihrer Mutter wurde Marie von einer alten Bauersfrau in einem einsamen Gebirgsdorf erzogen und hatte sich, von ihren Schulfreundinnen wegen ihrer unehelichen Geburt verspottet, zu einem scheuen Kind entwickelt. Kuno nimmt sie aus der Dorfschule und gibt ihr Privatunterricht, zum

Schrecken der alten Frau, die Marie im strengen Glauben der katholischen Kirche erziehen möchte und fürchtet, dass Kunos bekannte Gottlosigkeit ihr Unglück bringen wird. In langen Diskussionen zwischen Kuno und Rudolf, der ebenfalls bei ihnen wohnt, wird die Frage nach der besten Erziehungsmethode erörtert. Kuno möchte seinem Kind den Konflikt zwischen Glauben und Denken ersparen, der ihn sein Leben lang gequält hat. Wenn er Marie nicht dazu zwingt, einen vorgeschriebenen Glauben anzunehmen, sondern ihren kindlichen Glauben fördert und ihr Ehrfurcht vor dem Leben einflösst, hofft er, werde sie ihre natürliche Frömmigkeit bewahren. Er möchte, dass seine Tochter mit «prometheischem Trotz»<sup>26</sup> für ihre eigenen Überzeugungen kämpft und das Leben zwingt, ihre Ideale anzunehmen. Dann wird das Wort «Gott» für sie mehr als eine leere Idee sein, es wird der Name sein, der ihr in den grössten Augenblicken des Lebens auf die Lippen kommt.

In diesem Geist erzieht er seine Tochter. Der Unterricht ist ihr ebenso willkommen wie ihm, und da sie einen hellen Verstand und rasche Auffassungsgabe besitzt, lernt sie leicht. Nur in einer Hinsicht ähnelt sie in ihrer weiblichen Art der Mutter: «dass sie nicht denken möchte, wo sie liebte»<sup>27</sup>.

Ein Schatten fällt auf das glückliche Verhältnis zwischen den beiden Brüdern und dem jungen Mädchen, als sie merken, dass sich Marie nach immer engerer Vertrautheit mit Kuno sehnt. Er beschliesst daher, ihr an ihrem siebzehnten Geburtstag zu eröffnen, dass er ihr Vater ist, bringt es aber nicht über sich, weil er seinem Kind ein so demütigendes Geständnis ersparen will. Die alte Bauersfrau ahnt die Entwicklung der Dinge voraus und bemerkt mit Entsetzen, dass Marie ihren Vater liebt. Sie sieht darin eine Folge von Marias gottloser Erziehung. Die Geschichte erreicht ihren Höhepunkt, als Marie der alten Frau, die nach einem Schlaganfall im Sterben liegt, gesteht, sie hoffe Kunos Frau zu werden. Entsetzt richtet sich die Alte im Bett auf, stösst einen schrecklichen Schrei aus – «Herr Jesus, das Strafgericht!» – und fällt tot in die Kissen zurück<sup>28</sup>. In derselben Nacht bittet Kuno Marie, sie solle ihn Vater nennen. Da versteht sie plötzlich die Zusammenhänge, schreit «Vater!», bricht ohnmächtig zusammen und nimmt sich einige Stunden später das Leben.

Marias Selbstmord gibt den beiden Brüdern schmerzlichen Anlass, erneut über den Sinn von Leben und Tod nachzudenken. Rudolf gesteht dem Bruder seine heimliche Liebe zu Marie. Er kann ihren Tod nicht verschmerzen, das Leben, das ihm stets nur als notwendiges Übel erschien, ist

ihm nun leer und sinnlos geworden. Er erkrankt und sehnt sich nach dem Tode.

«Ich würde den Tod wesentlich als Befreiung empfinden, denn seine Stille und Ruhe, welche die anderen Menschen als einen vernichtenden Zwang fühlen, entspräche gerade meinem innersten Wollen – nämlich dem, *nichts* mehr zu wollen.»<sup>29</sup>

Aber Kuno erwidert leidenschaftlich: «Das Grab ist nicht das Letzte – auf dem Grab des Liebsten, das man hat, in welches man mit diesem Geliebtesten alles egoistische Getriebe, hin und her wogende Glückwünsche eingesargt hat, erwacht und erwächst erst die volle, starke Kraft, sich ganz und gross und ungeteilt dem zu weihen, was man hochhält, siehe solches ist meine Religion.»<sup>30</sup>

Auf den letzten Seiten des Buches fasst Kuno als alter Mann noch einmal seine Gedanken über das Leben zusammen: «Ich habe keine Ruhe des Alters gefunden – sie ward mir zur machtvollen, schmerzvollen Unruhe des schaffenden Geistes ... Je tiefer und intensiver ein Mensch kämpft im Leben, desto mehr wird über seine tiefsten Spaltungen hinweg das Leben zu einem Wandel von Gott zu Gott.»<sup>31</sup>

*Im Kampf um Gott* spiegelt deutlich das eine, in Lous Leben immer wiederkehrende Thema: Was geschieht, wenn der Mensch seinen Glauben verliert? Ihr Held Kuno, eine Nietzsche-Gestalt von leidenschaftlichem Skeptizismus und ebenso leidenschaftlicher Lebensbejahung, in gewissem Sinne eine Projektion von Lous eigenen tiefsten Überzeugungen, ist eine elementare Kraft, ein Mensch, der allen, die ihn lieben, Unheil bringt; er hat Janes Tod und die Selbstmorde von Marie und Margherita zu verantworten. Er ist sich dessen auch bewusst und empfindet Reue über seine Taten, aber er schreitet, von einer faustischen Unruhe getrieben, auf seinem Weg vorwärts. Hinwegsehend über das von ihm verursachte Leiden, folgt er den Gesetzen seiner eigenen Natur und ringt gleich Lou mit Gott wie Jakob mit dem Engel, während die Menschen, die ihn lieben, zugrunde gehen. Ein erschreckendes Buch, diese Geschichte eines Menschen, der von seinen Idealen so beherrscht wird, dass sein «Wandel von Gott zu Gott» über die Gräber seiner Liebsten führt. Da das Buch Lous eigene Vorstellungen widerspiegelt, wirft es einen düsteren Schatten auf ihre zukünftige Lebensbahn voraus.

Lou war dreiundzwanzig Jahre alt, als sie *Im Kampf um Gott* schrieb. Man kann das Buch gewiss nicht als literarisches Meisterwerk bezeichnen, aber es erfüllte doch den Zweck, den sie verfolgte: in den Augen ihrer Fa-

milie und der nächsten Umwelt war Lou jetzt eine Schriftstellerin und hatte ein Recht auf ihre Freiheit. Und nur darauf war es ihr angekommen, denn nachdem sie ihr erstes Buch geschrieben hatte, war sie viel zu sehr vom gesellschaftlichen Leben beansprucht, um Zeit für weitere schriftstellerische Arbeiten erübrigen zu können. Erst fünf Jahre später und infolge einer neuen Lebenskrise begann sie ernsthaft zu schreiben.

In den Monaten, in denen sie in Meran ihr Buch schrieb, besserte sich ihr Gesundheitszustand zusehends; sie selbst sagt, dass sie einen anderen, kräftigeren Körper mit nach Hause genommen habe. Verschwunden waren die Ohnmachts- und Hustenanfälle ihrer Jugendzeit. Ihr persönlich hatte das Buch also nur Nutzen gebracht, ganz abgesehen von den guten Besprechungen, die es bei Berliner Kritikern erhielt. Man lobte Lous «psychologische Erkenntnisse»<sup>32</sup>, die in der Tat erstaunlich sind – z.B. ihre Einsicht in die Dämonie des Trieblebens, wenn sie behauptet, dass unterdrückte Triebe oft aus Rache in ihr Gegenteil umschlagen –; man pries den Mut, mit dem sie den alten Konflikt zwischen Glauben und Denken behandelt hatte. Noch erstaunter hätten jedoch die Berliner Kritiker die Mitteilung aufgenommen, dass der Autor des Buches eine Frau war. Aber aus Rücksicht auf ihre Familie und wohl auch aus der Einsicht, dass ein von einem Mann unterzeichnetes Buch bessere Erfolgsaussichten habe, veröffentlichte Lou *Im Kampf um Gott* unter dem Pseudonym Henri Lou.

Wir kennen Rees Urteil über Lous Buch nicht und wissen nicht, ob er sich in der Gestalt von Kunos jüngerem Bruder Rudolf erkannte, dessen Todesverlangen stärker war als sein Lebenswille. Nietzsche bemerkte, alle formalen Elemente des «Halbromans» von Rées «sœur inséparable» seien komisch, «aber die Sache selber hat ihren Ernst, auch ihre Höhe; und wenn es gewiss nicht das Ewig-Weibliche ist, was dieses Mädchen hinanzieht, so ist es vielleicht das Ewig-Männliche»<sup>33</sup>.

Rée war wahrscheinlich viel zu sehr mit seinem eigenen Buch beschäftigt, um Lous Roman grössere Aufmerksamkeit widmen zu können. Auch er verfolgte einen Zweck: er hoffte, dass ihm seine Veröffentlichung eine akademische Berufung verschaffen würde. Seit seiner Promotion war es sein höchster Ehrgeiz, Hochschullehrer zu werden. Das hiess: er musste um die *venia legendi* nachsuchen, indem er der philosophischen Fakultät einer Universität eine Habilitationsschrift vorlegte. Wurde sie angenommen, stand ihm die akademische Laufbahn offen.

Rée hatte viele Freunde unter den jungen Philosophen seiner Zeit und mag geglaubt haben, wenn er, seine Selbstzweifel überwindend, das Buch aus-

arbeitete, dessen These er in zahllosen Diskussionen vorgetragen hatte, so stände ihm die akademische Laufbahn offen. Darin irrte er sich jedoch. Wo immer er nach seiner Rückkehr aus Meran im Sommer 1884 sein Buch vorlegte, wurde er höflich, aber bestimmt abgelehnt. Nietzsche charakterisiert es als «leer, langweilig und falsch»<sup>34</sup>, und selbst Lou sagt, es zähle nicht.

Angesichts von Lous spontanem Erfolg muss Rée seinen eigenen Misserfolg besonders schmerzlich empfunden haben. Als seine Arbeit schliesslich von der philosophischen Fakultät der Universität Strassburg abgelehnt wurde, begrub er seine Hoffnungen auf die Laufbahn eines Hochschullehrers und beschloss, Medizin zu studieren. Auf Grund seiner finanziellen Unabhängigkeit war er nicht gezwungen, mit einer ärztlichen Praxis seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er wollte den Armen und Verlassenen, die sich keinen Arzt leisten konnten, seine Dienste anbieten. Diesem Ideal widmete er den Rest seines Lebens mit einer zielbewussten Selbstlosigkeit, die in krassem Gegensatz zu seinen philosophischen Ansichten stand. Als Philosoph behauptete er, es gebe keine selbstlose Handlung: «Alle Menschen sind gleich, d.h. gleich egoistisch, neidisch, eitel. Auf diese égalité lässt sich keine fraternité gründen.»<sup>35</sup> Aber als Arzt bewies er eine fast legendäre Selbstlosigkeit. Seine Patienten sahen in dem stillen, unscheinbaren Mann, der ihnen trotz seiner unheilbaren Schwermut half, wo immer er konnte, einen Heiligen. Sie wussten, dass *er* immer allein war, menschliche Gesellschaft mied und seine freie Zeit mit einsamen Wanderungen verbrachte. Sie konnten nicht wissen, dass Rée den Verlust einer Schwester beklagte, die geschworen hatte, immer bei ihm zu bleiben, und die ihn dennoch verlassen hatte. Er verstand ihre Gründe nicht und hat es ihr auch nie verziehen. Und auch Lou gesteht, es sei ihr schmerzlich, sich selbst zu verzeihen.

Vielleicht endete ihre Freundschaft schon in Meran oder in der Folge der ungleichen Aufnahme, die ihre Bücher fanden. Rées Entschluss, Medizin zu studieren, erforderte zwangsläufig gewisse Veränderungen in ihrer beider Lebensweise. Aus praktischen Gründen sahen sie sich gezwungen, ihre gemeinsame Wohnung aufzugeben. Rée musste sich auf sein Studium konzentrieren und hatte nur wenig Zeit für philosophische Diskussionen. Lou dagegen wurde durch den Erfolg ihres Buches in immer weitere Kreise der Gesellschaft eingeführt. Denn dass sie die Autorin war, blieb nicht lange ein Geheimnis. Lou sonnte sich in dem Ruhm der jungen, erfolgreichen Schriftstellerin. Rée beschloss, ein Zimmer in der Nähe der Uni-

versität zu mieten und nur noch das Wochenende bei Lou zu verbringen. Da ihre Freundschaft auf Lebenszeit gedacht war, massen sie dieser zeitweiligen Trennung wohl keine besondere Bedeutung zu.

Und sie war vielleicht auch bedeutungslos bis zu dem Augenblick, da sich durch Lous Begegnung mit Friedrich Carl Andreas ihr Leben von Grund auf änderte. Mit der Möglichkeit, dass Lou eines Tages den Mann kennenlernte, dessen Heiratsantrag sie nicht widerstehen konnte, musste Réé immer rechnen. Als der Augenblick aber kam, war er völlig unvorbereitet. Lou erzählte ihm zunächst nur, sie habe Andreas kennengelernt und würde ihn mit seinem Einverständnis auch wiedersehen. Réé hatte keine Einwände, da er zweifellos hoffte, dass sie doch am Ende wie immer zu ihm zurückkehren werde. Als sie Réé aber eines Tages mitteilte, sie habe sich mit Andreas verlobt und werde ihn heiraten unter der Bedingung, dass ihre Freundschaft weiterbestehe, war Réé ausser sich und fühlte sich grausam betrogen. Da es nicht in seiner Natur lag, Szenen zu machen, ging er still von ihr. Aber sein Abschied hinterliess einen unauslöschlichen Eindruck auf Lou:

«Spät in der Nacht ging er, kehrte nach mehreren Minuten von der Strasse zurück, weil es zu sinnlos regne. Worauf er nach einer Weile wieder ging, jedoch bald nochmals kam, um sich ein Buch mitzunehmen. Nachdem er nun fortgegangen war, wurde es schon Morgen. Ich schaute hinaus und wurde stutzig: über trockenen Strassen schauten die erblassenden Sterne aus wolkenlosem Himmel. Mich vom Fenster wendend, sah ich im Schein der Lampe ein kleines Kinderbild von mir aus Réés Besitze liegen. Auf dem Papierstück, das drum gefaltet war, stand: ‚barmherzig sein, nicht suchen‘.»<sup>36</sup>

Nach dieser Nacht begegnete Lou ihrem Freund nie wieder, aber in ihren Träumen erschien er ihr oft mit einem Ausdruck tiefster Trauer. Sie berichtet von einem solchen ganz besonders unheimlichen kafkaesken Alptraum:

«Ich befand mich in Gesellschaft unserer Freunde, die mir froh entgegenriefen, Paul Réé sei unter ihnen. Da musterte ich sie, und als ich ihn nicht herausfand, wandte ich mich zum Garderobenraum, wo sie ihre Mäntel hingehängt hatten. Mein Blick fiel auf einen fremden Dickwanst, der hinter den Mänteln ruhig, mit zusammengelegten Händen, dasass. Kaum noch erkennbar war sein Gesicht vor überquellendem Fett, das die Augen fast zudrückte und wie eine fleischerne Totenmaske über die Züge gelegt war. ‚Nicht wahre, sagte er zufrieden, ‚so findet mich niemand!‘»<sup>37</sup>

Ein Arbeiter fand ihn am 28. Oktober 1901 im Inn. Er war von einem steilen Felsen in der Nähe der Stelle abgestürzt, wo er und Lou fünfzehn Jahre vorher ihre glücklichsten Stunden verlebt hatten. War er verunglückt, oder hatte er Selbstmord verübt? Lou blieb darüber Zeit ihres Lebens im unklaren. Sein tragischer und geheimnisvoller Tod warf noch lange einen Schatten über ihr Schicksal.

## ANDREAS

Der plötzliche und unvorhergesehene Auftritt eines weiteren Bewerbers um Lous Gunst war nicht nur für Rée eine bittere Enttäuschung, über die er nie hinwegkam, sondern auch für Lous Berliner Freunde. Sogar sie selbst war bestürzt von der Vehemenz, mit der dieser Fremde in ihr Leben eingriff. Zum erstenmal fühlte sie die schicksalhafte Macht eines Menschen, dessen Willenskraft die ihre übertraf. Mit ihrer instinktiven Reaktion suchte sie bei Bruder Rée Hilfe, doch dieser war der Aufgabe nicht gewachsen. Wenn er ihre Bitte abgeschlagen hätte, sich weiterhin mit Andreas treffen zu dürfen, so hätte er vielleicht ihre Freundschaft gerettet, vielleicht sogar Lous Liebe gewonnen. Als sie bei Rée keine Hilfe fand, schickte sie sich in das, was ihr eine Fügung des Schicksals schien, Schicksal nicht in dem Sinne, dass sie in ihrem sechsundzwanzigsten Lebensjahre endlich den unwiderstehlichen Liebhaber gefunden hätte – sie betont, sie wäre nicht durch ein plötzliches sinnliches Verlangen überwältigt worden –, sondern Schicksal als tragische Verstrickung mit dem Leben eines anderen, Schicksal als elementare Kraft, der man sich nicht widersetzen kann. Noch am Ende ihres Lebens erschauerte sie, wenn sie an den Zwang dachte, unter dem sie Andreas' Heiratsantrag annahm. Sie fühlte das Unwiderrufliche des Schritts, der sie nicht nur ihrem Freund Rée, sondern auch ihrem eigenen Selbst entfremdete.

Der Mann, der eines Tages unangemeldet bei ihr läutete und sich als Friedrich Carl Andreas vorstellte, wirkte zunächst keineswegs wie ein Bote des Schicksals. Er machte einen eher ruhigen als ungestümen Eindruck, mit dem gemessenen Auftreten eines Gelehrten und der äusseren Erscheinung eines Mönches. Das von dichtem schwarzem Bart und schwarzem Haar eingerahmte und von dunkelbraunen Augen beherrschte Gesicht hatte etwas fremdartig Anziehendes, Andreas' Gestalt dagegen wirkte unscheinbar. Er war untersetzt, einige Zentimeter kleiner als Lou, und sah in dem schwarzen Umhang, den er trug, wie ein Vogel aus. Viel-

leicht war es dieser erste Eindruck eines plötzlich vor ihre Tür geflatterten seltsamen Vogels, der sie veranlasste, ihn hereinzubitten. Auf spontane Handlungen antwortete sie stets mit der ihr eigenen arglosen Spontaneität und war oft überrascht, wenn sich dadurch ernste Komplikationen ergaben. Dass sie sich jedoch lebenslang an diesen Fremden binden wollte, war ihr später völlig unverständlich. Sie konnte es sich nur dadurch erklären, dass weder sie noch Andreas für die Folgen ihrer Begegnung verantwortlich waren, dass alles das Schicksal so bestimmt hatte.

Andreas stand in der Mitte seines Lebens, als er Lou begegnete, und hatte einen weiten Weg hinter sich, als ob er vom anderen Ende der Welt käme. Seine Lebensgeschichte klingt wie ein Märchen aus *Tausend und einer Nacht*.

Er stammte aus Niederländisch-Indien, wo sich sein Grossvater mütterlicherseits zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts niedergelassen, als tüchtiger Arzt Wohlhabenheit erworben und sich später mit einem zarten Malaienmädchen verheiratet hatte. Andreas' Mutter, die Frucht dieser ungewöhnlich harmonischen Verbindung zwischen Ost und West, heiratete den Spross einer alten persischen Familie königlichen Geblüts, der *Bagra-tuni*. Die Seitenlinie, der er angehörte, war in einer Familienfehde besiegt und gezwungen worden, auf Titel und Namen zu verzichten. Man nannte sie bei ihren Vornamen – Andreas. Der Junge mit diesem reichlich exotischen Erbe kam 1846 in Batavia auf der Insel Java zur Welt, wo er auch die ersten sechs Jahre seines Lebens verbrachte. Dann kehrte die Familie nach Deutschland zurück und liess sich in Hamburg nieder.

Der junge Andreas erhielt zunächst Privatunterricht und besuchte dann ein Internat in Genf, wo *er* eine ausgezeichnete humanistische Erziehung genoss. Bald fiel er durch ungewöhnliche Sprachbegabung auf: zu Hause hatte er Deutsch und Englisch und wahrscheinlich auch etwas Holländisch gelernt; in Genf vervollkommnete er sein Französisch und lernte Latein und Griechisch. Sein Interesse für Sprachen war jedoch nicht nur philologisch begründet, es begriff das weite Gebiet der historischen, geographischen, ethnischen und wirtschaftlichen Aspekte mit ein, die das Gesamtbild eines Kulturkreises bestimmen. Er hielt die Sprache für einen wichtigen Schlüssel zum Verständnis des Lebens eines Volkes, einen Schlüssel, der sorgfältig und präzise gehandhabt werden muss.

In diesem Geist hatte er sich nach der Abschlussprüfung am Genfer Gymnasium an den Universitäten Halle, Erlangen, Göttingen und Leipzig seinen Sprachstudien gewidmet. Er konzentrierte sich auf das Persische, die Sprache seiner Vorfahren, und erwarb 1868 mit einer Dissertation über

das mittelpersische Schrift- und Lautsystem an der Universität Erlangen den Doktorgrad. Ausserdem studierte er Biologie und besuchte medizinische Vorlesungen, wodurch er sich Kenntnisse erwarb, die ihm bei seinen späteren Reisen im Orient gut zustatten kamen. Im Anschluss an seine Studienzeit verbrachte er zwei Jahre in Dänemark, untersuchte dort in der Kopenhagener Bibliothek unveröffentlichte persische Manuskripte und gewann tiefen Einblick in die Entwicklungsgeschichte der persischen Schrift. Er knüpfte auch persönliche Beziehungen zu führenden dänischen Orientalisten wie Westergaard, Fausbøll, Trenckner und Thomsen an und lernte Georg Brandes kennen, der ihn in die skandinavischen Sprachen und Literaturen einführte.

Der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges nötigte ihn zur Rückkehr nach Deutschland, er wurde eingezogen und nahm an der Schlacht von Le Mans teil. Bei Kriegsende ging er an die Universität Kiel, wo er mit der Veröffentlichung seiner Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der P»zZ?/ew/-Sprache seine akademische Laufbahn zu beginnen hoffte. Er war völlig vertraut mit dem grossen Komplex textkritischer und sprachtheoretischer Probleme, denen die altorientalische Sprachwissenschaft gegenübersteht, und hatte auf seinem Spezialgebiet wohl kaum einen Konkurrenten. Und dennoch zögerte er nach zweijähriger unermüdlicher Arbeit immer noch, seine Forschungen zu veröffentlichen, nicht etwa, weil er sein Wissen für ungenügend hielt, sondern weil sein Wissen seine Beweiskraft überstieg. Er stand damals, wie sein ganzes Leben lang, jenem tragischen Dilemma gegenüber, das bei ungewöhnlich begabten Gelehrten nicht selten ist: der Kluft zwischen Wissen und Beweiskraft, zwischen intuitiv vermittelten Einsichten und der Notwendigkeit, die Tatsachen schrittweise darzulegen, die zu diesen Einsichten geführt haben. Ein vorübergehender Ausweg aus diesem Dilemma bot sich ihm damals durch ein Ereignis, das seine theoretischen Kenntnisse durch praktische Erfahrungen zu ergänzen versprach: das preussische Kultusministerium kündigte eine Expedition nach Persien an, die astronomische Beobachtungen über den Lauf des Planeten Venus machen sollte. Andreas wandte sich an das Ministerium mit der Bitte, der Gruppe von Wissenschaftlern zugeteilt zu werden, die man für diese Expedition ausgewählt hatte. Sein Memorandum über die Wichtigkeit einer Untersuchung mittelpersischer sassanidischer Inschriften an Ort und Stelle war «eine Arbeit von musterhafter Klarheit und solchem Weitblick, dass sie noch jetzt, da diese Forschungen weit fortgeschritten sind, als Einführung in diese Studien nütz-

lich sein könnte»<sup>38</sup>. Die Denkschrift hatte den gewünschten Erfolg: Andreas wurde zum archäologischen Vertreter der Expedition ernannt und erhielt dadurch die Gelegenheit, die Heimat seiner Väter zu besuchen.

Die Reise war mit vielen unvorhergesehenen Schwierigkeiten verbunden. Nachdem sich Andreas im Juli 1875 nach Indien eingeschifft hatte, um auf diesem Wege Persien zu erreichen, erlitt er in Bombay einen heftigen Choleraanfall und wurde monatelang aufgehalten. Zwar benutzte er die Unterbrechung, um die religiösen Bräuche der Parsen zu studieren, der Nachkommen jener Perser, die im siebten und achten Jahrhundert nach Indien geflohen waren, als er aber schliesslich im Januar 1876 in Persien eintraf, war die Arbeit der Expedition fast beendet. Andreas' Berichte nach Berlin wurden missverstanden, er erhielt Anweisung, nach Hause zurückzukehren. Doch seine Antwort war ein trotziges Nein, er beschloss – obschon mittellos – auf eigene Kosten in Persien zu bleiben. Sechs Jahre lang schlug er sich dort recht und schlecht durch, indem er Sprachunterricht gab, als Heilpraktiker auftrat und gelegentlich sogar eine offizielle Stellung bekleidete – so war er eine Zeitlang im persischen Postdienst tätig. Seine ausgedehnten Reisen führten ihn in alle Teile des Landes und gaben ihm Gelegenheit, Forschungen über die verschiedenen persischen Dialekte anzustellen, die für seine späteren Arbeiten über die Entwicklungsgeschichte der persischen Sprache von grossem Wert waren. Neben Sprachstudien führte er auch weitläufige Untersuchungen auf historischen, archäologischen und naturwissenschaftlichen Gebieten durch, und er lernte die Flora und Fauna des Landes kennen. So wurde er ein Fachmann auf einem so entlegenen Gebiet wie der Reptilienkunde, sammelte viele seltene Arten und brachte sie nach Deutschland mit.

Als Heilpraktiker erwarb er eine fast legendäre Berühmtheit. So soll er einmal einem Kinde, das an einer der im Vorderen Orient häufigen Augenkrankheiten litt, dadurch die Sehkraft gerettet haben, dass er den zähen Eiter, der beide Augen mit einer dicken Schicht überzogen hatte, ohne Zögern mit Silbernitrat wegbrannte. Ein andermal soll er einen Fürsten in Beludschistan von einer Geschlechtskrankheit durch eine selbstgebraute, aus einer orientalischen Pfefferart gewonnene Medizin geheilt haben. Solche Taten verschafften ihm den Ruf eines Weisen und öffneten ihm den Zugang zu den herrschenden Familien des Landes. Sie luden ihn manchmal zu einem Abend in ihre Rosengärten ein, wo er dem Vortrag eines Hafiz-Sängers lauschen und tanzende Mädchen bewundern konnte. Dann erblühten Glanz und Poesie von Persiens goldenem Zeitalter zu neuem

Leben, die Probleme der Auslegung wurden unwesentlich, und der Geist seiner königlichen Vorfahren erwachte in ihm. Er brauchte nicht mehr mühsam alte Texte aufzuschlüsseln, in farbiger Gegenwart erlebte er die Vergangenheit seines Volkes.

Besonders tief beeindruckte seinen westlich orientierten Geist die in Persien noch erkennbare mythische Einheit von Mensch und Tier. So wurde er durch einen jungen Perser, der Löwen in Berghöhlen aufspürte und sie, nur mit einem Dolch bewaffnet, zum Kampf auf Leben und Tod herausforderte, an ähnliche Szenen auf assyrischen Bandreliefs erinnert. In der Gegenwart dieses Löwenjägers, der ihm stolz die Narben seines gefährlichen Sports zeigte, spürte Andreas die tiefe ursprüngliche Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier. Immer mehr passte er sich der orientalischen Lebensweise an, lernte die Sitten des einfachen Volkes, lebte im Freien und entwickelte ein erstaunliches Talent in der Nachahmung von Tierstimmen. Später in Deutschland überraschte er manchmal seine Freunde damit, dass er bei Tagesanbruch mit den geschmeidigen Bewegungen eines animalischen Wesens durch den Garten schlich und mit seinen Rufen eine Heerschar von Vögeln aus dem Schlaf weckte. Um die Wachsamkeit seines Hundes auf die Probe zu stellen, zog er einmal seine Kleider aus und versuchte sich ungesehen an das Tier heranzuschleichen. Als der Hund, verwirrt, weil er seinen Herrn noch nie nackt gesehen hatte, ihn nicht angriff, sondern nur knurrend zurückwich, lachte Andreas laut auf und zog das Tier zärtlich an sich.

Solche Vorfälle machten Andreas bei seinen Freunden beliebt, seinen wissenschaftlichen Ruf förderten sie nicht. Als er nach sechsjährigem Aufenthalt in Persien im Januar 1882 als Reisebegleiter des Fürsten Ihtisameddaule nach Deutschland zurückkehrte, war er in der Vollkraft seines Lebens ohne Anstellung und ohne akademische Beziehungen. Ausserdem hatte die grelle Sonne, der er jahrelang ausgesetzt gewesen war, seine Sehkraft geschädigt. Er musste sich längere Zeit schonen und konnte nicht daran denken, seine Forschungen fortzusetzen.

Daher gab er, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, in Berlin preussischen Offizieren und Kaufleuten Privatunterricht in Türkisch, Persisch und Arabisch. Auch war er eine Zeitlang an der Berliner Militärakademie tätig, unterrichtete türkische Offiziere in Deutsch und verfasste auf Antrag eine – von Fachleuten beifällig aufgenommene – längere Arbeit über das Wirtschaftspotential des Vorderen Orients. Bismarcks Interesse für dieses strategisch wichtige Gebiet und sein Bestreben, gut ausgebildete diploma-

tische und militärische Vertreter dorthin zu schicken, führten 1887 zur Gründung des Instituts für orientalische Sprachen in Berlin. Andreas erhielt den Lehrstuhl für Persisch, später auch für Türkisch, und seine Zukunft schien nun endlich, da er einundvierzig Jahre alt war, gesichert zu sein.

In dieser Periode seines Lebens begegnete er Lou. War ihre Begegnung schicksalhaft für sie, so war sie es nicht weniger für Andreas. Wir wissen nicht, warum er sie aufsuchte; vielleicht hatte er ihr Buch gelesen, vielleicht hatte ihm einer seiner Freunde von dieser ungewöhnlichen jungen Russin erzählt. Wie Nietzsche vor ihm und wie viele andere Männer nach ihm war Andreas vom ersten Moment an entschlossen, sie für sich zu gewinnen. So viel sie ihm auch von ihrer Abneigung gegen die Ehe und von ihrer Freundschaft mit Rée erzählte – und daraus machte sie nie einen Hehl –, Andreas liess sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Im Gegenteil, je hartnäckiger sie sich seinen Annäherungsversuchen widersetzte, desto entschlossener umwarb er sie und erklärte sich sogar damit einverstanden, dass sie in der Ehe ihre Freundschaft mit Rée weiterführen dürfe. Es muss ihn, den leidenschaftlichen und stolzen Mann, der, stark verwurzelt in der orientalischen Tradition, die völlige Unterwerfung der Frau unter den Willen des Mannes forderte, ein grosses Mass an Selbstüberwindung gekostet haben, auf eine solche Bedingung einzugehen. Dass er sich trotzdem dazu bereitfand, zeigt, wie sehr er Lou liebte und wie fest er daran glaubte, dass er ihre Liebe erringen könne.

Diese Überzeugung sei tragisch, fast ungeheuerlich gewesen, meint Lou im *Lebensrückblick*, und sollte tragische Folgen haben. Denn in dem verzweifelten Bemühen, Lou seine Liebe aufzuzwingen, liess sich Andreas zu einer Tat hinreissen, durch die er sie zwar gewann, aber zugleich für immer verlor: er versuchte sich das Leben zu nehmen.

«Später fiel mir oft ein», schreibt Lou im *Lebensrückblick*, «wie am Vorabend unserer Verlobung beinahe ein trügerischer Schein des Mörderischen auf mich hätte fallen können. Mein Mann trug, für abendliche Heimgänge in seine damals sehr entlegene Wohnung, ein kurzes, schweres Taschenmesser bei sich. Es hatte auf dem Tisch gelegen, an dem wir uns gegenüber-sassen. Mit einer ruhigen Bewegung hatte er danach gegriffen und es sich in die Brust gestossen. Als ich, halb von Sinnen auf die Strasse stürzend, von Haus zu Haus nach dem nächsten Wundarzt auf der Suche, von eilig mit mir Gehenden über den Unfall befragt wurde, hatte ich geantwortet, jemand sei in sein Messer gefallen. Während der Arzt den auf den Boden

gesunkenen Bewusstlosen untersuchte, machten ein paar Silben und seine Miene mir seinen Verdacht deutlich, wer hier das Messer gehandhabt haben mochte.»<sup>39</sup>

Andreas blieb am Leben, weil die Klinge zugeschnappt war, als ihm das Messer aus der Hand fiel. Die Folge dieser übereilten Tat war eine tiefe, dreieckige Wunde, die nur langsam heilte.

Wir wissen nicht, warum er sich das Leben nehmen wollte; der Umstand jedoch, dass er am Vorabend seiner Verlobung zum Messer griff, gibt zu denken. Lou hat immer betont, er habe sie zur Heirat gezwungen. Hatte sie ihm gerade ihr endgültiges Nein gesagt, als er das Messer gegen sich selbst richtete? Wo immer der Grund zu suchen ist, es steht fest, dass Andreas' Selbstmordversuch Lou bestimmte, seinen Heiratsantrag anzunehmen; gleichzeitig war sie jedoch fest entschlossen, sich nicht zwingen zu lassen, seine Frau zu werden. Die blutige Tat fesselte sie aneinander wie mit unlösbaren Ketten, ein halbes Jahrhundert lang war Lou dem Namen nach Andreas' Frau, aber alle seine Versuche, die Ehe wirklich zu vollziehen, scheiterten an ihrem trotzigen Nein.

Dadurch wurden die ersten Jahre ihrer Ehe zu einer Hölle. Lou erwähnt Augenblicke höchster Verzweiflung, in denen sie beide daran dachten, allem ein Ende zu machen. Andreas, ein heissblütiger, erfahrener Mann, war zu Beginn der Ehe fest überzeugt, dass es ihm gelingen werde, den Widerstand seiner jungen Frau zu brechen. Lou berichtet, er habe sie einmal, als sie schlief, einem plötzlichen Impuls folgend, zu überrumpeln versucht. Noch halb im Schlaf, habe sie ihm die Hände fest um die Kehle gedrückt, bis sein Keuchen sie vollends aufgeweckt habe. Zu ihrem Entsetzen habe sie beim Erwachen bemerkt, dass sie im Begriff gewesen sei, ihn zu erwürgen.

Bei jeder Erklärung für Lous hartnäckige Weigerung, ihrem Mann die ehelichen Rechte zu gewähren, muss eine Möglichkeit von vornherein ausgeschlossen werden: sie war weder prüde noch gefühlkalt und sah in der körperlichen Verbindung den natürlichen Höhepunkt des Liebeslebens. Der Grund, warum sie sich ihrem eigenen Mann nicht hingeben konnte, mag einerseits in dem Schock zu suchen sein, den sie durch seine heftigen Annäherungsversuche erlitt, andererseits in der Tatsache, dass sie in ihm weniger den Gatten als den Vater erblickte. Andreas war fünfzehn Jahre älter als Lou und hätte auf Grund seiner viel reicheren Erfahrung tatsächlich ihr Vater sein können, vielleicht hatte er auch gewisse Eigenschaften des Charakters und Gemüts mit General von Salomé gemein. Lou

erwähnt, dass er sie manchmal «Töchtling» nannte, während sie für ihren Mann den Ausdruck «Alterchen» gebrauchte<sup>40</sup>. Dies verrät die Ambivalenz ihrer Gefühle. Zweifellos empfand sie Zuneigung für ihn und wollte ihn nicht verletzen, aber seine Annäherungsversuche erweckten in ihr ein Gefühl der Angst, als solle sie Blutschande begehen. Ihre Weigerung, sich ihm hinzugeben, ist also nicht einfach als Trotz oder Eigenwilligkeit zu verstehen, auch nicht als Sadismus, wie behauptet worden ist<sup>41</sup>, sondern als eine tief im Unterbewusstsein wurzelnde Furcht, die unüberwindlich war. Genauso verwickelt ist die Frage, warum sich Andreas nicht am Ende in das Unvermeidliche fügte und in die von Lou gewünschte Scheidung einwilligte. Diese Möglichkeit scheint er nie erwogen zu haben.

«Ich kann nicht aufhören zu *wissen*, dass Du meine Frau bist», antwortete er, als sie ihm die Scheidung vorschlug<sup>42</sup>. Lou betont, dass seinen Worten keine Spur von Bitterkeit anhaftete; er habe einfach eine für ihn unwiderfliche Tatsache festgestellt.

Der Höhepunkt der ersten spannungsgeladenen Jahre ihrer Ehe kam, als Lou den Schriftsteller und Politiker Georg Ledebour kennenlernte. Sie wurde von diesem willensstarken Mann in eine heftige Gefühlsverwirrung gestürzt; er gestand ihr seine Liebe und gab ihr gleichzeitig klar zu verstehen, dass ihre Ehe eine Täuschung sei – und nicht nur, weil sie keinen Ehering trage. Entsetzt fragte sich Lou, woher er dieses Wissen habe, denn nur ihr Mann kannte das schmerzliche Geheimnis ihrer Ehe. Ledebours kraftvolle Persönlichkeit und seine starke Liebe berührten sie tief, einen Augenblick schwankte sie und fragte sich, ob sie seinem Werben nicht doch nachgeben solle. Aber dann vergegenwärtigte sie sich, dass das leidenschaftliche Temperament ihres Mannes jeden Gedanken an eine heimliche Verbindung ausschloss. Andreas hätte sich schrecklich gerächt, wenn er davon erfahren hätte. Als er Lous Gefühle erriet, zwang er sie, ihre Freundschaft mit Ledebour abzubrechen.

Lou fügte sich diesem Zwang, aber in den folgenden Monaten trat ihre tragische Ehe in eine neue Phase ein. Ein harter Kampf entspann sich zwischen den beiden so schicksalhaft verknüpften Menschen. Lou setzte dem Willen ihres Mannes ihre eigene Kraft entgegen und forderte ihre Freiheit. Da Andreas nach wie vor eine Scheidung verweigerte, willigte sie nur unter der Bedingung in die Fortführung der Ehe ein, dass er ihrem Privatleben keinen Zwang auferlegte und sie den Eingebungen ihres Herzens folgen liess. Um einer solchen «Ehe» Aussicht auf Erfolg zu verleihen, musste Lou ihrem Mann dieselben Rechte zugestehen, die sie für sich selbst

beanspruchte, und beim ersten Anzeichen einer Gefährdung den gemeinsamen Haushalt verlassen. Nach monatelangen harten Kämpfen kam es zu einer Art Vereinbarung, derzufolge Lou zwar äusserlich gebunden, innerlich aber frei war. Es folgten nun die Jahre ihrer langen Reisen durch Europa.

Für Andreas waren es Jahre der bittersten Enttäuschung. Alles misslang ihm: seine Arbeit am Institut fand kein Verständnis bei seinen Vorgesetzten, man warf ihm vor, er habe die Praxis des Sprachunterrichts zu sehr vernachlässigt und sich zu ausschliesslich auf die Forschung konzentriert; es wurde ihm bedeutet, dass die Hauptaufgabe des Instituts in der Ausbildung von Diplomaten und Geschäftsleuten, nicht von Gelehrten bestehe und dass er sich entweder anpassen oder nach einer anderen Beschäftigung umsehen müsse. Zu Auseinandersetzungen führte seine Behauptung, es gebe keine andere Möglichkeit, als den Sprachunterricht in einem Gesamtprozess zu verstehen, bei dem man auch den historischen, archäologischen und literarischen Faktoren die nötige Aufmerksamkeit widmen müsse. Man machte Andreas klar, dass für solch utopische Problemstellungen keine Zeit sei, da Deutschland Fachleute im nahöstlichen Handel und in der Nahostpolitik brauche. Aber Andreas liess sich durch solche Argumente nicht beirren. Er hatte die geringschätzigere Einstellung des Orientalen zur schnellen Erledigung vordringlicher Aufgaben und setzte sich sorglos über Zeitpläne und Termine hinweg, so dass seine Stellung am Institut unhaltbar wurde. Er glaubte an Intrigen und wurde in einen Rechtsstreit mit dem preussischen Kultusministerium wegen seiner Abfindung verwickelt. Obwohl er diesen Prozess gewann, verringerten sich dadurch seine Chancen, in Zukunft an einer Universität oder einer anderen vom Staat unterhaltenen höheren Lehranstalt eine Anstellung zu finden. Er war wieder gezwungen, Privatstunden zu geben und im Auftrag von Firmen und Handelszeitschriften Artikel zu schreiben – eine sehr prekäre Existenzgrundlage, die ihn kaum selbst ernährte, geschweige denn einen Haushalt erlaubte. Glücklicherweise wurde Lou von ihrer Familie noch finanziell unterstützt, auch ihre Arbeiten für literarische Zeitschriften, denen sie sich jetzt ernsthaft widmete, brachten etwas ein. Aber das Gefühl, teilweise von seiner Frau unterhalten zu werden, muss für Andreas bedrückend gewesen sein. Selbst in dieser Beziehung war Lou von ihm unabhängig und brauchte ihn nicht um Geld zu bitten, wenn sie auf Reisen gehen wollte.

Andreas begleitete sie ab und zu, blieb jedoch meistens in der Berliner

Wohnung zurück, betreut von einer von Lou bestellten Haushälterin. Diese Frau Marie, ein einfaches, anspruchsloses Wesen, wurde zu einem notwendigen Teil des Haushalts und übernahm vermutlich alle Pflichten Lous. Als Andreas im Jahre 1903 den Lehrstuhl für westasiatische Sprachen an der Universität Göttingen erhielt und damit endlich seine akademische Laufbahn antreten konnte, zog Marie mit um und wurde Wirtschafterin im Haus am Hainberg. Sie brachte zwei uneheliche Kinder zur Welt, von denen eines, sehr zum Kummer von Andreas, jung starb. Das andere, Mariechen, wuchs heran und heiratete, wohnte aber weiterhin, selbst nach dem Tode ihrer Mutter und Andreas', bei Lou. Als Lou 1937 starb, stellte sich heraus, dass sie Mariechen zu ihrer Haupterbin ernannt hatte.

Andreas war dreiundvierzig Jahre lang mit Lou verheiratet und starb 1930, vierundachtzigjährig, nach einem Leben, das ebenso reich an Paradoxien verlief wie seine Ehe. Nie konnte er die Hemmungen überwinden, die ihn schon am Anfang seiner akademischen Laufbahn daran gehindert hatten, seine bedeutenden wissenschaftlichen Funde zu Papier zu bringen. Es scheint, dass die westliche Tradition des analytischen Gelehrtentendens seinem stark intuitiven Geist nicht entsprach. Hinzu kam, dass er als Perfektionist der Arbeit alles Unfertige, Undurchdachte, Übereilte hasste. Sein Leben lang trug er sich mit dem Plan, die Ergebnisse seiner Forschungen zu veröffentlichen, aber sein Hauptwerk blieb ungeschrieben, es gelang ihm nicht, die Kluft zwischen Intuition und Analyse zu überbrücken. Seinen veröffentlichten Arbeiten fehlt es oft an detaillierter Beweisführung, da er es unter seiner Würde hielt, Dinge darzustellen, die er als bekannt voraussetzte. Seine Fachkollegen waren anderer Meinung und sprachen geringschätzig von den «okkulten Studien», die in Göttingen getrieben würden<sup>43</sup>. Dass er seine Vorlesungen zu Hause und dazu noch nachts hielt, war für seine Göttinger Kollegen ein weiterer Grund zu abfälligen Bemerkungen. Die kleine Schar seiner Studenten dagegen, mit denen er oft die ganze Nacht hindurch arbeitete, verehrte ihn sowohl als Lehrer wie als Menschen. Einer von ihnen hat eine anschauliche Darstellung des ersten Eindrucks gegeben, den Andreas auf ihn machte, als er sich zu einem Seminar in persischer Philologie anmeldete:

«In dem hellen Zimmer, das durch grosse Fenster weiten Ausblick nach Südwesten über das Göttinger Tal und die gegenüberliegenden Hügel gewährte, empfing mich der untersetzte, schwarzhaarige, schwarzbärtige Mann wie einen alten Bekannten (er hatte wohl von Wackernagel von mir

gehört). Vor mir lag das Avesta aufgeschlagen, von dem ich keinen Buchstaben lesen konnte, und Andreas strich sich durchs Haar: ‚Wann haben die Kerle lang i und wann kurz i gesetzt? Das kann ich nicht herauskriegen. Wissen Sie Rat? Können Sie weiterhelfen?‘ Ich wusste so viel als irgendein Leser dieser Blätter; es war ein Problem, das ihn augenblicklich beschäftigte, ich sollte daran mitforschen, und wusste nicht, was gemeint sei (das Problem selber ist mir heute noch ungelöst). Und dann wirbelten mir aramäische Papyri aus Ägypten, sassanidische Münzen, chinesische Reisende, Jacob Grimm und die Frühwerke von Franz Bopp, byzantinische Historiker, Pahlewi-Kursive und mittelpersische Inschriften um den Kopf. Ganz benommen wankte ich nach einigen Stunden davon, aber doch glücklich und gehoben.»<sup>44</sup>

Nach dieser ungewöhnlichen Methode bildete Andreas einige seiner Schüler zu Orientalisten von europäischem Rang aus, und viele seiner Forschungsergebnisse fanden Niederschlag in den Arbeiten seiner Studenten. Und doch besteht kein Zweifel, dass er den Mangel an eigenen Veröffentlichungen beklagte. Er machte seiner Enttäuschung oft dadurch Luft, dass er sich sehr abfällig über Kollegen aussprach: sie hätten nichts Besseres zu tun, als ihre unreifen Ideen drucken zu lassen. Bei solchen Gelegenheiten konnte er sogar seinen Studenten gegenüber sehr bissig werden. Er sagte dann, dass *der* Soundso wieder einmal ein nettes Stück Papier beschert oder *der* Soundso schon wieder eine öffentliche Indiskretion begangen habe. Der Gebrauch des bestimmten Artikels *der* vor einem Namen wurde allmählich für ihn so typisch, dass sich ein junger französischer Gelehrter, der eine Zeitlang mit Andreas arbeitete, ernstlich fragte, ob der Artikel im Deutschen immer eine abschätzige Bedeutung habe.

Aber solche Ausbrüche waren nur von kurzer Dauer. Andreas war eine viel zu vitale Natur, um sich lange über sein Missgeschick zu ärgern. Ausserdem glaubte er, dass die Zeit zur schriftlichen Darstellung schon kommen werde und dass man die Dinge nicht überstürzen dürfe. Noch an seinem achtzigsten Geburtstag überraschte er die Gratulanten, Kollegen und Studenten mit einer langen Liste von Problemen, an denen er arbeitete und die ihn, wie er sagte, noch mindestens fünfzig Jahre beschäftigen würden. Die jugendliche Frische und Spannkraft seines Geistes halfen ihm über die vielen Enttäuschungen seines Lebens hinweg. Nie gab er sich geschlagen: darin lag das Geheimnis seiner Persönlichkeit. Der Problematik seines Lebens und seiner Ehe entschlossen den Rücken kehrend, versenkte er sich in die Vergangenheit einer alten Kultur. Dort war seine Heimat,

dort fand er seinen Frieden. Und als die schweren Jahre seiner Ehe vorüber waren, konnte er mit Genugtuung feststellen, dass er alle seine Rivalen überdauert hatte. Hatte er auch, im Gegensatz zu anderen, Lou nie besessen, so hatte er sie auch nie verloren. Denn am Ende kehrte sie immer wieder zu ihm zurück.

## DER WEG IN DIE FREIHEIT

«Es war einmal eine Bodenkammer. Niedrig zogen sich die abgeschrägten Wände zu den Bretterdielen herab, und das Tageslicht musste sich seinen Weg mühsam durch spinnwebbedeckte Dachluken und Ritzen suchen. Aber über die Dielen war sorgfältig frisches Stroh gebreitet und eine mit Wasser gefüllte Tonne stand darauf. Denn in der Bodenkammer hielten die Menschen allerlei Tiere gefangen und entwöhnten sie durch ihre Zucht und Pflege dem freien Naturleben.»<sup>45</sup>

So beginnt ein Märchen, das Lou während der ersten schwierigen Jahre ihrer Ehe als Einführung zu ihrem Buch *Henrik Ibsens Frauengestalten* schrieb. Unter den gefangengehaltenen Tieren – Hühnern, Vögeln, Tauben, Kaninchen – ist, wie sie weitererzählt, eine Wildente, das edelste und erbarmenswertigste aller ihrer Freiheit beraubten Tiere. Und dann beschreibt Lou in sechs kurzen Abschnitten, was geschieht, wenn der angeborene Freiheitsinstinkt der Wildente aufbegehrt gegen die Mächte, die sie gefangenhalten. Diese sechs Abschnitte entsprechen den sechs Kapiteln ihres Buches, die von Nora (*Nora oder ein Puppenheim*), Frau Alving (*Gespenster*), Hedwig (*Die Wildente*), Rebekka (*Rosmersholm*), Ellida (*Die Frau vom Meere*) und Hedda (*Hedda Gabler*) handeln. Lou stellt fest, dass Ibsen für das Problem der Freiheitssuche in der Gefangenschaft sechs verschiedene Lösungen bietet.

Im ersten Falle handelt es sich um eine Wildente, die als junger Vogel zu den Haustieren gekommen ist. Sie kennt ihre Herkunft nicht und wächst in der Bodenkammer auf, als sei dies ihre heimische Umgebung. Wenn sie auch gelegentlich spürt, dass die wirkliche Welt erst draussen beginnt, so ist sie doch mit ihrem Leben in der Bodenkammer ganz zufrieden, bis eines Tages ein Herbststurm sie an ihre wahre Natur erinnert. Da breitet sie auf einmal die Flügel aus, verlässt das behagliche Gefängnis und schwingt sich in den weit offenen Himmel empor. Das ist die Analogie zu Noras Erlebnis. Ibsens zweite Möglichkeit handelt von einer Wildente, die sich mit ihrem

Schicksal in der Bodenkammer abgefunden hat, die weiss, dass sie ein unechtes – ein Schein-Leben führt, aber nicht die Kraft besitzt, dagegen aufzubegehren. Kein Herbststurm erinnert sie an die verlorene Freiheit. Nur in ihren Träumen weiss sie, dass die wirkliche Welt draussen existiert. Langsam in der Gefangenschaft dahinsiechend, träumt sie von dem wirklichen Dasein, an dem sie hätte teilhaben können. Das ist die Geschichte der Frau Alving in den *Gespensstern*. Für sie gibt es keine Zukunft, keine rettende Gnade, sondern nur einen trauervollen Blick in die Erinnerung, auf ein Leben voll grausam enttäuschter Hoffnungen.

Eine dritte Antwort behandelt das Schicksal der Wildente, die in der Bodenkammer Zuflucht gesucht hatte, weil sie draussen verletzt worden war. Sie hat sich mit den anderen Tieren angefreundet, vor allem mit einem jungen, blinden Singvogel. Während die Wildente in der Gefangenschaft allmählich dick und träge wird, verliert sie das Verlangen nach Freiheit. Nichts mahnt sie mehr an das ungebundene Leben, das sie einst führte, nichts ausser dem lieblichen Gesang eines kleinen Vogels. Schliesslich glaubt nur er noch an die Freiheitssehnsucht der Wildente. In dem Bemühen, seine Freundin wachzurütteln, vergisst er seine Blindheit, breitet die Flügel aus und versucht davonzufliegen. Er verfängt sich aber im Gerümpel der Bodenkammer, stürzt mit gebrochenen Flügeln zu Boden und stirbt. Das ist die Geschichte der Hedwig in *Die Wildente*. Ihre Liebe zu Hjalmar gleicht der Liebe des kleinen Vogels zu der Wildente, mit ihrem Selbstmord versucht sie vergeblich, das zu befreien, was an Grosse in ihm ist.

Die vierte Möglichkeit wird an einer Wildente aufgezeigt, die in die Welt der Bodenkammer eingedrungen ist und sich zum Herrn über die anderen Tiere aufschwingt, da sie die Umgebung an Stärke und Rücksichtslosigkeit übertrifft. Anstatt Widerstand zu leisten, antworten die zahmen Tiere auf ihre Herrschaft mit Liebe. Und das ist die Gefahr: die Zähmung des Wilden, Urwüchsigen durch die Macht der Gewohnheit und der Liebe. Allmählich nimmt die Wildente das Bewusstsein eines Haustieres an und entwickelt ein solches Reuegefühl über die Taten ihrer Vergangenheit, dass sie dafür nur noch durch den Tod büssen kann. Das ist das Schicksal der Rebekka in *Rosmersholm*. Die zügellose wilde Rebekka, die für den Tod der Beate Rosmer verantwortlich ist, bricht mit ihrer Vergangenheit, entsagt dem Ruf der Wildnis und folgt ihrem Opfer ins Grab. Sie stirbt, weil sie ihr Leben nicht mehr nach eigenem Willen bestimmt.

Die fünfte Variante zeigt sich im Schicksal der Wildente, die sich zufällig in die Bodenkammer verirrt hat und sich nicht an die Gefangenschaft ge-

wohnen kann. Vergeblich suchen die anderen Tiere sie aufzuheitern, kaum bemerkt sie, der verlorenen Freiheit nachtrauernd, die anderen. Zuletzt beschliessen die zahmen Tiere, das Bodenkammerfenster zu öffnen und die Wildente fortfliegen zu lassen. Aber da geschieht das Unerwartete: die Wildente bleibt, sie fliegt nicht fort. Jetzt, da sie die Freiheit besitzt, hat die Furcht vor der Gefangenschaft ihre Schrecken verloren. Das ist die Geschichte der Ellida in *Die Frau vom Meere*.

Das ist das Grundproblem aller fünf Stücke. Es führt zu Noras Selbstermanzipation und zu Ellidas freiwilliger Unterordnung. «In beiden Fällen handelt es sich um den Kampf zwischen Ehepflicht und persönlicher Freiheit.»<sup>46</sup>

Und ferner wird in Lous Märchen ein Vogel erwähnt, der weder wild noch zahm ist. Es fehlt ihm der Mut, der ein wirklich freies Geschöpf auszeichnet, gleichzeitig ist er aber auch mit seiner häuslichen Geborgenheit unzufrieden. Sein sinnloses Leben führt zu einem sinnlosen Ende. Darin zeichnet sich der Fall von Hedda Gabler ab. Nur auf Äusserliches bedacht, trügerische Erscheinung, Maske, von Neid und Schadenfreude erfüllt, ist sie die einzige Gestalt ohne Wandlung. Als ihre Liebesaffäre ernst wird und sie die Blossstellung und den Skandal fürchtet, erschiesset sie sich. Nur indem sie ihre Maske zerbricht und das Trugbild zerstört, kann sie beweisen, dass auch in ihr eine Sehnsucht nach Freiheit wohnte, einer Freiheit jedoch, der es an innerer Aufrichtigkeit und zielstrebigem Kraft mangelte, einer Freiheit, die daher leer war.

Man braucht kaum zu betonen, dass Lou an Ibsen und den Problemen seiner Stücke sowohl aus persönlichen wie aus literarischen Gründen interessiert war. Nach ihrer Heirat musste sie sich selbst wie eine Wildente empfinden, die der Freiheit beraubt war. In Ibsens Heldinnen fand sie den Kampf des Weibes um das Recht auf Entfaltung der eigenen Persönlichkeit, ihre eigene Spannung, deren Lösung lange zweifelhaft blieb. Sollte es ihr gleich Ellida gelingen, die ehelichen Pflichten mit der persönlichen Freiheit zu vereinbaren? Oder sollte ihr Leben tragisch enden wie das Rebekkas? Es gab Augenblicke, in denen ihr ein solches Ende als die einzig mögliche Lösung erschien. Mehr als einmal beschloss sie, mit ihrem Gatten aus dem Leben zu scheiden, mehr als einmal trafen beide letzte Verfügungen und waren zum Selbstmord bereit: «Zwei Menschen voll der gleichen Ratlosigkeit und Verzweiflung.»<sup>47</sup>

Lous Beschäftigung mit Ibsen, dessen Stücke ihr Mann für sie deutete, noch ehe deutsche Übersetzungen erschienen waren, brachte sie mit einer avant-

gardistischen Gruppe Berliner Schriftsteller und Verleger in Verbindung, und fünf Jahre nach der Veröffentlichung ihres Romans *Im Kampf um Gott* verfolgte sie allen Ernstes eine literarische Laufbahn. Die Honorare für ihre Artikel, Zeitungsaufsätze und Bücher ermöglichten ihr ausgedehnte Reisen, wodurch sie sich der bitteren Ausweglosigkeit ihrer Ehe entzog. Man kann dieser Flucht vor ihren ehelichen Verhältnissen, die sie in regelmässigen Abständen oft auf längere Zeit unternahm, eine therapeutische Wirkung zusprechen, kann sie als Ausweg aus der Not bezeichnen, wenn sich die Spannung zwischen beiden Partnern dem kritischen Punkt näherte. In gewissem Sinne also förderte Ibsen Lous Emanzipation: es stellte sich heraus, dass es noch eine siebte Lösung für das Schicksal der Wildente gab.

Immer wenn das Leben in der Gefangenschaft unerträglich wurde – vor allem im Frühjahr –, öffnete sie das Bodenfenster und flog davon, manchmal nur für ein paar Wochen, manchmal auf so lange Zeit, dass die anderen sie schon vergessen hatten. Aber eines Tages kam sie dann plötzlich wieder zurück, der Freiheit überdrüssig und sehr froh, wieder in der friedlichen Bodenkammer verweilen zu können. Die anderen hiessen sie willkommen und taten, als sei sie nie fort gewesen. Wenn sie ihnen jedoch von ihren Erlebnissen draussen in der weiten Welt erzählen wollte, wandten sie sich ab und wollten nichts davon wissen.

«Einmal in einer herzbewegenden Stunde», gesteht Lou, «hatte ich an meinen Mann die Frage gerichtet: ‚Darf ich dir sagen, was mir inzwischen geschah?‘ – Rasch, ohne zu zögern oder einer Sekunde Raum für einen weiteren Laut zu lassen, hatte er geantwortet: ‚Nein.‘»<sup>48</sup> So wuchs das grosse ungebrochene Schweigen zwischen beiden, sie lebten zusammen und doch in verschiedenen Welten. Da Andreas gewöhnlich nachts arbeitete und den grösseren Teil des Tages hindurch schlief – er ging meistens zu Bett, wenn Lou aufstand –, sahen sie sich selten, selbst wenn Lou zu Hause war. Nachdem dieser *modus vivendi* von beiden stillschweigend eingeführt worden war, hielt das Band gegenseitiger Achtung ihre Beziehungen zusammen. Vorüber waren die Tage der Verzweiflung, der heftigen Auseinandersetzungen, der schlaflosen Nächte. Seite an Seite lebten und arbeiteten sie, kaum einander bemerkend und doch aneinander gebunden zu einem gemeinsamen Schicksal.

Von innerer Unruhe getrieben, erweiterte Lou in den ersten Jahren der Ehe die Grenzen ihrer persönlichen und geistigen Freiheit. Sie war immer unterwegs, reiste von Berlin nach Paris, von Paris nach Wien, von Wien

nach St. Petersburg, von St. Petersburg nach Stockholm und von dort wieder zurück zu ihrem Mann in Berlin. Der Rhythmus der Zeit spiegelte ihre eigene Ruhelosigkeit wider. Alles begann sich in schnellerem Tempo zu bewegen, das Automobil, die drahtlose Telegraphie, die ersten Flugzeuge tauchten auf.

Während das Bürgertum die technische Entwicklung bewunderte und jede neue Entdeckung als ein Zeichen des Fortschritts begrüßte, war Europas geistige Elite zutiefst beunruhigt. Entgegen den Fortschrittsgläubigen befürchteten sie, dass die Maschine den Menschen nicht befreien, sondern versklaven, dass sie ihn seiner Arbeit berauben und sein Leben entmenslichen werde. Und die Ereignisse schienen ihnen recht zu geben: der schnelle Aufschwung von Industrie und Technik schuf grossen Reichtum für einige, aber Elend und Verzweiflung für viele. Es kam zu Streiks und Aufständen, zu bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Proletariat. Politische Parteien wurden gegründet, die an die Solidarität der Arbeiterklasse appellierten. In ganz Europa entwickelte sich der Sozialismus zu einer politischen Macht.

Lous Suche nach persönlicher Freiheit fiel zusammen mit dem grossen Gärungsprozess in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, mit dem Beginn der sozialen, politischen und geistigen Wandlung, die nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland eine neue Ordnung schuf und als Protest gegen die satte Selbstzufriedenheit des wilhelminischen Bürgertums, ihre fadenscheinige Moral und ihre brutale Ausbeutung der Arbeiterklasse begann: als Protest im Namen der Jugend, der Menschlichkeit und der sozialen Gerechtigkeit. Ein Zentrum dieser Bewegung war Berlin, wo Gruppen sozialrevolutionärer Schriftsteller, Kritiker und Journalisten dramatische Vereinigungen gründeten, um Stücke aufzuführen, die nicht in der Öffentlichkeit gezeigt werden durften. Die nach Pariser Vorbild geschaffene *Freie Bühne* ging auf eine Anregung von Maximilian Harden zurück und wurde 1889 von Otto Brahm, Paul Schlenther und Julius Stettenheim ins Leben gerufen. Ihr folgten bald darauf die *Deutsche Bühne* und die unter der Leitung von Bruno Wille stehende *Freie Volksbühne*. Das Sprachrohr der neuen Bewegung wurde die im Verlag S. Fischer erscheinende Zeitschrift *Freie Bühne für Modernes Leben*, in der die Befreiung des Theaters von kapitalistischer Unterdrückung, der Sozialismus in der Politik und der Naturalismus in der Kunst propagiert und im Namen Ibsens «die Wahrheit des unabhängigen Geistes» gefordert wurde<sup>49</sup>.

Die Führer dieser Bewegung waren Idealisten, Missionare und Schwärmer,

die eine bessere Welt, die Wiedergeburt des Geistes, eine neue Renaissance, verkündeten:

«Auferstehung! Wir leben in einer Zeit der Auferstehung! Die tote Scholle bricht und gebärt Lebendiges. Überall Zeichen . . . Überall der unbewusste, unbeirrbar Prophetengeist, der vor dem Messias geht.»<sup>50</sup>

Lou, stets empfänglich für neue geistige Strömungen, wurde vom Wirbel der Zeit erfasst, trat bald als aktives Mitglied der *Freien Volksbühne* bei und knüpfte ein persönliches, freundschaftliches Verhältnis zu ihren führenden Vertretern an: zu Otto Brahm, Maximilian Harden, Bruno Wille, Wilhelm Bölsche und den Brüdern Hart, die ihrem Roman *Im Kampf um Gott* so unverdientes Lob gespendet hatten. Und sie lernte einige der bekanntesten und umstrittensten Schriftsteller der Avantgarde kennen: Carl und Gerhart Hauptmann, August Strindberg, Arno Holz, Max Halbe, Richard Dehmel und den «Edelanarchisten» aus Schottland, John Henry Mackay, der sich in Berlin niedergelassen hatte. Während Lou mit Rée zusammenlebte, hatte sie die literarischen Bohemiens von Berlin gemieden, jetzt gehörte sie selbst dazu. Die Rebellen waren bezaubert von ihrer Klugheit, ihrer unverhohlenen Verachtung bürgerlicher Vorurteile und nicht zuletzt von ihrem weiblichen Charme. Als häufiger Gast des «Schwarzen Ferkels», dem Stammlokal Strindbergs, wo nächtelang gezecht und debattiert wurde, nahm sie an hitzigen politischen und literarischen Diskussionen teil und schrieb Artikel, Buch- und Theaterkritiken. Kurzum, sie stürzte sich mit dem ihr eigenen Elan in das literarische Leben oder wurde vielmehr hineingerissen, getrieben von dem Wunsch nach Selbstaussdruck und der Absicht, ihren häuslichen Schwierigkeiten zu entfliehen.

Ihr schneller Aufstieg zu literarischem Ruhm beweist jedoch ihr schriftstellerisches Talent und – obwohl sie selbst es abstreitet – ihre gute Kenntnis der modernen Literatur. Einmal war sie mit dem Werk Ibsens vertraut, unter dessen Banner die ersten literarischen Kämpfe der Moderne ausgefochten wurden. Lou selbst eröffnete ihre literarische Laufbahn mit einer Verteidigung Ibsens, indem sie zum ersten Band der *Freien Bühne* im Jahre 1890 zwei Artikel über die *Wildente* beisteuerte. Sodann kannte sie Nietzsche, was ihr bei den von seinen Gedanken stark beeinflussten literarischen Rebellen Berlins den Nimbus einer fast legendären Gestalt eintrug. Ihre Freundschaft mit dem Schöpfer des *Zarathustra* und das dunkle Gerücht von einer «Affäre» zwischen ihr und Nietzsche erhöhten den Reiz ihrer Persönlichkeit und verliehen ihren Schriften zusätzliches Ansehen. Und schliesslich konnte sie sich ihrer russischen Herkunft rühmen, ein be-

trächtlicher Vorteil zu einer Zeit, als man das Gären in der zaristischen Gesellschaft zu bemerken begann und Tolstois sozialrevolutionäre Ideale und die introspektive Kunst Dostojewskis heftig diskutiert wurden. Bei solchen Diskussionen vermochte Lou ihren Standpunkt überzeugend zu vertreten, oft war sie als einzige der Anwesenden seit frühester Kindheit mit den Problemen Russlands vertraut.

Ihre hervorragende Stellung unter den deutschen Schriftstellerinnen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts verdankte sie jedoch nicht allein ihrem umfassenden Wissen, sondern dem neuen Ton, der aus ihren Büchern und Aufsätzen klang, indem sie als eine der ersten ihre eigenen Lebensindrücke, Erfahrungen und Erlebnisse psychologisch auslotete. Paradox formuliert könnte man sagen, dass Lou als Schriftstellerin mit dem Herzen dachte und dem Verstand fühlte, eine Art des Schreibens, die an den Leser grosse Anforderungen stellt. Ein zeitgenössischer Kritiker bemerkte zu Recht: «Die sehr starke Betonung alles Seelischen hat den grösseren Teil der Werke fast allzu sehr der Sphäre des Körperlichen entrückt... es fehlt mit einigen Ausnahmen . . . den Arbeiten die Farbe des festen Lebens.»<sup>51</sup> Gerade aber durch ihr Interesse für psychologische Probleme unterschied sie sich von ihren Zeitgenossen und eilte ihnen voraus. Klingt es nicht wie eine Vorwegnahme von psychoanalytischen Erkenntnissen, wenn sie in einem Artikel über den schöpferischen Impuls (*Vom Kunstaffekt*) schreibt, dass Künstler den gleichen Gefahren ausgesetzt seien, die auch Neurotiker bedrohen, «jene Typen von Menschen mit seelisch unverdauten Lebensresten, die auch nur erleichtert zu werden pflegen, wenn glückliche Umstände oder eine glücklich verlaufende Hypnose sie dazu bringen, sich über die Krankheitsursache, von der sie bewusster Weise nichts ahnten, auszulassen, auszutoben, bis sie aus ihrem Gemüt gleichsam hinausgeschleudert worden ist»<sup>52</sup>. Es war in den neunziger Jahren zweifellos ungewöhnlich, dass eine Frau solche Gedanken ausdrückte. Kein Wunder, dass Lou von ihren Berliner Künstlerfreunden bewundert und umworben wurde. Unter ihnen ist vor allem Gerhart Hauptmann zu nennen, dessen frühe Stücke sie in einem ihrer ersten Artikel für die *Freie Bühne* besprach.

Die Uraufführung von Hauptmanns naturalistischem Drama *Vor Sonnenaufgang* am 20. Oktober 1889 im Lessingtheater war eine Sensation gewesen. Stürme der Entrüstung über dieses «Schnaps- und Zangenstück»<sup>53</sup> waren ausgebrochen, und regelrechte Theaterschlachten entbrannten, die ihren Höhepunkt in dem Augenblick erreichten, als der Kritiker und Arzt Dr. Karsten eine Geburtenzange schwenkte, während einer der Schauspie-

Er nach einer Hebamme rief. Die Ursache dieses Tumults, «ein junger Poet von zarter äusserer Erscheinung und mit einem ausgesprochenen Idealistenkopf»<sup>54</sup>, lebte damals mit seiner wohlhabenden Frau und drei Söhnen in dem Berliner Vorort Erkner, wo ihn Lou oft besuchte. Hauptmanns Ehe war nach aussen hin glücklich, aber innerlich lehnte sich der Dichter, wie viele Künstler, gegen die Rolle eines Familienvaters auf und fühlte sich von seiner Frau missverstanden. Marie Thienemann war zwar eine gute und fürsorgliche Ehefrau, aber für die künstlerischen Probleme ihres Mannes zeigte sie kein grosses Verständnis. Mit Lou dagegen konnte er all seine künstlerischen und menschlichen Probleme besprechen, sie verstand seine schöpferische Unruhe, sein Bedürfnis nach geistiger Anregung, woran es in dem bürgerlichen Milieu seiner Familie mangelte, sie förderte seine dramatischen Entwürfe mit kritischem Rat. In Lous literarischem Nachlass findet sich ein Billett Hauptmanns mit der beschwörenden Bitte: «Liebe und teure Frau, ich muss kommen dürfen!» und der Unterschrift «Gerhart!»<sup>55</sup> Dem dringlichen Ton dieses Satzes nach zu schliessen, muss Lou dem Dichter viel bedeutet haben. Da Lou aber nach ihrer Gewohnheit ihre Freunde bat, vertrautere Briefe zu vernichten, wie sie selbst es auch tat, kann man dies nur vermuten. Genaueres über ihre Freundschaft kann erst gesagt werden, wenn der verschollene Briefwechsel auftauchen sollte, der unzweifelhaft zwischen Lou und Hauptmann bestanden hat. Vielleicht aber lässt sich dem Stück *Einsame Menschen*, das Hauptmann im Sommer 1890, dem Zeitpunkt ihrer engsten Freundschaft, schrieb, ein Hinweis entnehmen. Es behandelt die Lebensproblematik des jungen Gelehrten Johannes Vockerat, der mit einer wohlhabenden, ihm aber geistig unterlegenen Frau verheiratet ist. Sie ist eine gute Mutter und Ehefrau, aber für die tieferen Ursachen des Konflikts im Leben ihres Mannes fehlt ihr jedes Verständnis. In dieser Hinsicht ähnelt sie Marie, der damaligen Frau Hauptmanns, während Vockerat in manchem an den jungen Hauptmann selbst erinnert. Vockerats Unwillen über eine seine geistigen Ansprüche nicht befriedigende Ehegemeinschaft, sein Interesse an den Ideen Darwins und Haeckels, seine gesellschaftskritische Haltung überhaupt – diese und andere Eigenschaften lassen ihn als Hauptmanns *alter ego* erscheinen. Die Vockeratsche Ehe, die trotz der Verschiedenheit der Partner friedlich verläuft, gerät durch den Eintritt Anna Mahrs, einer hübschen und ungewöhnlich intelligenten «Studentin aus Zürich», in Verwirrung. Denn dieses junge Mädchen aus den baltischen Provinzen Russlands verkörpert Vockerats Traum eines idealen weiblichen Wesens. Das Mädchen hat

Philosophie studiert und folgt seinen Gedankengängen mit Leichtigkeit; seine Gegenwart vertreibt die lähmende Atmosphäre des bürgerlichen Heims und schenkt Vockerat das beseligende Gefühl einer menschlichen und künstlerischen Wiedergeburt. Es stellt sich jedoch heraus, dass durch diesen Prozess der geistigen Erneuerung nicht allein geistige Kräfte geweckt werden. Der befreite Geist sehnt sich nach der Befreiung des Fleisches. Anna, die diese Gefahr spürt, beschliesst, den Vockeratschen Haushalt zu verlassen, um die Ehe nicht zu gefährden. «In mir ... in uns ist etwas, was den geläuterten Beziehungen, die uns dämmern, feindlich ist, auf die Dauer auch überlegen.»<sup>56</sup> Aber es ist zu spät. Vockerats Leidenschaften haben sich bis zum Wahnsinn gesteigert; er kann den Gedanken, Anna zu verlieren und sich mit seinem früheren, leeren Leben wieder abfinden zu müssen, nicht ertragen. Daher wählt er den Tod.

Es erübrigt sich zu betonen, wie sehr die Lebensumstände der deutsch-russischen Studentin Anna Mahr denen Lous ähneln. Auch die Wirkung Annas auf Vockerat spiegelt den anregenden Einfluss wider, den Lou auf ihre Freunde ausübte. Aber mit Vockerats Selbstmord endet die Analogie. Hauptmann nahm sich ebensowenig das Leben wie Goethe während der Werther-Periode. Hauptmanns Ehe jedoch war nicht von Dauer, was Lou, die Marie sehr schätzte, geahnt haben mag. Dass in *Einsame Menschen* viel von persönlichem Erleben steckt, geht auch aus der Widmung hervor: «Ich lege dieses Drama in die Hände derjenigen, die es gelebt haben.»<sup>57</sup>

In ihrer Besprechung des Stücks zitiert Lou einen holländischen Kritiker, der die Stärke des Dramas darin sieht, dass es Hauptmann gelungen sei, mit Anna Mahr einen neuen Frauentyp auf die Bühne zu bringen. Obwohl willensstärker und selbständiger als Vockerat, sei sie kein Blaustrumpf. Lou fügt jedoch hinzu, dass Hauptmann Annas geistige Überlegenheit nicht überzeugend dargestellt habe, denn «als Studentin aus Zürich» sei sie nur erkenntlich, weil sie als solche bezeichnet sei<sup>58</sup>. Diese Kritik ist berechtigt und erklärt auch die zunehmende Entfremdung zwischen Lou und Hauptmann, denn es muss sie enttäuscht haben, dass Hauptmann jene Geistes- und Charaktereigenschaften der modernen Frau, die Lou am höchsten schätzte, nicht darzustellen vermochte. Dass umgekehrt auch er enttäuscht war, geht aus der ihm zugeschriebenen sarkastischen Bemerkung hervor, er sei «zu dumm für Lou»<sup>59</sup>.

Aber weder freundschaftliche Beziehungen noch ernstere Begegnungen, wie die mit dem Schriftsteller und Politiker Georg Ledebour, konnten Lou von ihrem Hauptziel abhalten, der Suche nach ihrer Freiheit. In unermüd-

licher Arbeit entstanden ein Artikel, ein Buch nach dem anderen. Im Jahre 1892 erschien ihr Werk über Ibsen, zwei Jahre später ihr Nietzsche-Buch, im nächsten Jahr ihr Roman *Ruth*, wieder ein Jahr später *Aus fremder Erde*; in kurzen Abständen folgten *Fenitschka* (1898), *Menschenkinder* (1899), *Ma* (1901) und *Im Zwischenland* (1902), ferner über fünfzig Essays, Artikel und Buchbesprechungen. Acht Bücher und fünfzig Artikel in zehn Jahren sind keine geringe Leistung. Während sich ihr Mann als Lehrer für exotische Sprachen durchschlug, erwarb sich Lou einen Namen als Schriftstellerin und unternahm mit den Einkünften aus ihrer schriftstellerischen Tätigkeit ihre ausgedehnten Reisen. Paris, St. Petersburg, Salzburg und München waren die Städte, in denen sie sich zeitweilig niederliess. Ihr literarischer Name und ihr verdienter oder unverdienter Ruf als *femme fatale* brachten sie, wohin sie kam, mit Schriftstellern und Künstlern in Berührung. Europas geistige Elite, entschlossen, das Bürgertum durch die Darstellung ungeschminkten Lebens und durch ihr Eintreten für soziale Gerechtigkeit und ihren Kampf gegen Moraltabus herauszufordern, begrüßte Lou als Mitstreiterin.

Man war verständlicherweise überrascht, wenn man entdeckte, dass diese kühne, emanzipierte Frau zwar frei über die Probleme von Eros und Liebe diskutierte, in ihrem Leben aber keineswegs von dieser Freiheit Gebrauch machte. Jedesmal wenn sich die Frage der körperlichen Intimität erhob – und wegen ihrer ungebundenen Lebensweise war das oft genug der Fall –, zog sie sich zurück. Sie war jung und anziehend, eine offensichtlich leidenschaftliche Frau, nicht gehemmt durch moralische Skrupel und doch völlig unerreichbar, weder Frau noch Geliebte. Mädchenhaft weiblich in ihrer Erscheinung, aber reif im Urteil und selbstsicher, bewegte sie sich in den Kreisen der literarischen Bohemiens von Berlin, Paris und Wien.

Sie hatte ihre schriftstellerische Laufbahn als Interpretin Ibsens, Nietzsches und Tolstoj's begonnen, weil sie in ihnen die Vorläufer einer neuen Geistesbewegung erkannte. Dem Intellekt nach zählte sie zu den typischen Vertreterinnen dieses neuen Geistes – frei und kühn –, aber gefühlsmässig war sie stark gebunden; obwohl die Hauptsorge ihrer intellektuellen Emanzipation galt, begann sie sich doch immer mehr zu fragen, was diesen seltsamen Zwiespalt in ihrem Leben verursachte. War die jugendliche Intensität ihrer Liebe zu Gillot dafür verantwortlich, verbunden mit dem Schock, den sie erlitt, als er sehr menschliche Forderungen an sie stellte? Anfänglich glaubte sie daran, aber die Begegnung mit Gillot lag über ein Dutzend Jahre zurück. Lou war jetzt Anfang der Dreissig, seit Jahren

umworben von bedeutenden Männern, und hatte noch keinem angehört. Gleichzeitig verheiratete Frau, literarische Bohémienne und Jungfrau zu sein war eine sehr unwahrscheinliche Kombination. Ihre Freunde fanden es unbegreiflich, und ihren Feinden gab es Anlass, allerlei bössartig Gerüchte über sie zu verbreiten. Lou sei gar keine Frau, hiess es, sie sei ein Hermaphrodit, herzlos und gefühllos. Solches Gerede berührte sie nicht, denn sie wusste, dass die Zeit ihrer eigentlichen Vermählung kommen würde. Sie hatte den Ausdruck von der «Emanzipation des Fleisches», das Schlagwort jener von ihr verachteten militanten Suffragetten, nicht geprägt, aber ihre Schriften beweisen, dass sie sich immer mehr damit beschäftigte. Die körperliche Liebe in all ihren Äusserungen wurde eines der Hauptthemen ihrer Bücher; man gewinnt den Eindruck, als habe sie das Körperliche im Geistigen vorweggenommen. «Die Welt des Schaffens und Liebens bedeutet Heimat und Himmel», schrieb sie<sup>00</sup>. Es wurde Zeit, der Liebe zu begegnen.

## DIE EMANZIPATION DES FLEISCHES

«Das Weib stirbt nicht an der Liebe, aber am Liebesmangel stirbt sie ab.»<sup>1</sup> So lautet einer der Aphorismen, die Lou während jenes denkwürdigen Sommers niederschrieb, den sie mit Nietzsche in Tautenburg verbracht hatte. Schon damals, im Alter von einundzwanzig Jahren, wusste sie von der Liebe als der erneuernden Kraft des Lebens. Jetzt war Lou mehr als zehn Jahre älter, eine erfolgreiche Schriftstellerin, viel bewundert und viel beneidet, Vertraute bedeutender Männer in Berlin, Paris und Wien – und noch immer unberührt. Zumindest behauptet sie es, und alles scheint dafür zu sprechen. Sie wirkte noch immer sehr jugendlich, wenn auch allmählich gewisse Züge in ihrem Gesicht verrieten, dass sie zu ausschliesslich in der dünnen Luft des Geistes lebte. Diesem Gesicht fehlte es an Wärme, an dem Schmelz, der über den Zügen einer Frau liegt, die liebt und geliebt wird. Um ihre etwas eckige Erscheinung abzurunden, trug sie mit Vorliebe breite, weiche Kragen oder weitärmelige Bauernblusen. Im Übrigen kleidete sie sich sehr einfach; sie verabscheute Korsetts und Schnürleibchen und jene anderen modischen Attribute der Zeit.

Man mag zweifeln, ob eine Frau von Lous Lebenswandel, die so heftige Leidenschaften in einer von «erotischem Rauschgefühl» durchdrungenen Zeit erweckte, überhaupt so lange unberührt bleiben konnte – und solche Zweifel sind auch geäussert worden. Elisabeth Nietzsche, Malwida von Meysenbug und sogar Frau Réé vermuteten, dass hinter der Liebesgeschichte mit Gillot mehr steckte, als Lou wahrhaben wollte. Andere, wie etwa Réé und Andreas, standen vor einem Rätsel, als sie entdeckten, wie energisch dieses begehrenswerte junge Mädchen alle ihre Annäherungsversuche zurückwies. Nietzsche glaubte, dass Lou an «geschlechtlicher Verkümmerng»<sup>62</sup> litt. In Réés Fall scheint eine physische Abneigung sie daran gehindert zu haben, seine Frau zu werden, bei Andreas mögen tiefliegende psychologische Gründe für ihre Weigerung verantwortlich gewesen sein. Wie aber ist die kühle Zurückweisung ihrer vielen anderen Bewerber zu

erklären? War Lou ein Opfer jener erotischen Hemmungen, an denen manche Frauen leiden?

Einen Schlüssel zu diesem Problem findet man in ihren Büchern. Da sie sehr persönliche Erlebnisse widerspiegeln, lassen sie sich, mit der nötigen Vorsicht, als biographisches Material benutzen. Lous Roman *Ruth* zum Beispiel schildert ihre Begegnung mit Gillot im Wesentlichen nach dem realen Erlebnis. In ähnlicher Weise geht ihre Erzählung *Fenitschka* von einem wirklichen Erlebnis aus, das sie in Paris mit dem Dramatiker Frank Wedekind hatte.

Lou war im Februar 1894 nach Paris gereist und hielt sich ein halbes Jahr dort auf. Eine Zeitlang wohnte sie damals mit ihrer dänischen Freundin Therese Krüger zusammen. Wie Deutschland stand auch Frankreich im Zeichen grosser politischer und literarischer Unruhen. Die Ermordung des Präsidenten Carnot durch einen italienischen Anarchisten hatte die Öffentlichkeit erregt und führte zu hitzigen Debatten in der Abgeordnetenkammer. Wenige Monate später folgte der Entrüstungssturm über die Affäre Dreyfus. Gleichzeitig wurde das literarische Leben der französischen Hauptstadt durch wilde Gruppendispute in Atem gehalten, der Naturalismus hielt seinen Einzug auf der französischen Bühne, Protest- und Beifallskundgebungen begleiteten jede Vorstellung eines neuen Stückes von Ibsen, Strindberg, Maeterlinck und Hauptmann in Antoines Théâtre Libre und in Lugné-Poes Maison de l'Œuvre. Wieder einmal war Paris der Schauplatz revolutionärer Ideen.

Lou fühlte sich in dieser spannungsgeladenen Atmosphäre heimisch. Begleitet von ihrem schwarzen französischen Pudel Toutou, machte sie die Runde in den literarischen Cafés links der Seine, nahm an zahllosen Diskussionen teil und gewann in den kosmopolitischen Kreisen der Pariser Kunstwelt viele Freunde. So lernte sie den norwegischen Romancier Knut Hamsun kennen, der schon damals mit fünfunddreissig Jahren berühmt war als Autor des realistischen Romans *Hunger* und aussah «wie ein griechischer Gott»<sup>63</sup>, den dänischen Schriftsteller Hermann Bang, den deutschen Verleger Albert Langen, den jungen russischen Arzt Ssawely, der im Verdacht stand, an der Ermordung Zar Alexanders II. beteiligt gewesen zu sein, und den deutschen Bühnenautor Frank Wedekind, dessen auf-rüttelndes Drama *Frühlingserwachen* einen solchen Skandal in Deutschland ausgelöst hatte, dass Wedekind nach Paris ausgewichen war. Er erkannte im Sexus eine elementare Kraft, die nicht unterdrückt werden kann und darf. Mit der selbst die Groteske meisternden Kraft seiner Sprache

geisselte er die scheinheilige Prüderie des Bürgertums und entlarvte scho-nungslos die sittsamen Konventionen.

Wedekind war der Urheber jenes Zwischenfalls, den Lou in ihrer Erzäh-lung *Fenitschka* beschreibt. Lou traf ihn auf einer Gesellschaft der un-garischen Gräfin Nemethy. Wie die meisten Männer fühlte er sich sofort zu ihr hingezogen, verbrachte die halbe Nacht mit ihr im Gespräch und lud sie dann auf sein Zimmer ein. Ohne Zögern willigte sie ein, so dass er ihr Ein-verständnis voraussetzte, den Rest der Nacht mit ihm zu verbringen. Sehr zu seiner Enttäuschung musste er jedoch entdecken, dass Lou nicht im Ent-ferntesten daran dachte, und liess sie verärgert schliesslich gehen. Am nächsten Morgen erschien er im Cutaway, mit schwarzer Krawatte und einem Blumenstrauss vor ihrer Tür und bat zerknirscht um Entschuldig-ung für sein wenig ritterliches Benehmen. Ob er jedoch, wie vermutet wor-den ist, einige Monate später auf eine subtile Weise Rache nahm, indem er die Hauptfigur seines Schauspiels *Der Erdgeist* «Lulu» nannte, sei dahin-gestellt. Es wäre jedenfalls keine geglückte Karikatur, denn ganz im Ge-gensatz zu Lou ist Lulu ein kalter, unersättlicher Sexualdämon.

In *Fenitschka* schildert Lou diesen Vorfall, erweitert ihn und knüpft einige fesselnde psychologische Beobachtungen daran. Das russische Mädchen Fenitschka ist entschlossen, ihr Leben der Ausbildung ihres Verstandes zu widmen, studiert in Zürich und kommt nach Paris. Sie verbringt einen Abend in der Gesellschaft einer Gruppe von Freunden in einem kleinen Café des Quartier Latin, Max Werner, ein junger Deutscher, gesellt sich zu ihnen. Obgleich er die «intellektuelle Frau» nicht ausstehen kann, ist er von Fenitschka fasziniert. Er staunt über die Offenheit, mit der sie sich nachts in einem Pariser Café mit einem Fremden über so heikle Themen wie das Leben der Pariser Grisetten, über Prostitution und freie Liebe unterhält. Ist ihre Unschuld nur eine Maske, hinter der sich ein erotisches Temperament verbirgt, oder ist sie ihr wirkliches Gesicht? Um sie auf die Probe zu stellen, nimmt er sie mit auf sein Zimmer und sucht sie zu ver-führen. Dabei erlebt er aber eine so schroffe Abfuhr, dass er sich schämt und sie um Verzeihung bittet.

Soweit scheint sich die Erzählung ziemlich genau mit der Wedekind-Episode zu decken, sie führt aber darüber hinaus: ein paar Jahre später begegnet der Deutsche Fenitschka wieder, diesmal in Russland. Sie scheint ihm verändert, wirkt weniger intellektuell und viel fraulicher. Wiederum unterhalten sie sich über Liebe und Ehe, er hält die Liebe für das grosse, erregende Ereignis des Lebens, während sie sie vergleicht «mit dem guten

gesegneten Brot, womit wir täglich unseren Hunger stillen»<sup>64</sup>. Es geht das Gerücht um, dass Fenitschka jetzt einen Geliebten habe. Sie streitet es unwillig ab: «Wie oft mochte sie in ihrem freien Studienleben im Auslande Verachtung empfunden haben für die Menschen, deren billige Klugheit ihre Freiheit missverstand?»<sup>65</sup> Aber dennoch trifft es zu: der junge Deutsche sieht sie eines Abends in Begleitung eines Unbekannten. Auf seine Frage gibt sie zu, dass sie einen Mann liebt, der plötzlich in ihr Leben getreten ist. Er gehört nicht zu ihren Studienkollegen, geistig ist er ihr sogar unterlegen, auch kennt sie ihn kaum, und trotzdem ist sie seine Geliebte geworden. Dieses Geständnis amüsiert Werner sehr, mit spöttischer Miene fragt er Fenitschka, ob sie ihren Glauben an platonische Liebe verloren habe. Zornig und flammenden Auges erwidert sie, dass es ein Irrtum sei, den Geist für edler als das Fleisch zu halten. Ihre geistigen Freundschaften seien deshalb nie zur Liebe erblüht, weil ihnen immer etwas Berechnendes angehaftet habe. «Ich wartete darauf, dass die Freundschaft in mir bis zur Liebe stiege – sie stieg auch zuweilen, immer höher und höher – aber nicht in die Liebe hinein – sie wurde dann zugleich immer dünner und spitzer, und eines Tages brach die Spitze ab.»<sup>66</sup> Jetzt endlich habe sie den Mann getroffen, der in ihr nur die Frau sähe und sie als solche behandle. Impulsiv hatte sie sich ihm hingegeben. Man darf annehmen, dass Lous eigenes Liebesleben mit einem ähnlichen spontanen Akt der Hingabe begann. In diesem Zusammenhang verdient in *Fenitschka* die zweite Erzählung mit dem Titel *Eine Ausschweifung* Beachtung. Wenn sie auch vielleicht weniger autobiographisch ist als die erste, so gibt sie uns doch einen Einblick in das Wesen des Problems, das Lou beschäftigte. Die Erzählung behandelt das Thema der masochistischen Liebe. Die Heldin ist ein künstlerisch veranlagtes Mädchen, das glaubt, eine lange Ausschweifung habe sie zur Liebe unfähig gemacht, denn «unser Leben hängt viel weniger von dem ab, was wir bewusst erfahren, als von heimlichen, unkontrollierbaren Nerveneindrücken»<sup>67</sup>. Als einen ihrer frühesten Kindheitseindrücke erwähnt sie, wie ihre Kinderfrau von ihrem Mann geschlagen wurde.

«Ich sah zu, wie sie von ihrem Mann über den Nacken geschlagen wurde, während ihre Augen in verliebter Demut an ihm hingen.»<sup>68</sup> Dies Bild hatte sich ihr tief eingepägt und weckte Erinnerungen an «längst verstorbener Frauen Sklavenseligkeiten»<sup>69</sup>. Es war ihr zur Zwangsvorstellung geworden, sich völlig einem gebieterischen Mann unterzuordnen. Aber ihr Verlobter behandelte sie voller Liebe und Achtung und verstand nicht,

welche Leidenschaften sie quälten. «Ich ging einen Weg der gewaltsamen Selbstkasteiung aus lauter hilfloser Liebessehnsucht», gesteht sie<sup>70</sup>. Enttäuscht verliess sie ihn, denn sie wusste, dass seine Liebe sie nicht befriedigen würde. Sie sehnte sich nach jener Art brutaler Unterwerfung, wie sie auf Klingers Stich *Die Zeit den Ruhm vernichtend* dargestellt ist. «Wie manches Mal schon hatte ich den gepanzerten Jüngling angeschaut, der, eherne Allmacht im Antlitz, dem vor ihm niedergeworfenen Weibe erbarungslos mit dem Fuss in die Lende tritt.»<sup>71</sup>

Wir wissen natürlich nicht, ob masochistische Neigungen Lous Liebesleben störten. Immerhin beschäftigte sie das Problem, und zwar nicht nur in *Eine Ausschweifung*, auch in dem späteren Roman *Das Haus* wird die Heldin Renate von dem Verlangen verzehrt, sich vollkommen einem männlichen Willen unterzuordnen. Als Lou plötzlich Paris verliess, um der hochsommerlichen Hitze der Grossstadt zu entfliehen, reiste sie in Begleitung ihres russischen Freundes Dr. Ssawely, eines Mannes «von baumstarker Gesundheit», «mit seinem blitzenden Gebiss vermochte er den Wänden die festesten Nägel zu entreissen»<sup>72</sup>. Die beiden fuhren in die Schweiz und verbrachten einige Wochen in den Alpen oberhalb von Zürich. Im *Lebensrückblick* berichtet Lou, dass sie in einer Almhütte wohnten, von Milch, Käse, Brot und Beeren lebten und am liebsten barfuss über sanfte Gebirgsmatten gingen. Das idyllische Leben wurde nur einmal durch einen schmerzhaften Zwischenfall gestört, als sie sich in einem Gewirr von Brombeerhecken verfangen. Als sie die blutenden Füsse der dornigen Umklammerung zu entziehen versuchte, hatte Lou plötzlich den Gedanken – oder war es «wie eine uralte Vorstellung oder Erinnerung? –: als hätte ich dies doch bereits erfahren, dass man, dem Leben grausig preisgegeben, aus Urwonnen stürze». Schnell habe sie diesen Gedanken vergessen, sagt sie weiter, und habe zu lachen begonnen, als der Freund ihr in heiterem Ton vorhielt: «Auch an uns wär's, die Brombeeren um Entschuldigung anzugehn – nicht nur umgekehrt: dafür, dass wir sie mit Füssen traten, statt sie mit den Lippen zu küssen.»<sup>73</sup> Aus den wenigen Sätzen, mit denen diese Episode beschrieben ist, wird deutlich, dass Ssawely in hohem Masse die Eigenschaften besass, die Lou an Männern schätzte: Stärke und Zartheit. War er der erste Mann in ihrem Leben? Sie schweigt sich darüber aus. Aber da sie, von einer einzigen Ausnahme abgesehen, keinen ihrer Liebhaber erwähnt, besagt dieses Schweigen nichts. Ihre Begegnung mit Ssawely war zwar nur von kurzer Dauer, aber alle Umstände sprachen für eine spontane Liebesbeziehung. Ferner war er, was noch wich-

tiger ist, Russe. Dies ist von Bedeutung, denn je länger Lou im Ausland lebte, umso stärker wuchs ihre Liebe zu Russland und seinen Menschen. Wenn jedoch Ssawely der erste Mann in Lous Leben war, so wurde er bald von einem geheimnisvollen Fremden abgelöst, den sie – im *Lebensrückblick* nirgends erwähnt – ein Jahr nach ihrem Pariser Aufenthalt in Wien kennenlernte.

Lou kehrte im Spätherbst 1894 zu ihrem Mann nach Berlin zurück und begann anschliessend mit der Arbeit an einem ihrer bedeutsamsten Aufsätze, *Jesus der Jude*. Von Zeit zu Zeit traf sie sich mit ihren Berliner Freunden, erzählte ihre Eindrücke von Paris und dem Pariser Kunstleben und wurde mehr umworben denn je. Aber bereits im Frühjahr 1895 packte Lou wieder die Unruhe, und sie reiste in Begleitung ihrer neuen Freundin Frieda von Bülow nach St. Petersburg, um ihre Familie zu besuchen. Hatten zu Lous Freundeskreis früher überwiegend Männer gehört, so schloss er jetzt auch einige ungewöhnliche Frauen ein, unter denen an erster Stelle Frieda von Bülow und Helene Klingenberg zu nennen sind. Beide entstammten alten Adelsfamilien, beide waren Schriftstellerinnen, wenn auch keine Lous literarischen Rang erreichte. Helene Klingenbergs Vorfahren waren Baltendeutsche; Frieda von Bülow, vier Jahre älter als Lou, war die Tochter eines preussischen Legationsrats. Von ihr gingen die stärkeren Anregungen aus. Sie war ihrem Bruder nach Ostafrika gefolgt und hatte unter Karl Peters an dem Kampf um die Gewinnung eines deutschen Schutzgebiets teilgenommen. In Sansibar und Daressalam hatte sie Krankenstationen gegründet, aber nach fünfjähriger Arbeit und ausgedehnten Reisen in dem neuerworbenen Gebiet wurde sie durch ihre angegriffene Gesundheit zur Rückkehr nach Deutschland gezwungen. Lou lernte sie Anfang 1892 kennen und freundete sich rasch mit ihr an.

Lou stand damals am Beginn ihrer literarischen Laufbahn, während Frieda bereits als Afrikaforscherin und Kolonisorin bekannt war. Die Sympathie scheint auf Gegenseitigkeit beruht zu haben, aber da sie beide eigenwillige Naturen waren, stritten sie sich oft recht heftig. In ihrem Artikel *Ketzereien über die moderne Frau* griff Lou ihre Freundin öffentlich an, weil diese betont hatte, dass Frauen ebenso berechtigt seien, Bücher zu schreiben wie Kinder grosszuziehen.

«Gewiss», antwortete Lou, «das mögen sie tun, sooft es sie dazu treibt. Nur so entsetzlich ernsthaft und wichtig sollen sie es nicht nehmen. Sie sollen ihre literarische Tätigkeit als das Accessorische, nicht als das Wesentliche an ihrer weiblichen Auslebung betrachten .. ,»<sup>74</sup>

Solche Meinungsverschiedenheiten taten aber ihrer Freundschaft keinen Abbruch. Beide fühlten im Gegenteil, dass sie dadurch nur gewannen und sich besser kennenlernten. Sie gingen häufig gemeinsam auf Reisen und wohnten gelegentlich auch zusammen. Lou stellte Frieda, die Karl Peters' Geliebte gewesen war, in Russland ihrer Familie vor und erwähnt, dass ihr Bruder Eugen sofort eine tiefe Neigung zu ihrer Freundin fasste.

Je besser sie Frieda kennenlernte, desto mehr fiel Lou der Zwiespalt im Charakter ihrer Freundin auf, die in jähem Wechsel zwischen Zeiten grösster Tatkraft und völliger Erschöpfung hin und her pendelte. Diese Erschöpfung konnte, so glaubte Lou, zu dem Verlangen nach Unterwerfung und Selbstaufgabe führen. Hier klingt wieder das oben erwähnte Thema an: «Das Stärkste in uns allen, dieser wahnsinnige Reiz der Unterordnung», gesteht in Lous Roman *Das Haus* Renate ihrer Freundin Anneliese<sup>75</sup>.

Ende April 1895 reisten Lou und Frieda von St. Petersburg nach Wien. Dort lernten sie Arthur Schnitzler, Richard Beer-Hofmann, Hugo von Hofmannsthal, Felix Salten, Peter Altenberg und andere österreichische Dichter kennen. Dort schloss Lou auch Bekanntschaft mit Marie von Ebner-Eschenbach, deren «Wesenhaftigkeit» sie tief rührte. Sie verehrte in der alten Dame eine weise, gütige Frau, die die Wärme ihrer Weiblichkeit nicht ihrem literarischen Ehrgeiz geopfert hatte. Sich selbst und ihrem Geschlecht treu bleibend, hatte sie die grösste Gefahr vermieden, die der intellektuellen Frau droht, «so viel, so entsetzlich viel von ihrer intimen Kraft zu ihren Wesenswiederholungen auf Papier zu verbrauchen»<sup>76</sup>. Ihr Beispiel bewies die Möglichkeit, eine literarische Laufbahn mit dem vollen, reichen Leben einer Frau zu verbinden. Lou bedurfte dieser Versicherung, denn nichts entsetzte sie so sehr wie der Anblick jener intellektuellen Blaustrümpfe, die ihre Gleichberechtigung mit den Männern damit durchzusetzen suchten, dass sie ihre Weiblichkeit aufgaben. Sie war entschlossen, diesen Fehler nicht zu begehen, ihr Leben nicht ihrer Arbeit unterzuordnen. Ihre Schriftstellerei war ihr eine Art von Selbstanalyse, ein Ausloten der eigenen Persönlichkeit, ein Akt der Befreiung. Als sie diesen Zweck erfüllt sah und Freud ihr gezeigt hatte, wie sie ihre psychologischen Erkenntnisse therapeutisch nutzen konnte, gab sie das Schreiben praktisch auf. Ihr beträchtlicher Erfolg als Schriftstellerin – zeitgenössische Kritiker nannten sie «unter den heutigen Dichterinnen die geistig, die psychologisch tiefste»<sup>77</sup> – zeigt, dass die Weise ihres Umgangs mit der Literatur mit dem Geist der Zeit in Einklang stand.

Nirgendwo war dieser Geist besser vertreten als in Wien. Während an anderen Orten Europas politische, soziale und ökonomische Probleme die fortschrittlichsten Geister beschäftigten, konzentrierten sich die Wiener Künstler und Gelehrten auf die Erforschung der menschlichen Seele. Schnitzlers Stücke und Erzählungen – die in scherzhaftem, melancholischem und pessimistischem Ton von den Unberechenbarkeiten der Liebe, von Liebelei und Untreue handeln – und die spätzeitliche Kunst des jungen Hofmannsthal betrachteten vom Ästhetischen her, was Freud und seine Mitarbeiter wissenschaftlich untersuchten: die Macht der unbewussten Triebe. Für eine geborene Psychologin wie Lou war dies ein anregendes Klima. Sie stellte fest, dass sich das literarische Leben Wiens von dem anderer Hauptstädte, in denen sie gelebt hatte, durch das zwanglose Zusammenspiel von Intellekt und Eros unterschied. Hier gab es keine scharfe Trennung zwischen Künstler und Weltmann, der Charme der Wiener Mädchen adelte sogar den Akt flüchtiger Liebe und umgab ihn mit einer Aura des Verspielten. So ging es denn in der literarischen Bohème Wiens ungezwungen und unbekümmert zu. Es fehlte der scharfe Gegensatz kämpfender Geister, der für Berlin und Paris so typisch war. Von der letzten Wärme einer untergehenden Sonne umstrahlt, lebte die Hauptstadt des Habsburgerreiches in ihrer eigenen Traumwelt und schloss sich ab gegenüber der rauhen Wirklichkeit.

Die zahlreichen Freundschaften, die Lou in Wien schloss, und die innige Berührung mit dem Schicksal ungewöhnlicher Männer und Frauen vertieften ihr Verständnis für die Eigenarten der menschlichen Seele. Indem sie nach ihrer Art ihre intuitiv gewonnenen Einsichten einer strengen intellektuellen Prüfung unterwarf, gewann sie Erkenntnisse, die sie bis an die Schwelle der Psychoanalyse führten. Aber wie stark ihr analytischer Intellekt auch war, er war nicht das beherrschende Element ihres Charakters. Wesentlich an ihr war: «eine ungeheure Bereitschaft dem Leben gegenüber, ein demütiges und mutiges Sich-ihm-offen-halten, seinen Seligkeiten, Erkenntnissen, aber auch seinen tiefsten Schmerzen noch», eine Bereitschaft, «in der sich – zu unerhörtem Reiz – der Ernst des Mannes mit der übermütigen Sorglosigkeit des Kindes und der inbrünstigen Hingebung des Weibes mischt»<sup>78</sup>.

Ihren eigenen Bekenntnissen zufolge dauerte es lange, bis ihre Fähigkeit zur «Hingebung» entwickelt war. Sie hatte dem leidenschaftlichen Werben Gillots, Nietzsches, Rées, Andreas', Ledebours widerstanden – um nur einige ihrer Freunde zu nennen. Jetzt war sie in einem Alter, in dem die

meisten Frauen auf ihre ersten Liebeserfahrungen wie auf ein fast vergessenes Ereignis ihrer Jugendzeit zurückblicken. Auch Lou hatte mehrmals vor einer solchen Erfahrung gestanden, aber im letzten Augenblick hatte sie sich jedesmal geweigert. Es fällt schwer, das entscheidende Ereignis biographisch zu fixieren, denn Lou selbst zieht einen Schleier darüber. Folgt man dem *Lebensrückblick*, so könnte man glauben, der Dichter Rainer Maria Rilke habe ihre Liebe zum erstenmal geweckt. Es besteht auch kein Zweifel, dass Rilke Lou leidenschaftlich liebte und dass sie seine Liebe erwiderte. Aber war er wirklich der erste Mann in ihrem Leben? Falls es nicht ihr russischer Landsmann Ssawely war, so ist viel wahrscheinlicher, dass ein Wiener Arzt der erste war, dem ihre Liebe gehörte. Sie traf ihn zum erstenmal drei Jahre vor ihrer Begegnung mit Rilke und war jahrelang seine «inoffizielle» Gattin.

Gleich Rée entstammte Dr. Friedrich Pineles einer alten, geachteten jüdischen Familie, die aus Galizien nach Österreich eingewandert war. Lou machte seine Bekanntschaft im späten Frühjahr des Jahres 1895 in Wien auf einer Gesellschaft im Hause Marie Langs, einer der Führerinnen der österreichischen Frauenbewegung. Zu den Gästen gehörten auch Broncia Pineles, eine begabte Malerin, und ihr Bruder Friedrich, von der Familie und seinen engsten Freunden «Zemek» genannt, der damals am Allgemeinen Krankenhaus in Wien als Assistenzarzt arbeitete. Sein Spitzname «Zemek», den ihm seine polnische Amme gegeben hatte, bedeutet «Erdmann». Er passte gut auf ihn, denn seine Erscheinung strahlte physische und moralische Stärke aus; er war offenbar kein Mensch, der mit sich spassen liess. In mancher Beziehung jedoch war er ein typischer Wiener Arzt, gebildet, sehr belesen, an literarischen und philosophischen Fragen interessiert, und dabei gleichzeitig eine Autorität auf seinem Fachgebiet. Schon als Student hatte er eigenständige Forschungen durchgeführt, indem er als einer der ersten versuchte, jene besondere Krankheit des Zentralnervensystems zu ergründen, die ein Versagen der Pupillenreflexe verursacht. Er war auch einer der sieben Hörer, die im Wintersemester 1895/96 Freuds Seminar über Neurosen besuchten.

Als er Lou kennenlernte, war er siebenundzwanzig Jahre alt – sieben Jahre jünger als sie –, schwarzhaarig und von der dunklen Gesichtsfarbe des osteuropäischen Juden. Mit seinen kräftigen, scharf geschnittenen Zügen, seiner distinguierten Haltung und seiner intensiven Ausstrahlung war er in jedem gesellschaftlichen Kreis eine auffallende Erscheinung. Frauen verehrten ihn, sie spürten den starken männlichen Willen hinter seinem

urbanen Äusseren, spürten auch die tiefe Melancholie eines Mannes, dessen Augen die Oberfläche des Lebens durchschaut hatten und der sich keinen Illusionen hingab. Er scheint Lou sofort fasziniert zu haben. Wie die Heldin ihrer Erzählung *Fenitschka* fühlte sie wohl, dass er in ihr nur die Frau liebte und dass ihre geistigen Fähigkeiten ihn nicht beeindruckten.

Sie trafen sich um die Zeit, als Zemeks geliebte Schwester Broncia – die Geschwister standen sich so nah, dass man sie oft für ein Ehepaar hielt – ihren späteren Gatten, den steirischen Industriellen Koller, kennenlernte. Koller machte Broncia den Hof, während Zemek sich um Lou bemühte. Die beiden Paare waren unzertrennlich. Zusammen besuchten sie Gesellschaften, Theater und Konzerte, und gemeinsam wanderten sie durch den Wienerwald. Lous Freunde wussten natürlich, dass Lou verheiratet war, aber sie wussten oder ahnten auch, dass ihre Ehe nicht glücklich war. Lou fühlte sich offenbar glücklich in Zemeks Gesellschaft und er in der ihren. Es überraschte Lous Freunde daher nicht besonders, als sie hörten, dass er Lous Liebe gewonnen hatte. Man erzählt sich, dass so etwas wie eine Doppelhochzeit stattgefunden habe: Broncia heiratete Dr. Koller und Lou – inoffiziell – Zemek, denn da sie bereits verheiratet war, kam eine offizielle Hochzeit natürlich nicht in Frage. Aber in den Augen der Familie Pineles wurde Lou Zemeks Frau und blieb es auch fast zwölf Jahre lang. Seine Schwester stand der Verbindung wohlwollend und verständnisvoll gegenüber, sie lud das Paar oft zu sich nach Hailein ein und später, als Lou schwanger war, auf ihren Landsitz in Oberwaltersdorf.

Zemeks Liebe gab Lou das «gute, gesegnete Brot», das sie brauchte. Sie wohnte stets bei ihm, wenn sie in Wien war, ging mit ihm auf Reisen und liess sich von ihm verwöhnen. Zemek, der sich nach einer dauernden und legalen Verbindung sehnte, litt unter dieser Regelung, aber Lou bestand darauf, da ihr Mann nie in eine Scheidung eingewilligt hätte. Ausserdem zweifelte sie, ob sie ihm auf die Dauer treu bleiben konnte. Sie war zwar glücklich, in Wien einen «inoffiziellen» Gatten zu haben, dessen Liebe sie erfüllte, und in Berlin einen «offiziellen», zu dem sie zu jeder Zeit zurückkehren konnte, aber völlig befriedigt war sie nicht. Nach den Umarmungen des «Erdmannes» sehnte sie sich nach einer himmlischeren Liebe. Sie lebte in der Erwartung eines Mannes, der ihren dreifachen weiblichen Wunsch erfüllen konnte: Geliebte, Mutter und Madonna zu sein.

**VIERTER TEIL**

**DICHTUNG UND LIEBE**

**1897–1901**

### «MEINE SCHWESTER, LIEBE BRAUT»

Ende April 1897 reiste Lou nach München, wo sie sich mit ihrer Freundin Frieda von Bülow traf, die einen Vortrag über ihre Arbeit in Afrika halten sollte. Lou besuchte die bayerische Hauptstadt gerne, obwohl sie sich nicht viel aus der «Münchener Atmosphäre» machte, jener eigenartigen Mischung von bajuwarischer Urwüchsigkeit, Weihrauch und Bier. Ihre Münchner Freunde, gleich ihr meist nicht aus Bayern stammend, kamen in Schwabing zusammen, dem Münchner Quartier Latin. Einige von ihnen, wie Max Halbe und Frank Wedekind, hatte sie schon in Berlin oder anderswo kennengelernt. In München machte sie die Bekanntschaft Eduard Graf Keyserlings, des Architekten August Endell, der ihr bis ans Lebensende ein vertrauter Freund blieb, und der Schriftsteller Michael Georg Conrad, Ernst von Wolzogen und Jacob Wassermann. Dieser vielversprechende Autor, dessen Roman *Die Juden von Zirndorf* grosses Aufsehen erregt hatte, stellte Lou den jungen, unbekanntem österreichischen Dichter René Maria Rilke vor.

Rilke, damals zweiundzwanzig Jahre alt, in Prag geboren und aufgewachsen, war kurz zuvor nach München umgezogen, wo er seine Universitätsstudien fortsetzen wollte, obwohl er viel mehr an einer literarischen als an einer akademischen Laufbahn interessiert war. Er schrieb Gedichte, Dramen, Prosaerzählungen, Buchrezensionen, gab eine literarische Zeitschrift heraus und schlug die Gründung eines «Bundes der Wahrhaft Modernen» vor<sup>1</sup>. Von Natur aus eher schüchtern und zurückhaltend, hatte er sich zu hektischer literarischer Betriebsamkeit entwickelt, weil er seineskeptischen Familie beweisen wollte, dass er imstande war, als Schriftsteller seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er war ein schlanker, junger Mann von zarter Erscheinung und trat mit der charakteristischen Ritterlichkeit eines österreichischen Weltmannes auf. Sein schmales, blasses Gesicht, beherrscht von tief liegenden Augen, die mit sorgender Verwunderung in die Welt blickten, rahmten ein dünner Bart und abfallender Schnurrbart ein.

Im Gegensatz zu dem vollen Mund stand das kleine zurückweichende Kinn, das von einem weichen Spitzbart verdeckt wurde.

Den jungen österreichischen Literaten, der damals unter dem etwas femininen Vornamen René bekannt war, lernte Lou am 12. Mai 1897 in Wassermanns Wohnung kennen. Rilke war bei weitem noch nicht der grosse Dichter der kommenden Jahre; seinem noch wenig ruhmreichen Namen und seiner unauffälligen Erscheinung nach könnte man sich kaum einen weniger erfolgversprechenden Bewerber um ihre weibliche Gunst vorstellen. Aber beides troy. Er war keineswegs der willensschwache Jüngling, der er zu sein schien, und was ihm an kraftvollem männlichem Auftreten fehlte, glich er durch eine innere Intensität aus, die Lou völlig überraschte. Wie die meisten Männer stand Rilke vom ersten Augenblick an ganz unter Lous Bann und suchte sie durch zielbewusstes Werben für sich zu gewinnen.

Gleich am Tag nach ihrer Begegnung schrieb er ihr einen Brief und teilte ihr mit, dass er nicht zum erstenmal die Freude gehabt habe, eine «Dämmerstunde» in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Er sei vor einigen Monaten auf ihren Essay *Jesus der Jude* in der Aprilnummer der *Neuen Deutschen Rundschau* gestossen, für ihn sei er eine Offenbarung gewesen, denn Lou drückte «mit der gigantischen Wucht einer heiligen Überzeugung» das aus, was er in einem Gedichtzyklus mit dem Titel *Christusvisionen* zu gestalten versucht habe. «Mir war wie einem, dem grosse Träume in Erfüllung gehen»<sup>2</sup>, schrieb er, denn sie spreche aus, was er nur geträumt habe. Ihr Essay und seine Gedichte seien auf so geheimnisvolle Weise miteinander verwandt wie Traum und Wirklichkeit. Er habe ihr dafür danken wollen, aber in Gegenwart anderer sei es ihm unmöglich gewesen. Denn «wenn ein Mensch einem anderen für etwas sehr Teures zu danken hat, soll dieser Dank ein Geheimnis bleiben zwischen den beiden»<sup>3</sup>. Er fügte hinzu, dass es ihm eine grosse Freude bereiten würde, ihr einige dieser Gedichte vorlesen zu dürfen, und drückte zum Schluss die Hoffnung aus, dass er sie am nächsten Abend im Theater wiedersähe. Lous Reaktion auf den überschwenglichen Ton dieses Briefes, der übrigens für den jungen Rilke typisch ist, war sicher zwiespältig. Einmal mag er sie an ihr eigenes jugendliches Ungestüm erinnert haben, das sie zwar längst überwunden hatte, aber sehr gut mitempfanden konnte, denn ihr Leben lang war sie für jeden spontanen Gefühlsausbruch empfänglich. Wahrscheinlich aber lächelte sie über Rilkes lyrischen Überschwang. Als sie dann die Handschrift genauer ansah, erkannte sie in Rilke den Verfasser einiger geheimnisvoller, anonymer Briefe, die sie mit beigegeführten Gedichten schon früher erhalten hatte.

Rilke also war der junge Dichter, der sie unbekannterweise aus der Ferne verehrte.

Noch grösser müsste Lous Lächeln gewesen sein, wenn sie gewusst hätte, dass Rilke ihr Gedichte gesandt hatte in dem verzweifelten Bestreben, mit berühmten Persönlichkeiten Verbindung anzuknüpfen. Er hatte gerade seinen Weg als Dichter begonnen und kämpfte um Anerkennung bei seinen literarisch erfolgreichen Zeitgenossen. Er brauchte ihren Zuspruch nicht nur für sein wenig ausgeprägtes Selbstbewusstsein, sondern auch für den Vorsatz, seine Familie mit den grossen Namen seiner Bekannten zu beeindrucken. So teilte er kurz darauf seiner Mutter, einer eifrigen Leserin des Gotha, stolz mit, dass er «die berühmte Lou Andreas-Salomé» und ihre Freundin, die Afrikaforscherin Frieda von Bülow, «zwei herrliche Frauen»<sup>4</sup>, kennengelernt habe.

Welche Vorbehalte Lou aber auch anfangs gehabt haben mag – sie konnte Rilkes leidenschaftlichem Werben nicht lange widerstehen. Er verfolgte sie mit einer Zähigkeit, die all ihre bisherigen Erfahrungen übertraf, und suchte ihre Gegenwart mit einer geradezu rührenden Anhänglichkeit. Hatte er Lou im Theater verpasst, lief er in ganz München umher, um sie zu finden.

«Ich bin mit ein paar Rosen in der Hand in der Stadt und dem Anfange des Englischen Gartens herumgewandert, um Ihnen die Rosen zu schenken. Ja, statt sie an der Tür mit dem goldenen Schlüssel abzugeben, trug ich sie mit mir herum, zitternd vor lauter Willen, Ihnen irgendwo zu begegnen.»<sup>5</sup>

Jede Begegnung fand ihren Niederschlag in verströmenden Versen. Er wusste instinktiv, dass die Spontaneität seiner lyrischen Verehrung seine stärkste Waffe war, denn damit machte er Lous vernunftbedingte Abwehr zunichte und traf die stärkste Komponente ihres Wesens: ihre arglose Offenheit jedem spontanen Lebensgefühl gegenüber. Gewiss hatte sie die strenge Zucht ihres Geistes gegen unkontrollierte Gefühlsäusserungen misstrauisch gemacht, und gewiss auch mag sie sich schon damals von Zeit zu Zeit wegen Rilkes überschwenglicher Verehrung gesorgt haben; sicher ist, dass sie dem Ansturm des jungen emphatischen Lyrikers nicht lange widerstand. Als nach wenigen Wochen ihr Widerstand brach, nahm *er* sie mit der Liebe eines Kindes in Besitz, das seine lang ersehnte Mutter findet. Und plötzlich waren ihre Rollen vertauscht – der in lyrischem Überschwang Verehrende hatte sich in einen fordernden Liebespartner verwandelt. Er brach in ein mythisches Zauber-

reich ein: auf dem Pegasus reitend wie ein zweiter Bellerophon, erschlug er die Schimäre, die Lous Seele bewachte. Das alles geschah so plötzlich, dass Lou noch nachträglich erschauerte. Im *Lebensrückblick* schreibt sie: «War ich jahrelang Deine Frau, so deshalb, weil Du mir das erstmalig Wirkliche gewesen bist, Leib und Mensch ununterscheidbar eins, unbezweifelbarer Tatbestand des Lebens selbst. Wortwörtlich hätte ich Dir bekennen können, was Du gesagt hast als Dein Liebesbekenntnis: ‚Du allein bist wirklich.‘ Darin wurden wir Gatten, noch ehe wir Freunde geworden, und befreundet wurden wir kaum aus Wahl, sondern aus ebenso untergründlich vollzogenen Vermählungen. Nicht zwei Hälften suchten sich in uns: die überraschte Ganzheit erkannte sich erschauernd an unfasslicher Ganzheit. So waren wir denn Geschwister – doch wie aus Vorzeiten, bevor Geschwisterehe zum Sakrileg geworden.»<sup>6</sup>

Das Auffallendste an dieser vom Ufer ihres hohen Alters erklärenden Deutung ihrer Liebesbegegnung mit Rilke ist, dass Lou hier tatsächlich wie Rilke spricht. Man gewinnt den Eindruck, als habe sie anhand von Rilkes Briefen versucht, ihre eigene Handlungsweise zu verstehen. Aber was als Rückschau verständlich scheint, bleibt als aktuelles Ereignis rätselhaft. Wie kam es, dass sie, eine reife Frau, fast alt genug, um Rilkes Mutter sein zu können – eine Frau zudem, die leidenschaftlich begehrt wurde, aber sich, ohne zu zögern, dem Werben der meisten Männer widersetzt hatte, in ihrem sechsunddreissigsten Lebensjahr dem Ansturm eines Jünglings erlag? Kein Wunder, dass allerlei Vermutungen über Ursachen und Gründe für diese Verbindung angestellt wurden. Für einige von Rilkes Freunden und Bewunderern gab es kein Geheimnis. Sie sahen Lou in der Rolle der listigen Verführerin, die einen jungen Mann ausnützte und ihn in ihre Netze zog. So aber hat sich der Vorgang sicher nicht abgespielt, denn Rilke war keineswegs ein naiver Jüngling, als er Lou begegnete. Er hatte Erfahrungen in der Liebe gewonnen und wusste, dass er die Gunst Lous am sichersten gewann, wenn er sowohl an ihre mütterlichen Instinkte wie an ihre Weiblichkeit appellierte. Und das tat er mit grossem Geschick, er vollzog die Annäherung, indem er Lous kühle Geistigkeit durchdrang und ihre Leidenschaft weckte. Schon bald nach der ersten Umarmung jedoch begann sich ihr kritischer Verstand wieder zu regen; sie betrachtete ihren jugendlichen Liebhaber mit wachsender Sorge, denn sein überspannter Zustand beunruhigte sie. Schweren Herzens fragte sie sich, ob der jähe Umschlag seines lyrischen Überschwangs in düsterste Depression das Anzeichen einer gefährlichen Geisteskrankheit sei. Rilke schien ihr zwei Gesichter zu

haben: ein selbstbewusstes, lebensbejahendes und ein krankhaft in sich gekehrtes. In ihren Briefen und Lebenserinnerungen schreibt sie, dass es erschreckend war, «den anderen»<sup>7</sup> plötzlich auftauchen zu sehen, der vor Angst zitterte und sich heftigsten Selbstvorwürfen und bitterstem Selbstmitleid hingab. Anfangs hoffte sie wohl, ihre Liebe werde ihn heilen, versuchte auch, sein Selbstbewusstsein zu stärken und ihn mit ihrer eigenen Lebensfreude aufzuheitern, aber umsonst. Je länger sie ihn kannte, desto klarer wurde ihr, dass ihre Befürchtungen nur zu berechtigt waren. Um ihres eigenen Seelenfriedens willen beschloss sie daher, ihn zu verlassen. Zwischen dem plötzlichen Beginn und dem ebenso plötzlichen Ende lagen jedoch fast drei Jahre der Dichtung und der Liebe.

Als Rilke Lou kennenlernte, hatte er bereits eine grosse Anzahl von Gedichten veröffentlicht. Unter dem Namen René Maria Rilke waren in rascher Folge die schmalen Bändchen *Leben und Lieder* (1894), *Wegwarten: Lieder dem Volke geschenkt* (1896), *Larenopfer* (1896) und *Traumgekrönt* (1897) erschienen – reine Stimmungsliteratur, die ein ungewisses Sehnen nach etwas Zukünftigem und halb auch Gewesenem ausdrückte, vollkommen in ihrer Art, sentimental, sensibel, subtil. Das immer wiederkehrende Thema war die Unvertrautheit des Lebens und sein Mysterium – das Leben nicht gelebt oder beobachtet, sondern gefühlt, intuitiv als Einheit empfunden:

«Träume scheinen mir wie Orchideen. –  
So wie jene sind sie bunt und reich.  
Aus dem Riesenstamm der Lebensäfte  
ziehn sie just wie jene ihre Kräfte,  
brüsten sich mit dem ersaugten Blute,  
freuen in der flüchtigen Minute,  
in der nächsten sind sie tot und bleich. –  
Und wenn Welten oben leise gehen,  
fühlst du's dann nicht wie von Düften wehen?  
Träume scheinen mir wie Orchideen. –»<sup>8</sup>

Rilkes Wortvirtuosität, die melodischen Rhythmen, klangvollen Alliterationen und subtilen Assonanzen seiner Gedichte sprachen Lou wohl vom Gefühl her an, aber wirklich beeindruckt war sie davon nicht. Sie gab zu, dass viele Gedichte schön waren, einige sogar bestrickend schön; aber wenn man sie zu fassen suchte, lösten sie sich auf wie Träume, an die man sich nur verschwommen erinnert. Lou gestand, dass sie die Verse nicht ver-

stehen könne – ein bitteres Geständnis für ihren jungen Geliebten. Rilke bemühte sich daher bewusst, schlichter und über schlichte Dinge zu schreiben.

Von Lou ermutigt, trat der junge Dichter in eine Schaffensperiode strenger Selbstdisziplin ein, die viele Jahre später in den *Neuen Gedichten* sich am klarsten ausprägte. Als erstes Anzeichen dieser Wandlung unter Lous Einfluss ist die auffällige Veränderung von Rilkes Handschrift zu beobachten. Vor seiner Begegnung mit Lou schrieb er nachlässig und oft fast unleserlich, jetzt wurde seine Schrift so klar und deutlich wie die ihre. Als Lou sich abschätzig über die etwas weibische, französische Form seines Vornamens «René» äusserte, änderte er ihn in «Rainer» um. Wie Lou unter dem Namen berühmt wurde, den ihr ein liebender Mann gegeben hatte, so erntete Rilke Ruhm unter dem Namen Rainer. Dass sich der Dichter bewusst war, wieviel er Lou schuldete, dafür legen seine Briefe beredtes Zeugnis ab. So schrieb er ihr zwei Jahre nach der intimen Begegnung, die Lou durch ihren *Letzten Zuruf* beendet hatte:

«So fühlte ich es damals und ich weiss heute davon, dass gerade in der unendlichen Wirklichkeit, die Dich umgab, für mich das tiefste Ereignis lag jener unsäglich guten, grossen, gebenden Zeit; die umgestaltende Erfahrung, die damals, an hundert Stellen zugleich, mich ergriff, sie ging von dem unsagbar Wirklichen aus, das Du warst. Nie hatte ich, in meiner tastenden Zaghaftigkeit, Seiendes so gefühlt, an Vorhandenes so geglaubt und das Kommende so erkannt; Du warst alles Zweifels Gegenteil, und ein Zeugnis warst Du mir dessen, dass alles *ist*, was du berührst, erreichst und schaust. Die Welt verlor das Wolkige für mich, dieses fliessende Sich-Formen und Sich-Aufgeben, das meiner ersten Verse Art und Armut war; Dinge wurden, Tiere, die man unterschied, Blumen, die waren; ich lernte eine Einfachheit, lernte langsam und schwer, wie schlicht alles ist, und wurde reif, von Schlichtem zu sagen. Und das alles geschah, weil ich Dir begegnen durfte, damals, als ich zum erstenmal in Gefahr war, mich an Formloses fortzugeben.»<sup>9</sup>

Weil Lou auf seine Dichtung nicht voll einzugehen vermochte, konzentrierte Rilke sich auf das Thema, das sie beide unablässig beschäftigte: Gott. Auch er war ein Gottsucher und sehnte sich nach Offenbarung. Beide liebten sie die Bibel, besonders das Alte Testament; waren sie allein, so las Rilke ihr manchmal vor. Er wählte dazu solche Stellen aus, die am meisten seiner Empfindung für die geliebte Frau entsprachen: «Du hast mir das Herz genommen, meine Schwester, liebe Braut, mit deiner

Augen einem und mit deiner Halsketten einer. Wie schön ist deine Liebe, meine Schwester, liebe Braut! Deine Liebe ist lieblicher als Wein!» Selbst im Banne des *Hohen Liedes* stehend, spürte Rilke den Strom der Sympathie, den seine Worte im Herzen Lous erweckten.

Manchmal kamen sie auf die Bedeutung der Gestalt Christi zu sprechen, die Lou in ihrem Aufsatz *Jesus der Jude* und Rilke in seiner Dichtung dargestellt hatten. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass Rilke durch Lous Aufsatz Anregungen für seine *Christusvisionen* erfuhr. Er las ihn jedenfalls, als er den Zyklus begann, und die Behandlung des Themas weist Ähnlichkeiten auf. Beide sahen in Christus nicht den Sohn Gottes, sondern einen leidenden Menschen und religiösen Genius, unendlich ergreifend in der Verlassenheit seines Passionsweges.

Von der Auffassung ausgehend, dass eine Theorie des anthropomorphen Ursprungs aller Gottheiten den psychologischen Tatsachen des religiösen Phänomens nicht gerecht wird, beschäftigte sich Lou hauptsächlich mit der «Rückwirkung einer, gleichviel wie entstandenen Gottheit auf den an sie glaubenden Menschen». Und stellte die Frage: «Wie hat die ursprünglich menschenerschaffene Gottheit durch ihren Einfluss den Menschen so in ihren Dienst genommen, wie sie ist, sein Geschöpf, zum schöpferischen Prinzip seines gesamten inneren Lebens geworden?»<sup>10</sup> Sie sah die Antwort im Leben und Werk grosser Persönlichkeiten, religiöser Genien, denen es gelingt, ihr individuelles Gotteserlebnis nach aussen zu projizieren, wie etwa im Werk eines Dichters, dessen höchster künstlerischer Traum uns plastisch entgegentritt. Das klassische Beispiel dieses Vorgangs war für sie Jesus, ein junger Jude, erzogen in der Tradition eines Glaubens, der die Verheissungen Gottes nicht ins Jenseits verlegte, sondern von der naiven und ausdrücklichen Voraussetzung ausging, «dass jede Verheissung Gottes sich selbstverständlich schon auf Erden, im wirklichen Leben, auf das Unzweifelhafteste erfüllen müsse»<sup>11</sup>. Darin sah Lou «die echte Gewalt eines wahren, kindlichen Glaubens, dem ein Zweifel gar nicht nahe kommt, und der sich deshalb auch gar nicht davor fürchtet, dass das Leben ihn am Ende Lügen strafen, und die Gottessegnung ausbleiben könnte»<sup>12</sup>. Die Tragik des historischen Jesus lag nun für sie gerade darin, dass er sein glühendes Herz einem himmlischen Vater öffnete, der seinen Kindern auf Erden Erlösung von Not und Unglück versprochen hatte. Und es taucht für sie die Frage auf: «Kann denn ein Vater sein Kind preisgeben, wenn es hingeht, ihn zu verkündigen?»<sup>13</sup> Das aber geschah, als Jesus in der Stunde seiner höchsten Not seinen himmlischen Vater um Hilfe anrief; «denkt man

sich aber in die Seelenstimmung des wirklichen Menschen Jesus hinein, des Juden seiner Zeit, nicht des konstruierten, sei es freisinnigen Jesus oder orthodoxen Christus, in das, was in ihm vorgehen mochte, so gewinnt der Kampf in Gethsemane eine geradezu furchtbare Bedeutung. Denn dann war er, als er starb, eben nur der erste jener vorhin erwähnten jüdischen Märtyrer, die in einem entsetzlichen Zweifel, mit starr und hilflos zum unerbittlichen Himmel gerichteten Augen, gestorben sein mögen. Bis hinein in die letzte Stunde, von Gethsemane bis Golgatha, hat er gewiss eine sinkende Hoffnung tapfer und mit Aufwand aller Glaubenskraft getragen, denn es ist als wahrscheinlich anzunehmen, dass er sich vor dem Prokurator als den Gesalbten Gottes bekannt hat: schon die Inschrift am Kreuz lässt dies vermuten. Noch im letzten Augenblick, als er schon am Kreuz hing, mag er seinen Gott entschuldigt haben, denn immer noch war ein Wunder möglich und *musste* geschehen: ein Gerechter konnte nicht im Elend sterben, nicht seinen Feinden erliegen, konnte nach jüdischen Begriffen am allerwenigsten den schimpflichsten Tod, den Tod der äussersten Schmach am Kreuze, erleiden – selbst wenn er der Messias nicht war, sondern nur der gerechten Juden einer, so sicherte ihn davor Gottes feste, heilige Verheissung.»<sup>14</sup>

Und dennoch geschah es. Daher Christi qualvoller Aufschrei: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?»

Diese schmerz erfüllten Worte fassen das Leiden aller religiösen Menschen zusammen, werfen die Frage nach der Existenz Gottes auf. Während aber Jesus mit seinem Zweifel im Herzen gestorben sein mag, gelang es den Jüngern, seinen Augenblick der grössten Not in seinen grössten Triumph zu verwandeln durch das grandiose Paradox, Gott strafe diejenigen, die er liebt. Christi Kreuzestod wurde zum Prolog seiner Himmelfahrt, sein einsamer Todeskampf zum Symbol einer neuen Religion. Jedoch, «in das Triumphgeschrei des kompakten und nützlichen Glaubens, der für Alle ist, klingt immer nur ganz – ganz leise und schmerzlich das letzte Wort der Religiosität, die nur hier und da für einen armen Einsamen ist – der sie zu tief durchkostete: Eli! Eli! lama sabachtani!»<sup>15</sup>

Christi qualvoller Aufschrei am Kreuz ist auch Rilkes Thema in dem Gedicht *Jahrmarkt*, das er sechs Monate nach Lous Essay schrieb. In seinem ersten Brief teilte Rilke ihr mit, er habe ihren Essay auf Anraten Dr. Conrads gelesen, des Herausgebers der Zeitschrift *Die Gesellschaft*. Er hatte einige Gedichte aus dem Zyklus *Christusvisionen* gesehen und «muthmasste, dass mich jene geistvolle Abhandlung interessieren dürfte»<sup>16</sup>.

Rilke fügte hinzu, dass Conrad fünf dieser Gedichte veröffentlichen wolle, eine Behauptung, die er schon in einem Brief an Ludwig Ganghofer aufgestellt hatte. Darin täuschte er sich jedoch. Die *Christusvisionen* erschienen weder in der *Gesellschaft* noch anderswo, sondern wurden erst sechzig Jahre später im dritten Band seiner Gesammelten Werke veröffentlicht. Warum diese lange Verzögerung? Eines ist sicher: Rilke zweifelt nicht am poetischen Wert dieser Gedichte. Zu einer Zeit, als er über seine frühen Arbeiten sehr kritisch urteilte, nannte er sie «diese grossen Gedichte». Die Frage wird noch schwieriger, wenn wir Rilkes Antwort an Wilhelm von Scholz in Betracht ziehen, der die Gedichte 1899 veröffentlichen wollte. «Ich habe viele Ursachen, die Christus-Bilder zu verschweigen – lang – lange noch», teilte er Scholz mit. «Sie sind das Werdende, das mich begleitet lebenslang.»<sup>17</sup>

Zwischen diesen beiden Daten – 1897, als er die Gedichte offenbar veröffentlichen wollte, und 1899, als er jeden Gedanken an eine Veröffentlichung zurückwies – liegt Rilkes Begegnung mit Lou. Wie eng Anlass und Inhalt dieser Gedichte mit Lou verbunden sind, geht ausserdem aus der Tatsache hervor, dass er sich an sie wandte, als 1912 sein Verleger Kippenberg erneut auf eine Veröffentlichung drängte:

«Nun hab ich leider einmal verlauten lassen, dass es die *Christusvisionen* gibt, und da Kippenberg nun natürlich Wert darauf legt, in diesen erneuten Ausgaben auch Unveröffentlichtes zu bringen, liegt er mir ziemlich an, diese grossen Gedichte (die ich selbst viele Jahre nicht wieder-gesehen habe) nun mit in die neue Publikation einzustellen. Dies will ich auf keinen Fall tun, ohne zu wissen, wie Du darüber denkst. Glaubst Du, ist sonst noch etwas aus jener Zeit da, was eher unterzubringen wäre, oder sollte wirklich die Reihe an diesen Dingen sein?»<sup>18</sup>

Lous Antwort auf diese Anfrage scheint verlorengegangen zu sein; aber was sie auch gesagt hat, Rilke entschied sich gegen eine Veröffentlichung. Er erwähnt die Gedichte noch einmal anderthalb Jahre später im Nachwort eines Briefes an Lou, den er im Hause seines Verlegers in Leipzig schrieb:

«Sind nicht die *Christusvisionen*, in gelbem Umschlag, bei Dir liegen geblieben? In diesem Fall, bitte, lies sie doch.»<sup>19</sup>

Diesmal antwortete Lou sofort. Sie bestätigte ihm, dass sie die Gedichte in ihrem Banksafe aufbewahre. Sie habe sie erneut gelesen, und dabei seien ihr zum erstenmal «ganz wunderbare Zusammenhänge» aufgefallen, die man brieflich schwer schildern könne.

«Im Ton stehn sie [die *Christusvisionen*] weit ab von den beiden jetzigen, letzten [damit bezieht sie sich auf die beiden ersten *Duineser Elegien*] – doch wie ist alles, was Du geschaffen, einheitlich bewegt zwischen diesen vergangenen Christusvisionen und den kommenden Engelsvisionen.»<sup>20</sup> Rilke fühlte sich durch diese Worte sehr getröstet, denn er war wieder von inneren Zweifeln gequält und bedurfte eines ermutigenden Zuspruchs. Wenn Lou noch immer an ihn glaubte, konnte er selbst nicht auch an sich glauben? Vielleicht erinnerte er sich jener vertrauten, lange zurückliegenden Stunden in München, als er Lou zum erstenmal seine Gedichte vorgelesen hatte. Es war für ihn ein unvergessliches Erlebnis gewesen: Unmerklich war sie mit seinen Gedichten und durch diese mit ihm eins geworden. Er hatte gespürt, dass er mehr als Anteilnahme in ihr erweckte: Staunen, Bewunderung und Liebe überwältigten sie. Ihr ganzes Wesen hatte sich ihm geöffnet, ihr Herz seiner Musik, ihr Verstand seinen Worten. So vertraut klangen sie ihr, sie selber hätte sie schreiben können. Es war die Stimme ihres geistigen Bruders.

In dem Gedicht *Jahrmarkt* fasst Rilke das Christus-Thema im Rahmen des Münchner Oktoberfestes. In farbigen Bildern beschreibt er das fröhliche, geräuschvolle Treiben, die grossen Bierzelte, Karussells, die Riesenräder und bunten Attraktionen aus aller Herren Ländern, die auf Auge und Ohr der Besucher einstürmen. Er schlendert mitten unter ihnen, bis er an eine Bude ganz am Ende der Festwiese kommt, an der ein Schild verkündet, dass man hier Leben und Tod Christi sehen kann. Ohne einen Grund zu wissen, zahlt er einen Groschen, nimmt ein Billett und tritt ein. Er findet sich mitten unter Wachsfiguren, die verschiedene Szenen aus dem Leben Christi darstellen: seine Geburt in Bethlehem, den Besuch im Tempel, den Einzug in Jerusalem, die einsame Nachtwache im Garten von Gethsemane und schliesslich die Kreuzigung. Während er die Gestalt Christi am Kreuz betrachtet, bleibt ihm plötzlich das Herz stehen, denn:

«Der gelbe Wachsgott öffnete und schloss  
das Lid, das, bläulich dünn, den Blick verhängte;  
der enge, wunde Brustkorb hob und senkte  
sich leise, leise, und die schwammgetränkte,  
todblasse Lippe schien ein Wort zu fassen,  
das sehnd sich durch starre Zähne drängte:  
,Mein Gott, mein Gott – was hast du mich verlassen?’  
Und wie ich zu entsetzt, dass ich des Sinns

des dunkeltiefen Dulderworts verstehe,  
nur steh und steh und nicht das Auge wende, –  
da lösen leise seine weissen Hände  
sich von dem Kreuze, und er stöhnt: ‚Ich bins.‘  
Lang lausch ich nach, und es verklingt sein Spruch, –  
ich schau die Wände rings von grellem Tuch  
bedeckt und fühle diesen Jahrmarktstrug  
und seinen Lampenöl- und Wachsgeruch.  
Da haucht es wieder her: Das ist mein Fluch.  
Seit mich, von ihrem eitlen Glaubenssprahlen  
betört, die Jünger aus dem Grabe stahlen,  
giebts keine Grube mehr, die mich behält.  
Solang aus Bächen Sterne widerstrahlen,  
solang die Sonne zu erlösten Talen  
den Frühling ruft mit seinen Bacchanalen,  
so lange muss ich weiter durch die Welt.  
Von Kreuz zu Kreuze muss ich Busse zahlen . . .  
Kennst du die Sage von dem Ewigen Juden?  
Ich selbst bin jener alte Ahasver,  
der täglich stirbt um täglich neu zu leben.»<sup>21</sup>

Dies war eine Sprache, die Lou verstand, und damit gewann Rilke ihre Liebe. Zwei Wochen nach ihrer ersten Begegnung klingen seine Briefe schon leidenschaftlich und vertraut. Er sandte ihr Blumen und Gedichte, Lieder der Sehnsucht, die sich von seinen früheren Versen unterschieden, denn «ich hab der Sehnsucht neben mir in die Augen geschaut»<sup>22</sup>. Ein Schatten fiel auf ihre Liebe, wenn sie an Lous Mann in Berlin dachten, und unmittelbar drohte die Vorladung Rilkes nach Prag zur Musterung. Der junge Dichter war untröstlich und nahm jede Gelegenheit wahr, um mit Lou zusammen zu sein. So verbrachten sie Ende Mai zwei herrliche Tage auf der Suche nach Einsamkeit und Gebirgsluft in dem oberbayerischen Landstädtchen Wolfratshausen. Als der gefürchtete Tag der Abreise kam, schichtete sich Rilke schweren Herzens in die Trennung. Die Untersuchung ergab jedoch, dass er sich vorläufig nicht zu stellen brauchte. In einem übergelücklichen Telegramm aus Prag – «frei und bald auch froh»<sup>23</sup> – teilte er Lou die gute Nachricht mit, und ein paar Tage später traf er sie in München wieder. Von da an waren sie unzertrennlich. Der immer leidenschaftlichere Ton von Rilkes Briefen und Gedichten

zeigt, wie schnell seine Liebe Erfüllung fand. Am Pfingstsonntag, den 6. Juni, sandte er ihr Grüße, erzählte ihr, dass dieser Frühling eine besondere Bedeutung für ihn habe, und unterwarf sich demütig ihrer «süssen Sklaverei»<sup>24</sup>. Zwei Tage später versicherte er ihr, sie werde erst in vielen Jahren verstehen, wie sehr er sie liebe. Was einem Verdurstenden ein Bergquell sei, das sei ihm ihre Liebe. Er wolle die Welt durch sie sehen, denn «dann seh ich nicht die Welt, sondern immer nur Dich, Dich, Dich!»<sup>25</sup> In einem Gedicht drei Tage später nannte er sie seine «Kaiserin»<sup>26</sup>. Sie habe ihn reich gemacht, und obwohl er seinen Reichtum zu verbergen suche, könne doch jeder sehen, wie ihm das Glück aus den Augen strahle. Er wolle «aufgehen» in ihr. «Ich will Du sein. Ich will keine Träume haben, die Dich nicht kennen und keine Wünsche, die Du nicht erfüllen willst oder kannst. Ich will keine Tat tun, die Dich nicht preist... Jetzt will ich Du sein. Und mein Herz brennt vor Deiner Gnade, wie die Ewige Lampe vor dem Marienbild.»<sup>27</sup>

Lous Antworten auf Rilkes Briefe sind leider nicht erhalten, auf Grund des gemeinsamen Entschlusses, alle Dokumente ihrer Liebe zu vernichten. In ihren Lebenserinnerungen sagt sie, die «unabänderlich obwaltenden Lebensumstände»<sup>28</sup> – eine Anspielung auf ihre Ehe – hätten zu diesem Entschluss geführt. Zweifellos liess es Andreas' empfindlicher Stolz geraten sein, jede offene Äusserung ihrer Liebe zu vermeiden. Aus diesem Grund war Lou nicht ganz glücklich über die poetische Verehrung, mit der sie der junge Dichter überschüttete; sie spricht von Korrekturen mit schwärzesten Tintenstrichen, die viele von Rilkes Liebesgedichten verstümmelten und vernichteten. Sie zitiert dann ein Bruchstück, das irgendwo bewahrt blieb und noch in dem ursprünglichen, nun vergilbten Umschlag steckte, in dem Rilke es ihr geschickt hatte:

«Dann brachte mir Dein Brief den sanften Segen,  
ich wusste, dass es keine Ferne gibt:  
Aus allem Schönen gehst Du mir entgegen,  
mein Frühlingswind Du, Du mein Sommerregen,  
Du meine Juninacht mit tausend Wegen,  
auf denen kein Geweihter schritt vor mir:  
ich bin in Dir!»<sup>29</sup>

Man kann sich leicht vorstellen, wie Andreas auf dieses Gedicht reagiert hätte, wäre es ihm vor Augen gekommen. Denn es beschreibt, wenn auch

poetisch verschleiert, die Geschichte der Liebe Rilkes zu seiner Frau. Es handelt sich offensichtlich um die Antwort auf einen Brief, den sie Rilke geschrieben hatte; offensichtlich auch hatte Rilke ungeduldig auf Antwort gewartet. Als sie eintraf, entluden sich seine angestauten Gefühle in einem Gedicht. In rhapsodischer Sprache beschwört er die gemeinsamen Stunden der Leidenschaft: im Mai hatten sie sich kennengelernt – daher die Anspielung auf den Frühlingswind –, im Juni, «meine Juninacht», waren sie ein Liebespaar geworden, und dann hatten sie die Sommermonate in vertrauter Nähe in einem kleinen Bauernhaus in Wolfratshausen verlebt. All diese Ereignisse sind in dem Gedicht genau festgehalten. Aber die vielsagendste und für Andreas schmerzlichste Zeile wäre die vorletzte gewesen mit ihrem dunklen Hinweis, dass Rilke (wie er glaubte) Lous erster Geliebter war. Es ist verständlich, dass Lou diese lyrischen Indiskretionen unangenehm waren und sie die Gedichte zu vernichten suchte. Doch viele der Verse, die sie aus seiner Manuskriptsammlung von Liebesgedichten *Dir zur Feier* ausschied, blieben in Rilkes Notizbüchern erhalten. Das gelegentliche Missfallen, das ihr Rilkes lyrischer Überschwang bereitete, wurde jedoch mehr als ausgeglichen durch die Freude, die sie in seiner Nähe empfand. Sie hatten München Mitte Juni verlassen und sich nach Wolfratshausen zurückgezogen, begleitet – wohl hauptsächlich, um den Schein zu wahren – von Frieda von Bülow und August Endell. Wolfratshausen, ein typisches oberbayerisches Städtchen mit einem male- rischen alten Markt- platz, Barockkirchen mit Zwiebeltürmen und einer Anzahl altertümlicher Gasthäuser, liegt im breiten Tal der Isar am Fusse des Kalvarienberges. Schöne Spazierwege führen zum Berggipfel hinauf und bieten herrliche Ausblicke auf die Alpenkette im Süden. Lou und Rilke hatten ein kleines Bauernhaus gemietet mit einem Garten und einer schattigen Laube an der Rückseite. Lou erinnert sich, dass ihr Zimmer im Erdgeschoss zur Strasse hinaus lag und dass Rilke immer die Läden schloss, wenn er sie besuchte, damit Vorübergehende nicht herein- sehen konnten. In diesen Sommertagen verlebten sie die glücklichste Zeit ihrer Liebe. Im Garten hinter dem Haus machte sie ihn mit den Namen ihrer Lieblingsblumen vertraut, und gemeinsam lauschten sie auf den Wind in den Bäumen und auf das Rauschen des Wassers im Bach. Von ihrem Mann hatte Lou gelernt, die Tiere bei Tagesanbruch zu beobachten, dieses Wissen gab sie jetzt an den jungen Dichter weiter. Zum erstenmal in seinem Leben trat Rilke in eine wirkliche Beziehung zur Natur, eine schlichte, unmittelbare, nichtliterarische Beziehung. Lous ehrfürchtiges

Staunen über die Alleinheit der Natur, ihre Vitalität und Lebensfreude berührten ihn tief. Angesichts der gesunden Kraft ihrer Sinnlichkeit musste er sich der rührseligen Sentimentalität seiner Jünglingsträume schämen. Eine neue Welt tat sich vor ihm auf, eine ungebrochene Welt, vor der die quälenden Zweifel seines Lebens im Nichts versanken. Jetzt erst nahm er den verderblichen Einfluss der falschen Frömmigkeit seiner Mutter wahr, ihre gekünstelten Emotionen und hysterisch übertriebenen Gefühlsausbrüche. Sie war ihm verantwortlich für die Entzückungen, die ihn der Wirklichkeit entfremdeten. Er hatte Lou zur rechten Zeit gefunden. Sie sollte ihm helfen, ein Wirklicher unter Wirklichen zu werden. Unter ihrer liebevollen Anleitung begann er seine Gefühle schlichter und unmittelbarer auszudrücken. Es gelang ihm nicht immer, und manches Gedicht, das er in dieser äusserst produktiven Zeit schrieb, spiegelt seine «vor-wolfratshausensche Überschwenglichkeit»<sup>30</sup> wider, wie sie es nannten, jenes vage Schweben zwischen Tag und Traum, das für seine frühen Verse so typisch ist. Bei anderen dagegen spürt man das Streben nach grösserer Gegenständlichkeit:

«Das Land ist licht und dunkel ist die Laube,  
und du sprichst leise und ein Wunder naht.  
Und jedes deiner Worte stellt mein Glaube  
als Betbild auf an meinem stillen Pfad.  
Ich liebe dich. Du liegst im Gartenstuhle,  
und deine Hände schlafen weiss im Schoss.  
Mein Leben ruht wie eine Silberspule  
in ihrer Macht. Lös meinen Faden los.»<sup>31</sup>

In genauer Gegenständlichkeit behandelt dieses Gedicht das Liebesthema, indem es zunächst den Schauplatz darstellt — Land und Laube: eine Anspielung auf die Laube in Wolfratshausen, in der sie so schöne Tage verlebten. Wie hingeeben der Liebende den Worten seines Gegenübers lauscht, ist ausgedrückt in dem Wort «Betbild», mit dem er jedes Wort vergleicht; gleichzeitig hebt er dadurch seine Liebe auf die Stufe religiöser Anbetung. Aber dieses Gefühl wird sogleich wieder ins Irdische verwandelt durch die schlichte, in diesem Zusammenhang ganz besonders wirkende Feststellung: «Ich liebe Dich.» Damit kehrt das Gedicht zum konkreten Bild zurück. Lou sitzt in einem Gartenstuhl, die Hände im

Schoss gefaltet. Während der Dichter sie betrachtet, wird er sich bewusst, dass er völlig in ihrer Macht steht: sie hält den Faden seines Lebens in Händen. Das Bild wird vervollständigt durch die behutsame, mit äusserster Wortökonomie vorgebrachte Bitte, sie möge sein Leben entwirren und ihn befreien: «Lös meinen Faden los.»

Aus solchen Gedichten wird deutlich, wie sehr Rilke unter Lous Einfluss stand. Er klammerte sich mit fast hilfloser Verzweiflung an sie und konnte den Gedanken an Trennung nicht ertragen. Perioden der Trennung waren jedoch unvermeidlich: Lou vermochte ihr Leben dem seinen nicht so völlig unterzuordnen, wie er es wünschte. Sie selbst musste die Wolfratshausener Liebeswochen unterbrechen, um eine Verabredung mit ihrer Freundin Broncia Koller in Hailein einzuhalten. Aber kaum war sie fort, da folgten ihr Rilkes leidenschaftliche Briefe nach. Er schrieb ihr täglich und flehte sie um Rückkehr an. Vielleicht ahnte er, dass ihm von einem anderen Mann Gefahr drohte. Seine Sprache hatte wieder die alte Überschwenglichkeit angenommen, und Lou war aufs Neue beunruhigt und besorgt.

Um die Lage noch weiter zu verwirren, kündigte Andreas, der die ganze Zeit in Berlin gewesen war, seine Ankunft an und teilte ihr mit, er wolle einen Monat zusammen mit ihr in Wolfratshausen verbringen. Es kam also mehr denn je darauf an, dass ihr junger Geliebter seine Gefühle zu beherrschen lernte. Da von einem Zwischenfall nichts bekannt ist, muss angenommen werden, dass es Lou und Rilke gelang, Andreas über den wahren Sachverhalt im Unklaren zu lassen. Zyniker haben freilich behauptet, dass Lou keineswegs versuchte, ihre Liebe zu Rilke zu verheimlichen, und dass Andreas damit einverstanden war. Das jedoch scheint wenig wahrscheinlich. Die Tatsache, dass er nichts merkte, deutet vielmehr darauf hin, dass Lou mit grosser Meisterschaft die schwierige Situation beherrschte. Schon immer war sie von Männern umgeben gewesen, die sie bewunderten, und Andreas mag geglaubt haben, dass von den zahlreichen Freunden seiner Frau Rilke der am wenigsten gefährliche war. Auf jeden Fall scheint er mit dem jungen Dichter gut ausgekommen zu sein und erhob keinen Einspruch, als Rilke den Vorschlag machte, sie auf der Rückreise nach Berlin zu begleiten. Um in Lous Nähe zu bleiben, beabsichtigte er, seinen Wohnort ebenfalls nach Berlin zu verlegen. So endete das erste Kapitel der Begegnung zwischen Lou und Rilke. Von nun an wurde sie immer mehr seine Freundin, seine Lehrerin und seine Vertraute. Die hohe Zeit ihrer Liebe war vorüber.

## GOTT IN RUSSLAND

Lou und Rilke verbrachten den Winter des Jahres 1897 in Berlin, Lou in ihrer kleinen Wohnung in Schmargendorf am Rande des Grünewalds, aus dem Nietzsche in bitterer Enttäuschung geflohen war – Rilke im benachbarten Wilmersdorf. Sie lebten beide in beengten räumlichen Verhältnissen. Im grössten Zimmer der Wohnung Lous, der Bibliothek, arbeitete ihr Mann und gab Stunden. Ihre eigenen Besucher musste sie in der Küche empfangen. Rilke scheint dies jedoch nicht gestört zu haben. Während Andreas in seinem Arbeitszimmer seinen Studien nachging, half Rilke Lou bei der Hausarbeit; spaltete Holz, wusch mit auf und sah ihr zu, wie sie seine russischen Lieblingsgerichte, Grütze und Borschtsch, zubereitete. Oder sie unternahm ausgedehnte Spaziergänge, fütterten die zahmen Rehe im Wald und beobachteten schweigend den Untergang der Winter-sonne am westlichen Horizont. Beide liebten sie die Natur, besonders Lou, die von einem Spaziergang stets erfrischt und beseligt nach Hause zurückkehrte.

Für Rilke waren dies Augenblicke reinster Schöpferfreude. Lous Gegenwart verwandelte das Wolkig-Formlose seiner Traumwelt in Wirklichkeit, seine Ängste schwanden, sein Selbstvertrauen wuchs, und er war glücklich. Lou war seine Liebe und mehr als seine Liebe; sie bedeutete ihm das Leben selbst – Gegenwart und Zukunft. Eines Tages sollte sie die Mutter seiner Kinder sein:

«Wenn wir blonde Kinder haben,  
schenke ich zu Traum und Tanz  
eine Krone jedem Knaben,  
jedem Mädchen einen Kranz.»<sup>32</sup>

An diese Möglichkeit muss auch Lou gedacht haben, wahrscheinlich nicht ohne Sorgen, denn dadurch wäre ihr Leben noch schwieriger geworden.

Aber es war nicht ihre Art, sich im Voraus über Folgen ihrer Handlungen zu ängstigen. Rilkes Liebe gab ihr Erfüllung, das war das Wesentliche dieser beschwingten Zeit. Sollten sich Folgen einstellen, so musste sie eben damit fertig werden.

Manchmal verbrachten Lou und Rilke einen Abend in der Stadt, gingen ins Theater oder ins Konzert und anschliessend in eines der von der Avantgarde besuchten Lokale, wo Lou ihn bei ihren literarischen Freunden einführte. Bei solchen Gelegenheiten konnte Rilke ein geistreicher Erzähler mit einem ansteckenden Lachen sein, übersprudelnd von Witz und Humor. Es gab aber auch Stunden, wo er stumm, in sich gekehrt dabeisass. Dann sorgte sich Lou, fragte ihn nach dem Grund seiner Niedergeschlagenheit und suchte ihn aufzuheitern. Sie dachte sogar daran, einen Arzt zu befragen, und besprach seinen Fall auch mit ihrem Freund Zemek, aber vorerst hielt sie es für das Beste, ihn dadurch seinen Selbstquälereien zu entreissen, dass sie ihn an eine Tätigkeit band. Rilke musste seinen guten, aber undisziplinierten Verstand schulen, musste lernen, dass selbst ein Dichter sich nicht ausschliesslich auf Augenblicke der Inspiration verlassen kann. Er musste arbeiten lernen, das war es, und dazu hielt Lou ihn an. Später war es das Beispiel Rodins und dessen *il faut travailler, toujours travailler*, wodurch Rilke den Wert der Arbeit schätzen lernte. Aber jetzt war es Lou. Sie selbst arbeitete unermüdlich, ein neuer Artikel für die *Neue Deutsche Rundschau* musste abgeschlossen werden, und ihr Verleger drängte auf die Beendigung ihres Buches *Fenitschka*. Der Sommer der Liebe war vorbei, Lou stand ein arbeitsreicher Winter bevor.

Ihrem Beispiel folgend, versuchte Rilke, es ihr gleichzutun. Um seine Kenntnisse zu erweitern, beschloss er, sich an der Berliner Universität zu immatrikulieren und Vorlesungen über Kunstgeschichte und Ästhetik zu besuchen. Auch mit der Kunst der italienischen Renaissance begann er sich unter Lous Aufsicht zu beschäftigen. Er war mehrmals in Italien gewesen und hatte vor, das kommende Frühjahr in Florenz zu verbringen. Lou konnte ihn nicht begleiten, aber er versprach ihr, ausführlich über seine italienischen Eindrücke in einem eigens für sie geschriebenen Tagebuch zu berichten, sowohl als Zeichen seiner Liebe wie als Beweis, dass er seine Kenntnisse vervollständigte.

So entstand das *Florenzer Tagebuch*. Es beginnt mit einem Gedicht, in dem sich Rilke darüber beklagt, dass er aus ihrer gemeinsamen Winterlandschaft in diesen fernen Frühling verbannt worden sei. Er kommt sich verloren vor, verwirrt durch die Bilder dieses neuen, flimmernden Lan-

des. «Ob ich schon ruhig und reif genug bin, das Tagebuch, welches ich Dir heimbringen will, zu beginnen – ich weiss es nicht.»<sup>83</sup> Doch dann gedenkt er des vorigen Frühlings, der Tage seiner ersten Begegnung mit Lou, und hält es für ein gutes Omen, diesen «Beweis» seiner «Sehnsucht» jetzt anzufangen. Er will vor ihren «lieben, lichten Augen» ausbreiten, was er in Florenz einfing, seine persönlichen Eindrücke, Gedanken und Bilder. Es folgen mehrere Seiten farbenprächtiger und stimmungsvoller Beschreibung. Florenz war eine Stadt, die sich, im Gegensatz zu Venedig, nicht leicht erschloss. Rilke fand die florentinischen Paläste dunkel und abweisend, hielt sie für Monumente einer starken, kriegerischen Zeit. «Hast Du aber einmal das Vertrauen dieser Paläste errungen, so erzählen sie Dir gern und gütig die Sage ihres Daseins in der herrlichen, rhythmischen Sprache ihrer Höfe.»<sup>34</sup> Diese liebt er, und liebevoll beschreibt er sie auf einigen beschwingten Seiten. Dann bricht das Tagebuch plötzlich ab. Rilke hatte Florenz verlassen, war aus der Stadt geflohen, weil er den übermächtigen Eindruck ihrer Kunst nicht mehr ertragen konnte. Er ging nach Viareggio, um der Natur und dadurch gefühlsmässig auch seiner Liebe näher zu sein. In einem der ersten dort entstandenen Gedichte versichert er Lou:

«GLAUB mir, Geliebte: wir sind beide  
noch nicht an unserm Anbeginn.  
Du spinnst noch deine Sommerseide,  
ich fühle, wenn ich nach dir leide,  
dass ich noch viel zu bange bin.»<sup>35</sup>

Es war eine richtige Entscheidung, denn kaum war Rilke in Viareggio angelangt, so lösten sich seine Spannungen; in einem Strom von Gedichten feierte er mit berückender Sprache den geheimnisvollen Zustand der Mädchenchaft:

*«Mädchen singen:*

DIE Zeit, von der die Mütter sprachen,  
fand nicht zu unsern Schlafgemachen,  
und drin blieb alles glatt und klar.  
Sie sagen uns, dass sie zerbrachen  
in einem sturmgejagten Jahr.

Wir wissen nicht: *Was ist das*, Sturm?

Wir wohnen immer tief im Turm  
und hören manchmal nur von fern  
die wilden Wälder wehn;  
und einmal blieb ein fremder Stern  
staunend bei uns stehn.

Und wenn wir dann im Garten sind,  
so zittern wir, dass *Es* beginnt  
und warten Alle zag ...

Aber nirgends ist ein Wind,  
der uns wiegen mag.»<sup>36</sup>

Mädchen sind ihm königliche Schwestern, die in zitternder Erregung auf die Ankunft ihres Bräutigams warten. In Liedern und Gebeten singen sie von ihrer unbewussten Furcht vor der Zukunft und von ihrer ungestillten Sehnsucht danach: «Mach, dass etwas uns geschieht! Sieh, wie wir nach Leben beben»<sup>37</sup>, flehen Rilkes junge Mädchen die Jungfrau Maria an. In einigen Eintragungen seines Tagebuchs flehte Rilke die geliebte Frau ähnlich an. Er pries den heiligen Zustand der Mutterschaft, in dem eine Frau Frieden und Erfüllung finde. Offenbar tief gerührt, teilte er Lou mit: «Heute schreibt mir eine Mutter, die tief in vieler Bangigkeit war, ehe das Wunder ihr geschah», und schilderte dann die Freude der Gräfin Reventlow über ihren kurz vorher geborenen unehelichen Sohn Rolf. «Heute hab ich den ganzen Nachmittag mit dem Rolf im Garten gesessen, und er ist mir an der Luft aufgeblüht wie eine Rose; er ist viel schöner geworden, seit Sie ihn nicht gesehen.» Rilke fügte hinzu, dass er diese Stelle «wie eine Hymne» gelesen habe. «Und ich ersehne den Augenblick, da ich es vor (von?) DIR lesen werde; da wird es Melodie empfangen.»<sup>38</sup>

Will dieser Hinweis besagen, dass Rilke glaubte, Lou sei schwanger? Seine britische Biographin, Miss E.M. Butler, ist dieser Ansicht und der bekannte Rilke-Forscher der Universität Edinburgh, Eudo C. Mason, der Ende der dreissiger Jahre im Rilke-Archiv in Weimar arbeitete, teilte mir mit, dass in seiner Abschrift die fragliche Stelle lautet: «da ich es *von* Dir lesen werde, anstatt *vor* Dir». Er weist darauf hin, dass es zwei andere Stellen in Rilkes Werken gibt, an denen «von» und «vor» verwechselt

ist, wegen der grossen Ähnlichkeit von Rilkes handschriftlichen «n» und «r». Wörtlich sagt er: «Ich halte es für höchst wahrscheinlich, dass das ‚von Dir‘ des Tagebuches in gutem Glauben, aber versehentlich als ‚vor Dir‘ gedruckt wurde. Wenn dem so ist, dann gibt es keine andere Erklärung für diese ganze Stelle ausser der, dass Lou damals schwanger war, oder zu mindestens fürchtete sie sei es.»<sup>39</sup> Ob Mason mit dieser Ansicht recht hat, sei dahingestellt. Zu betonen ist jedoch, dass das noch heute in London verbreitete Gerücht, Ellen Delp, die von Lou manchmal «Wahltochter» genannt wurde, sei Lous uneheliche Tochter aus der Verbindung mit Rilke, jeder Grundlage entbehrt. Das schliesst jedoch nicht aus, dass Rilke damals glaubte, ja vielleicht hoffte, Lou erwarte ein Kind von ihm. Zweifellos beschäftigten ihn die verwandten Themen Mädchen- und Mutterschaft auf seiner Italienreise stark. Man könnte ein ganzes Register solcher Eintragungen zusammenstellen wie: «Des Künstlers Mühe ist sich selbst zu finden. Das Weib erfüllt sich im Kinde.» Oder: «Des Weibes Weg geht immer zum Kinde, vor ihrer Mutterschaft und hernach.»<sup>40</sup>

Lou dagegen war, wie schon betont, von dem Gedanken, sie könne Mutter werden, nicht sehr eingenommen. Sie hätte nicht etwa moralische Skrupel gehabt, ein uneheliches Kind zur Welt zu bringen, vielmehr hätte ein Kind nicht in ihr Leben gepasst. Rilke mag gefühlt haben, dass die Gefahr einer Trennung von Lou geringer war, wenn die Freundin Mutter würde. Vielleicht war Lous gegenteilige Mitteilung der Grund für jenen plötzlichen Ausbruch der Verzweiflung, der sich in Rilkes Tagebuch findet:

«Nach dem Betttag ein Tag der Busse, so kommt es oft. Deinen Brief finde ich nach Tisch und bin bestürzt und bange gewesen. Jetzt bin ich noch traurig. Ich habe dem Sommer mich so entgegengefreut und ihn wie eine liebe helle Verheissung empfunden über allem. Und jetzt kommen Zweifel und Sorgen, und alle Wege verwirren sich ... wohin? – Es ist so dunkel um mich mit einem Male. Ich weiss nicht, wo ich bin. Ich fühle nur, dass ich mitten unter fremden Menschen einen Tag fahren muss und noch einen und einen dritten, um endlich bei Dir zu sein – um vielleicht: Abschied zu nehmen.»<sup>41</sup>

Aber diese Stimmung hielt nicht an. In langen Spaziergängen fand er seine Heiterkeit wieder und schrieb ihr jubelnd: «Heute ist keine Bangigkeit mehr in mir, sondern die helle Freude: Dich in sechs bis sieben Tagen wieder zu haben, Liebling.»<sup>42</sup> In dieser Freude fand er Kraft zum Schreiben. Er war überzeugt, im Glück des Wiedersehens einen Weg in die Zukunft

finden zu können, denn er habe viel gelernt und werde reich beschenkt zurückkehren zum «Feste» ihrer Liebe. Stolz teilte er Lou mit, er sei der Vertraute alles Schönen, ein Freund und Bruder der stillen Dinge. «Schon jetzt – und ich bin doch erst an der ersten Schwelle alles Verstehens – kommen Abende zu mir in den Wald, welche den Dingen um mich die Vorsicht nehmen und die ganze fremde Scham ihrer herben Keuschheit.»<sup>43</sup> Er hat schauen und lauschen gelernt, sucht nicht mehr der Natur seine Liebe aufzuzwingen, wartet, bis sie zu ihm kommt.

Als ihn eine junge Russin, mit der er nach zufälliger Begegnung einen langen Spaziergang ans Meer gemacht hatte, wobei die Erinnerung an jene unvergesslichen Spaziergänge mit Lou in Wolfratshausen wachgerufen wurden – als ihn dieses junge Mädchen fragte, ob er schon immer ein so inniges Verhältnis zur Natur gehabt habe, antwortete er: «,Nein' ... – und [ich] wunderte mich, wie meine Worte zärtlich klangen –, ‚es ist erst ganz kurze Zeit, dass ich so schaue und genieße.‘»

Eine Weile darauf entgegnete die junge Russin: «Ich schäme mich, es zu sagen, aber ich bin wie tot; meine Freude ist so matt geworden, und ich will nichts mehr.»

Rilke tat, als habe er nichts gehört, und deutete dann plötzlich: «,Ein Glückkäferchen, sehen Sie?’ Sie nickte: ‚Da auch.‘ –, ‚Und da – und dac, ergänzte ich und riss sie hin damit. ‚Vier, fünf, sechs –c, zählte sie weiter, ganz erregt; da lachte ich: ‚Sie Undankbare; das ist das Leben: sechs Glückkäfer und immer mehr. Und Sie wollen es verleugnen?!‘»<sup>44</sup>

Man meint hier fast Lou sprechen zu hören, ihre Lebensfreude klingt aus Rilkes Worten.

Er war seiner Zweifel Herr geworden und wollte im Vertrauen auf sich selbst und seine Zukunft als Künstler zu der geliebten Frau zurückkehren. «Ich wünschte so – rasch, rasch zu Dir zu können, denn ich weiss etwas in mir, was Du noch nicht kennst, eine neue grosse Helligkeit, die meiner Sprache Macht und eine Fülle von Bildern gibt.»<sup>45</sup> Jubelnd ruft er aus: «Du Herrliche, Du, wie hast Du mich weit gemacht. .. Dass ich Dir so klar wiederkehre, Liebling, das ist das Beste, was ich Dir bringe.»<sup>46</sup> Als sie sich aber schliesslich in Zoppot trafen, stellten sich seine Ängste wieder ein. Er hatte Lou mit seinem neugewonnenen Selbstvertrauen überraschen wollen, wollte diesmal Herr und Meister sein, wollte seine Selbständigkeit beweisen und träumte davon, dass Lou in seine Arme stürzen werde mit der zitternden Erregung der Mädchen in seinen Liedern. Aber er hätte Lou besser kennen sollen, hätte wissen müssen, dass

sie zwar leidenschaftlich sein konnte, wenn ihre Gefühle geweckt wurden, dass aber ihr starker Wille über ihre Gefühle gebot. Lou nahm ihn zwar freundlich auf, liess ihn aber fühlen, dass er ihr noch als Kind erschien, das sie wohl liebte, aber nicht allzu ernst nahm. Rilke fühlte sich verletzt, in einer plötzlichen Aufwallung von Enttäuschung und Schmerz rief er aus, er hasse sie, er sei nicht gekommen, Vergangenes noch einmal zu erleben: «Nicht die Erinnerung an die Berliner Wintertage wollte ich in Dir finden, Du solltest mehr denn je meine Zukunft sein.» Aber in ihrer Gegenwart kam er sich unbedeutend vor, wertlos wie ein Bettler: «Ich fühlte mich dabei so erbärmlich und elend werden, dass ich den letzten eigenen Reichtum verlor oder fortwarf und in meiner Verzweiflung nur ungewiss empfand, ich müsse fort aus dem Umkreis dieser Güte, die mich erniedrigte.»<sup>47</sup>

Sein Hass verflieg so schnell, wie er gekommen war. Wie sehr sie ihn auch verletzte, er konnte sich nicht von ihr trennen. In diesem Zwiespalt von Gefühlen fragte ihn Lou mit grösster Ruhe nach seinen Plänen für die Zukunft. Und mit einem Male wurde ihm klar, wie unbestimmt und unsicher seine Zukunft war. Er verbrachte eine schwere, schlaflose Nacht. Als er Lou am nächsten Morgen wiedersah, bat er sie um Verzeihung und beteuerte, dass er sie liebe und immer lieben werde. Sie sei seine Zukunft, seine Hoffnung und sein Leben. «Sei immer so vor mir, Du Liebe, Einzige, Heilige. Lass uns zusammen aufwärts gehen, Du – so bis zum grossen Stern hinauf ... Du bist nicht ein Ziel für mich, Du bist tausend Ziele. Du bist alles.»<sup>48</sup> So ging abermals eine Krise vorüber, und abermals unterwarf sich Rilke den Forderungen, die Lou ihm stellte. Sie schlug vor, er solle sich eine Zeitlang dem Studium der russischen Sprache widmen, wobei sie ihm zu helfen versprach in der Erwartung, dass auch sie von einer Rückkehr zu dem Ort ihrer Kindheit gewinnen würde.

Es war ein kluger Vorschlag, denn am Ende des Jahrhunderts begann in Deutschland das Interesse an allem Russischen – Literatur, Politik, Geschichte – rasch zu wachsen. Übersetzer für russische Bücher waren gesucht. Vielleicht glaubte Lou, dass sich Rilke nach dem Studium der russischen Sprache seinen Lebensunterhalt als Übersetzer verdienen könne. Sie machte sich Sorgen um seine Zukunft; von der Dichtung allein konnte er nicht leben. Sie wusste natürlich, dass ihr Mann als Sprachlehrer nicht viel verdiente, aber auch nicht zu verhungern brauchte. Sie fürchtete, dass Rilke auf einen wirtschaftlichen Ruin zusteure. Mit Recht vermutete sie, dass die plötzlichen Depressionen und wahnhaften Zwangsvorstellungen

gen ihres jungen Geliebten mitverursacht waren durch seine unbewusste Angst vor der Zukunft. Er musste ein Ziel finden, das ausserhalb seiner Dichtung lag und auch ausserhalb seiner Liebe. Das Erlernen des Russischen schien ihr für Rilkes Sprachbegabung nicht unmöglich, und beherrschte er die Sprache erst einmal, dann würden ihm viele Türen offenstehen. Ausserdem musste seine Dichtung von der östlichen Kultur vielfache Anregung erfahren. Um ihrem Vorschlag ein Ziel zu geben und Rilke zu harter Arbeit während der kommenden Wintermonate anzuspornen, lud sie ihn ein, sie und ihren Mann im Frühjahr 1899 auf einer Reise nach Russland zu begleiten.

Ohne Zögern willigte Rilke ein. Die Aussicht erfüllte ihn mit Freude, die kommenden Monate mit der geliebten Frau in dem vertrauten Raum seines Arbeitszimmers verbringen zu können. Er begann sofort mit den praktischen Vorbereitungen für das gemeinsame Studium, indem er nach Schmargendorf ganz in Lous Nähe zog. Es schien ein gutes Omen zu sein, dass das Haus, in dem er ein Zimmer mietete, «Waldfrieden» hiess, und in der Tat wurde es eine friedliche, arbeitsreiche Zeit. Lou erwies sich als strenge Lehrerin, Rilke als fleissiger Schüler, der die Grundlagen des Russischen bald beherrschte und angeblich sogar Dostojewskij im Original lesen konnte. Auch seine eigenen Arbeiten vernachlässigte er nicht; er schrieb Gedichte und Besprechungen für literarische Zeitschriften und arbeitete an *Die Letzten*, einer Sammlung von Prosaerzählungen.

Auch Lou schrieb weiter, denn sie benötigte Geld für die Reise nach Russland. Zwischen September 1898 und Februar 1899 veröffentlichte sie nicht weniger als neun Artikel und Rezensionen in so angesehenen Zeitschriften wie *Cosmopolis*, *Die Zukunft*, *Das literarische Echo*, *Die Frau* und *Pan*. Sie schrieb über die sinnliche Liebe, ein Thema, das sie immer mehr interessierte, über Kunst, über die Probleme der modernen Frau und über Tolstoj. Ausserdem schloss sie das Buch *Menschenkinder* ab, das Cotta 1899 herausgab. Sie war deshalb mit Mitteln wohl versehen, als sie Ende April mit Rilke und ihrem Mann zu jener inzwischen historischen Reise nach Russland aufbrach. Sie wagte es, gemeinsam mit ihrem Manne, dessen aufbrausendes Temperament sie nur zu gut kannte, und einem so überschwenglich-labilen Geliebten wie Rilke auf Reisen zu gehen; dies zeigt nicht nur ihre Überlegenheit dem Mann gegenüber, es zeigt noch etwas anderes: Ihr Leben – man denke an die «Heilige Dreieinigkeit» mit Nietzsche und Rée – wurde dadurch mitbestimmt, dass ihrem Gefühl nach jeder Mann zugleich auch ein Bruder war. Dieses Gefühl mag in den

Erinnerungen an eine unter Brüdern verbrachte Kindheit wurzeln; merkwürdig bleibt, dass sich Lou selbst als reife Frau nicht davon befreien konnte; und sicher ist, dass dadurch viele Verwirrungen entstanden. Da von einem Zwischenfall auf der Russlandreise nichts bekannt ist, können wir annehmen, dass Rilke und Andreas ihre Bruder-Rollen zu Lous Zufriedenheit spielten.

Das erste Ziel ihrer Reise war Moskau, das Herz des Mütterchens Russland, das «heilige Moskau», wo sie die Osterfeiertage verbringen wollten. Sie beabsichtigten, danach Lous Verwandte in St. Petersburg zu besuchen. Sie fuhren am Dienstag, dem 25. April, von Berlin ab und trafen nach einem kurzen Aufenthalt in Warschau am Gründonnerstag in Moskau ein. Sie hätten sich keine bessere Zeit aussuchen können. Die glanzvollen Zeremonien und Riten der orthodoxen Kirche hatten die Stadt in einen einzigen Wallfahrtsort verwandelt. Bäuerliche Pilger von nah und fern drängten sich in den Kirchen, die von dem tiefen Ton der Gesänge widerhallten; und über den dicken Kremlmauern tönten die Glocken. Es war eine Atmosphäre der Frömmigkeit und religiösen Inbrunst. Rilke, besonders dafür empfänglich, ging ganz darin auf. Noch viel später gestand er: «Mir war ein einziges Mal Ostern; das war damals in jener langen, ungewöhnlichen, ungemainen, erregten Nacht, da alles Volk sich drängte, und als der Iwan Welikij mich schlug in der Dunkelheit, Schlag für Schlag. Das war mein Ostern, und ich glaube, es reicht für ein ganzes Leben aus.»<sup>49</sup>

Die religiöse Inbrunst der Russen, ihre naive und natürliche Frömmigkeit, machten auch auf Lou einen tiefen Eindruck. Empfund sie auch nicht das Staunen über eine plötzliche Einsicht, so rührte sie doch die Erinnerung an lange Vergangenes. Der schlichte Glaube dieser alten Männer und Frauen, denen die Gestalt des auferstandenen Christus eine lebendige Wirklichkeit war, mahnte sie an ihren eigenen Kindheitsglauben. Gewiss hatte sie ihn verloren und wusste, dass sie ihn nicht wiederfinden konnte; aber sie wusste auch, dass sie endlich wieder zu Hause war. Russland empfand sie als ihre Heimat und das russische Volk als ihr Volk. Sie war weit in die säkularisierte Welt des Westens gereist; unter Gillots Einfluss hatte sie sich scheinbar ihres russischen Erbes entledigt und durch eine strenge Schulung ihres Verstandes versucht, ihre natürlichen Impulse nicht zu äussern. Freilich nicht allzu erfolgreich, denn ihre Spontaneität war immer noch ausserordentlich, ja, ihr verdankte sie den Erfolg als Frau und Schriftstellerin. Trotzdem litt sie unter den gefühlsmässigen Hemmungen des westlichen

Menschen. In Moskau stand sie plötzlich einem fast elementaren Gefühlsausdruck gegenüber; an Rilkes Reaktion wurde ihr klar, dass darin das Geheimnis des Schöpferischen liegt und ohne echtes Gefühlserlebnis der Verstand unfruchtbar bleibt. Als sie ihren jungen Freund beobachtete, der während des langen nächtlichen Ostergottesdienstes inmitten der demütig betenden Menge russischer Muschiks vor Ergriffenheit verstummte, ahnte Lou vielleicht die Schwingungen in Rilkes Seele, die wenige Monate später die ersten Gedichte des *Stundenbuchs* auslösen sollten. Die kühle, wissenschaftliche Distanz, mit der ihr Mann das alles aufnahm, schien ihr dagegen oberflächlich und prosaisch. Sie beschloss, ihn bei ihrer nächsten Reise nach Russland nicht mitzunehmen.

Die Woche, die die drei in Moskau zubrachten, war auch in anderer Hinsicht denkwürdig. Sie machten die Bekanntschaft berühmter russischer Künstler und Schriftsteller wie Leonid Pasternaks, des Vaters des Dichters Boris Pasternak, des Fürsten Paul Trubetzkoi und Sofia Nikolajewna Schills. Pasternak vermittelte ein Treffen mit dem grössten lebenden Vertreter des russischen Geistes: Leo Tolstoj. Sie folgten einer Einladung des Grafen zum Tee, verbrachten zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer und unterhielten sich eingehend über die sozialen und politischen Verhältnisse Russlands. Zu ihrer Überraschung stellte Lou fest, dass Tolstoj mit den Bemühungen der russischen Intelligenz um eine bessere Ausbildung des Volkes nicht einverstanden war. Aufklärung, meinte er, habe das russische Volk weniger nötig als Verständnis und Liebe. Um dem Volk zu helfen, brauche man nur das grosse Reservoir seiner inneren Kräfte zu erschliessen. Lou war anderer Meinung; sie glaubte, dass sich die kindliche Einfalt des russischen Volkes, seine Frömmigkeit und Herzenswärme, mit dem modernen wissenschaftlichen Denken versöhnen müsse. Eine Synthese zwischen westlicher Intellektualität und russischer Seele sei nötig; sie herbeizuführen sei das gegenwärtige Problem Russlands. Sie fragte sich allerdings, ob eine solche Synthese möglich sei: gab es eine wirkliche Aussöhnung zwischen Wissensdurst und Seelenfrieden? War nicht zu folgern, dass der gebildete Russe die unlösbare Tragik dieses Konfliktes verkörpert? Die russische Intelligenz trete für Wissenschaft und Fortschritt ein, weil sie dadurch die primitive Lebensart ihres Volkes zu überwinden hoffe. Gleichzeitig aber fühle sie, dass ihre Ziele falsch seien, und zwar nicht weil sie der Zar für falsch erkläre, sondern weil sie sein Gott nicht wolle und nicht wollen könne. Denn jeder Fortschritt in weltlicher Erkenntnis führe unweigerlich zu einem Verfall des Glaubens. Die Bibel

habe recht: Der Mensch habe die Gnade verloren, als er vom Baume der Erkenntnis gegessen hatte.

Tolstoj war von Lous Gedankengängen nicht sonderlich beeindruckt. Was sie die «Frömmigkeit» des russischen Volkes nannte, schalt er «Aberglauben» und riet ihr, sich dadurch nicht irreführen zu lassen. Man solle das russische Volk lehren, Öfen zu setzen, Felder zu pflügen, Schuhe zu beschulen; das sei heilsamer als religiöser Mummenschanz oder moderne Bildung. Lou versuchte zu widersprechen, konnte sich aber nicht behaupten gegen die Vehemenz, mit der Tolstoj seine Ansichten äusserte. Rilke und Andreas folgten dem auf Russisch geführten Gespräch nur mühsam, hatten dafür aber Gelegenheit, den seltsamen Heiligen aus der Nähe zu beobachten. Dabei fiel Rilke die Mischung von Bauernschläue und Urbanität in den Gesichtszügen des Grafen auf. Er fühlte sich in der Gegenwart Tolstojs nicht wohl und atmete erleichtert auf, als der Besuch zu Ende war. Beim Abschied überreichte er dem Grafen ein Exemplar seines gerade erschienenen Büchleins *Zwei Prager Geschichten*, das Tolstoj freundlich, wenn auch etwas zerstreut entgegennahm und vermutlich sofort wieder vergass.

Von Moskau reiste die Gesellschaft nach St. Petersburg, wo Rilke die Bekanntschaft der Familie Lous und ihrer Freunde machte. Lous Heimatstadt stand gerade im Zeichen der Vorbereitungen für die Jahrhundertfeier von Puschkins Geburtstag, eine Festlichkeit, die Rilke tief beeindruckte, weil sie die Verehrung der Russen für ihre Dichter zeigte. Es war ein echter Nationalfeiertag, an dem arm und reich einen der grossen Sprecher des Volkes ehrte. Lou äusserte Rilke gegenüber die Ansicht, dass man die Bedeutung Puschkins eigentlich erst jetzt richtig zu würdigen wisse, denn nach seinem Tode habe man seine Dichtung eine Zeitlang vernachlässigt. Jetzt sehe man in ihm einen Vorläufer des Symbolismus, und es sei kein Zufall, dass Dostojewskijs Lieblingsgedicht *Der Prophet* sei. – Doch nicht nur der gebildete Russe las Puschkin. Dass analphabetische Bauern dessen Gedichte auswendig lernten, rührte Rilke besonders, denn es erinnerte ihn an seine eigenen Versuche, Dichtung unter das Volk zu bringen. Dies war gescheitert, weil im Westen Volk und Dichter getrennte Wege gingen. In Russland aber, wo das Volk Gott näher stand, stand es auch seinen Dichtern näher. Für Rilke wurde diese Einsicht ein unvergessliches Erlebnis. «Russische Lieder», schreibt Miss Butler, «gesungen von Blinden und Kindern, umschwebten ihn gleich verlorenen Seelen, berührten ihm Wange und Haar, musikalische Ausstrahlungen eines

Volkes, dessen angeborenes Gefühl für Brüderlichkeit und menschlich-warme Nähe zu seinen grossen Lebenserfahrungen zählte.»<sup>50</sup>

Rilkes Liebe für Russland und den russischen Menschen, die für immer, wie er Leonid Pasternak noch kurz vor dessen Tode versicherte, eingelassen war in die Grundmauern seines Lebens, wurde durch Lou geweckt – zweifellos ein Glücksfall, denn eine bessere Lehrerin hätte Rilke nicht finden können. Aber auch Lou konnte sich glücklich schätzen, dass sie bei ihrer Heimkehr nach Russland den Dichter an ihrer Seite hatte. Seine leidenschaftliche Hingabe an alles Russische vertiefte ihre eigene Liebe zur Heimat und verjüngte sie. Auch für sie wurde es ein unvergessliches Erlebnis, ihr Heimatland mit Rilkes Augen sehen und im Raum der Dichtung die vertrauten Bilder ihrer Kindheit neu erleben zu dürfen. Man kann es geradezu als Akt poetischer Gerechtigkeit bezeichnen, dass sich Lous Rückkehr nach Russland in der Begleitung eines Mannes vollzog, den sie liebte, denn zwanzig Jahre vorher war sie durch einen Mann, den sie gleichfalls liebte, veranlasst worden, in die Fremde zu gehen.

Staunend hat Lou später gesagt, dass ihre Wiedersehensfreude eine Art Wiedergeburt wurde, und das gleiche gilt für Rilke; aus dem Wortkünstler wurde ein virtuoser Dichter. Lou, Russland und Gott: an diese Dreieinigkeit wandte er sich jetzt in seinen Gebeten, in ihrem Namen feierte er die mystische Vereinigung von Eros und Agape, die Ausdruck fand in den Gedichten des *Stundenbuchs*. Lou, die manche seiner Schriften kritisch beurteilte, wurde von der demütigen Inbrunst des folgenden Gedichtes, das er ihr als Zeichen seiner Liebe schenkte, zu Tränen gerührt:

«Lösch mir die Augen aus: ich kann dich sehn,  
wirf mir die Ohren zu: ich kann dich hören,  
und ohne Füsse kann ich zu dir gehn,  
und ohne Mund noch kann ich dich beschwören.  
Brieh mir die Arme ab, ich fasse dich  
mit meinem Herzen wie mit einer Hand,  
halt mir das Herz zu, und mein Hirn wird schlagen,  
und wirfst du in mein Hirn den Brand,  
so werd ich dich auf meinem Blute tragen.»<sup>51</sup>

Was dieses Gedicht vor allem auszeichnet, ist die dramatische Spannung, die es entwickelt. Zeile für Zeile wächst sie, bis sie am Ende Höhepunkt und Auflösung zugleich erreicht. Triumph und Hingabe liegen in den

letzten Worten «so werd ich dich auf meinem Blute tragen». So spricht kein gewöhnlicher Liebender; die in diesem Gedicht ausgedrückte Liebe greift über ihren Gegenstand hinaus, stösst bis zu Gott vor. Hier ist der menschliche Liebespartner tatsächlich unsichtbar geworden, und nur Gott ist noch da. Zum erstenmal mag sich Lou gefragt haben, ob sie solcher Liebe würdig sei.

Fast zwei Monate dauerte die Russlandreise. Als die Gesellschaft in der zweiten Junihälfte wieder in Deutschland war, ging es Lou vor allem darum, dass Rilke mit seinen so vielversprechend begonnenen Russlandstudien fortfuhr. Da dies in Gegenwart ihres Mannes und in der räumlichen Enge ihrer Berliner Wohnung schwierig war, nahm sie mit Freuden eine Einladung ihrer Freundin Frieda von Bülow an, die den Sommer auf dem Bibersberg, einem Gutsbesitz der Prinzessin von Meiningen, verbrachte. Frieda von Bülow verstand Lous persönliche Situation vollkommen und war gern bereit, ihrer Freundin und Rilke die Gelegenheit zu ungestörter Gemeinschaft zu geben. Halb scherzend, halb im Ernst nannte sie Rilke Lous «Schüler» und Andreas den «Loumann». Der Plan für dieses sommerliche Zusammensein scheint schon während der Russlandreise gefasst worden zu sein, denn in einem Brief aus St. Petersburg teilte Rilke Frieda von Bülow mit, dass er sich sehr auf den Besuch freue, und versprach ihr, sie an seinen russischen Entdeckungen teilnehmen zu lassen. Es sollte sich allerdings herausstellen, dass er mehr versprach, als er hielt. Zumindest scheint sich Frieda von Bülow von ihren Gästen etwas vernachlässigt gefühlt zu haben, denn sie verbrachten die Zeit offenbar meistens ohne ihre Gastgeberin und schenkten ihr wenig Beachtung:

«Von Lou und Rainer hab ich bei diesem sechswöchigen Zusammensein äusserst wenig gehabt», klagt sie in einem Brief an eine Freundin. «Nach der längeren russischen Reise, die sie in diesem Frühjahr (inkl. Loumann) unternommen, hatten sie sich mit Leib und Seele dem Studium des Russischen verschrieben und lernten mit phänomenalem Fleiss den ganzen Tag: Sprache, Literatur, Kunstgeschichte, Weltgeschichte, Kulturgeschichte von Russland, als ob sie sich für ein fürchterliches Examen vorbereiten müssten. Kamen wir dann bei den Mahlzeiten zusammen, so waren sie so erschöpft und müde, dass es zu *anregender* Unterhaltung nicht mehr langte.»<sup>52</sup>

Lou und Rilke aber war – wie ein Jahr zuvor in Wolfratshausen – endlich wieder einmal eine Zeit der Gemeinschaft ohne Verstellung vergönnt. Frieda war eine vollendete Gastgeberin, stellte keine Fragen und liess die

beiden allein. Sie lernten eifrig, machten lange Spaziergänge und genossen ihr ungestörtes Zusammensein. Ihre Liebe war stiller geworden; angespornt durch Lous unermüdliche Arbeitskraft, verfolgte Rilke seine russischen Studien. Nur von Zeit zu Zeit beehrte er auf und versuchte «Lous breiten Willen» dem seinen gefügig zu machen:

«KAUM kann ich jede Schönheit unterscheiden,  
die sich mir reif aus deinen Schätzen schenkt.  
Dein Blond wird manchmal wieder kinderseiden,  
dein breiter Wille wird bescheiden  
und wie von mir allein gelenkt.  
Und deine Küsse, die sich kühler kleiden,  
liegen auf meinen Augen beiden  
in einem sanften Schlaf versenkt.

Dann denk ich ihrer roten Zeiten,  
mein frommes Kind, mein schlankes Reh,  
in welchen ich sie schon vom weiten  
auf deinen Lippen sehnen seh.»<sup>53</sup>

Die Bibersberger Studienidylle wurde jäh beendet durch einen Brief von Andreas aus Berlin mit der Nachricht, dass Lous kleiner Hund Lottchen ernsthaft erkrankt sei. Hals über Kopf fuhr sie mit Rilke Mitte September gemeinsam nach Berlin zurück. Für Lou war es eine wenig angenehme Rückkehr, denn sie liebte ihren Hund und war untröstlich, als er trotz liebevollster Pflege nach einigen Tagen starb. Vielleicht kam zu ihrem Schmerz noch das Gefühl hinzu, Lottchen so lange vernachlässigt zu haben. Sie war sehr tierlieb, ja man gewinnt den Eindruck, dass sie in ihrer Liebe zu Tieren beständiger war als in ihrer Liebe zu Menschen. Der Herbst des Jahres 1899 war für Rilke eine Zeit ausserordentlicher schöpferischer Fülle. Er war kaum in Berlin angekommen, da brach aus ihm die Flut der Bilder, die sich in ihm während der Russlandreise angestaut hatte, vor allem das mit fast mystischer Intensität aufgenommene Erlebnis der russischen Frömmigkeit während des Ostergottesdienstes in Moskau; es fand seinen Niederschlag in dem dunklen Glanz der Gedichte des *Buches vom mönchischen Leben*. «Gebete» nannte sie Rilke, und das sind sie auch, obgleich die Gottheit, an die sie sich wenden, nicht zu verwechseln ist mit dem von orthodoxen Christen verehrten Gott. Diesen Gott

hielt Rilke ganz im Sinne Nietzsches für tot; er sah in ihm nur das leere Symbol des Sonntagsgottesdienstes der westlichen Kirchen. Die Art, wie ihn der westliche Künstler auf Bilder darstellt, ist für den vor Ikonen knienden russischen Mönch in den Gedichten Rilkes nicht nur unverständlich, sondern sogar gotteslästerlich. Denn der russische Gott ist ein dunkler, ein werdender Gott, nicht klar darstellbar, nicht gebunden an Zeit und Raum. Und es ist dieser ewig werdende, unbekannte Gott der Zukunft, dessen Kommen Rilke mit einem Strom machtvoller und paradoxer Bilder ankündigt. Er ist unser Nachbar, getrennt von uns nur durch eine schmale Wand, er ist ein kleiner, aus dem Nest gefallener Vogel, ein bärtiger Bauer, das grosse Morgenrot über den Ebenen der Ewigkeit, der Wald der Widersprüche. Auch:

«Du bist der Dinge tiefer Inbegriff,  
der seines Wesens letztes Wort verschweigt  
und sich dem Andern immer anders zeigt:  
dem Schiff als Küste, auf dem Land als  
Schiff.»<sup>54</sup>

Bild um Bild erfüllt diese Gedichte. Ein Reichtum an Rhythmen und Reimen hält sie in ständiger Bewegung; Enjambement, Alliteration und Assonanz kunstvoll angewandt, zeigen, mit welcher Meisterschaft Rilke jetzt auf dem Instrument der deutschen Sprache zu spielen verstand. Das Bewegendste an diesen Gedichten, mit denen Rilke selbst den Anfang seiner grossen Dichtung datiert, ist jedoch weniger ihre erstaunliche, schon früher bezeugte Wortvirtuosität, sondern mehr die geistige Intensität, die von ihnen ausgeht, das unablässige Suchen nach einer letzten Wirklichkeit. Hier lässt sich Lous Einfluss erkennen. Sie war es, der das Problem der Existenz Gottes keine Ruhe gelassen hatte; seit dem Gottesverlust in ihrer Kindheit verspürte sie eine schmerzliche Leere, die sie ihr Leben lang auszufüllen suchte. Wer ihr auch nahestand, ob Nietzsche in Tautenburg oder Rilke in Moskau, früher oder später kam Lou auf das Glaubensproblem zu sprechen. Auch in ihren eigenen Schriften kommt sie immer wieder darauf zurück. Ihr ruheloses Streben nach Erkenntnis, ihr psychologisches Forschen, ihre Tiefenanalysen, ihre philosophischen Spekulationen waren von einer fast Kierkegaardschen Angst diktiert, die auf einen so labilen Menschen wie Rilke einen tiefen Eindruck machen musste. Die naive Frömmigkeit der russischen Bauern, das mystische Helldunkel

der russischen Ikonen, der mächtige Klang der Kremlglocken, diese und zahllose andere Eindrücke schufen den Boden, auf dem die Gedichte des *Stundenbuches* wuchsen; was sie zu Gebeten werden liess, war jedoch Lous Vorbild. Die Gegenwart der geliebten Frau entzündete Rilkes Phantasie und veranlasste ihn zu dem fast blasphemischen Unterfangen, einen neuen Gott zu bilden. Wie Nietzsche vor ihm, verwandelte Rilke die von Lou angeregten und auf sie bezogenen Schwingungen seiner Seele in ein Werk der Kunst.

Und bewies wiederum, wie nahe verwandt künstlerische, religiöse und erotische Erregungen sind. Es traf daher buchstäblich zu, was er ihr beim Überreichen dieser Gedichte sagte: sie gehörten ihr. Sie sind ein unsterbliches Denkmal ihrer Liebe.

Dankbaren Herzens nahm sie Lou an und hütete sie jahrelang als ihr persönliches Eigentum. Sie sah in ihnen nicht nur ein Zeichen seiner Liebe, sondern eine Offenbarung der geheimnisvollen Arbeitsweise des Genies: die Verwandlung menschlicher Unzulänglichkeiten in künstlerische Vollendung. Denn dieselben Kräfte, die sie für den Gemütszustand ihres jungen Liebhabers fürchten liessen, förderten sein Genie als Dichter. Diese Einsicht schärfte Lous Blick für die unbewussten Triebe der Seele, denen jeder schöpferische Prozess entspringt.

Auch ihr eigenes Leben war an einem Wendepunkt angelangt: in Russland hatte sie ihre Jugend wiederentdeckt, und zum ersten Male war sie sich bewusst geworden, was sie versäumt hatte, als sie sich durch ihre Liebe zu Gillot von den Wurzeln ihrer Heimat entfremden liess. Zum ersten Male fühlte sie sich wirklich jung. Während Rilke unerbittlich weiterwuchs in die Einsamkeit des Künstlers hinein, wohin niemand ihm folgen konnte, wuchs Lou in ihre Jugend hinein. Staunend fühlte sie, dass sie jetzt erst jung war, «erst jetzt darf ich sein, was Andere mit 18 Jahren werden: ganz ich selbst»<sup>55</sup>. Damit aber nahm sie Abschied von ihrer Liebe zu Rilke.

## TRAGISCHE SCHULD

Um die Jahrhundertwende waren Lou und Rilke fast ausschliesslich mit russischen Studien beschäftigt; sie warteten ungeduldig auf den Frühling und den für Ende April vorgesehenen Beginn ihrer zweiten grossen Reise durch Russland, die sie diesmal ohne Andreas machen wollten. Sie beabsichtigten, noch einmal Moskau und St. Petersburg zu besuchen, dann südlich in die Ukraine und auf die Krim zu fahren, ferner eine Schiffsfahrt auf der Wolga zu unternehmen. Mit Hilfe des Baedekers stellten sie auf der Landkarte eine Pilgerfahrt zu allen heiligen Stätten Russlands zusammen, Besuche in Kiew, Poltawa, Saratow, Kasan und Nischnij Nowgorod eingeschlossen.

Rilke, der im Geist diese lange Reise durch das Heimatland der geliebten Frau schon vorwegnahm, entwickelte eine fast hektische Betriebsamkeit. Er versuchte, deutsche Verleger für Artikel über russische Themen zu gewinnen, schlug vor, Russland eine Sondernummer von *Ver Sacrum* zu widmen, und übersetzte Gedichte von Droschin, Lermontow und Fofanow sowie Tschechows Stück *Die Seemöwe* (vielleicht auch *Onkel Wanja*). Während Lou an einer Grippe erkrankt war, korrespondierte er eifrig mit ihren gemeinsamen russischen Freunden und bestand darauf, dass sie ihm nur russisch schrieben, eine Sprache, die er jetzt mühelos lesen könne; ausserdem bat er um russische Bücher.

Mit einem an Manie grenzenden Eifer stürzte er sich auf alles, was russisch war. Er trug eine Russenbluse, hatte eine russische Ecke in seinem Zimmer in Schmargendorf und sprach ein mit russischen Redewendungen durchsetztes Deutsch. Russland sei seine geistige Heimat, beteuerte er und machte Andeutungen, dass er sich für immer dort niederlassen wolle. Der Gedanke war nicht so abwegig, wie er klingt: Rilke wusste sehr wohl, dass die Bande, die Lou an ihren Mann knüpften, nur gelöst werden konnten, wenn sie Deutschland verliess. Er wusste auch, dass die Vorstellung, endgültig in ihre Heimat zurückzukehren, Lou nicht wenig reizte. Vielleicht

hoffte er, sie dazu überreden zu können, mit ihm gemeinsam in Russland zu bleiben. Und während ihrer Reise gab es Augenblicke, in denen Lou glaubte, nicht mehr nach Deutschland zurückkehren zu können. In ihrem Tagebuch vermerkte sie, dass sie sich mit dem Gedanken trug, ihrem Mann telegrafisch mitzuteilen, sie wolle in Russland bleiben.

Gewichtige Gründe, vor allem wohl die zunehmende Zwiespältigkeit ihrer Gefühle für Rilke, hielten sie jedoch von diesem entscheidenden Schritt zurück. Immer stärker wurden die Zweifel an ihrer eigenen Liebe und immer grösser ihre Bedenken, ob ihre Liebe Rilke nicht eher schädlich sei. Aber dann wurde sie immer wieder von dem Eifer gerührt, mit dem er sich ihrer gemeinsamen Sache annahm. Russland war ihr Heimatland, aber in weniger als einem Jahr hatte sich Rilke mit ihm vertraut gemacht. Er beherrschte die russische Sprache gut genug, um sich darin dichterisch ausdrücken zu können. Er war mit russischer Geschichte vertraut, mit russischer Kunst, russischen Sitten und Gebräuchen und äusserte eine Liebe für das russische Volk, die selbst gebürtige Russen überraschte. Kein Prophet Russlands hätte einen ergebeneren Jünger finden können, als ihn Lou in Rilke fand. Aber das war es gerade: eben diese Jüngerschaft Rilkes beunruhigte sie. Er versuchte, sie in einen Strudel der Gefühle hineinzuziehen, gegen den ihr Verstand aufbegehrte. Etwas Exaltiertes haftete Rilkes Hingabe an sein – idealisiertes – Russland an. Nicht zu Unrecht argwöhnte sie, dass seine Liebe zu Russland eine Projektion seiner Hingabe an sie selbst war – und dagegen wehrte sie sich.

Ihre Beunruhigung wuchs, als sie merkte, dass Rilke an eigenartigen Beklemmungszuständen zu leiden begann, die ihn vor Angst gleichsam lähmten. Sie berichtet, dass er einmal während eines Spaziergangs plötzlich wie festgebannt stehenblieb und keinen Schritt mehr weitergehen konnte. Mit entsetzten Augen starrte er auf eine vor ihm stehende Aka-zie, als sei sie ein Gespenst. Vergeblich versuchte Lou ihm klarzumachen, dass sich der Baum in nichts von den anderen Bäumen unterschied. Rilke konnte nicht daran vorbeigehen, und man musste auf dem gleichen Weg umkehren. Solche Vorfälle bestärkten Lous Verdacht, dass Rilke krank sei, und brachten ihr mit Schrecken zu Bewusstsein, wie verantwortungsvoll die Rolle war, die sie in seinem Leben spielte. Mit der Hilflosigkeit eines Kindes, das bei seiner Mutter Schutz sucht, und gleichzeitig mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden klammerte sich Rilke an Lou in der Erwartung, dass sie ihm helfen und ihr Leben mit ihm teilen werde. Dazu aber war sie nicht bereit. Im Gegenteil, je abhängiger Rilke

von ihr wurde, desto mehr sehnte sie sich nach ihrer Unabhängigkeit, bis sie schliesslich den Entschluss fasste, ihn zu verlassen.

Sie teilte ihm ihren Vorsatz nicht sofort mit, entweder weil sie bei einem plötzlichen Bruch schlimme Auswirkungen auf seine seelische Verfassung fürchtete oder weil sie selbst dazu noch nicht bereit war. Vielleicht hoffte sie auch, während ihrer Russlandreise eine weniger schmerzliche Lösung zu finden. Jedenfalls war sie zur Reise entschlossen, trotz des inneren Vorbehalts gegenüber Rilke. Ein geheimer Drang, zu den Wurzeln ihrer Jugend zurückzukehren, scheint diesen Entschluss veranlasst zu haben, der unter den gegebenen Umständen unklug war und Rilkes Hoffnungen auf eine dauernde Verbindung verstärken musste. Nach einem fast zwanzigjährigen Leben im Ausland fühlte Lou Heimweh.

Die Abreise von Berlin, ursprünglich für Ende April vorgesehen, musste mehrmals verschoben werden; erst am 7. Mai konnten sie aufbrechen. Wie im Jahre zuvor reisten sie über Warschau und trafen am 9. Mai in Moskau ein. Diesmal hielten sie sich drei Wochen dort auf; es waren drei geschäftige Wochen: sie trafen Freunde, besuchten Kirchen, Kunstgalerien, Konzerte und Theater und unternahmen Spaziergänge durch die zahlreichen Parks. Wieder nahm sie der Reiz dieser alten Stadt gefangen, «die sich beinahe ausnahm, als sei sie im Grunde ein Riesendorf, zutraulich herumgebaut um die allwaltende Herrlichkeit und Heiligkeit der Kremlhöhe»<sup>56</sup>. Während Rilke versuchte, die Stimmung jener Osternacht vor einem Jahr erneut einzufangen, erlebte Lou die reine Freude der Heimkehr. Hier, zwischen den heiligen Hügeln und Kirchen der *Matuschka Moskwa*, hier war ihre wahre Heimat. Hier fühlte sie sich wieder jung. Wo immer die Reise sie hinführen mochte, sie wollte nach Moskau zurückkehren. Mit diesem Entschluss verliess sie die Stadt, als die beiden zu ihrer Pilgerfahrt nach dem Sommersitz Tolstojs in Jasnaja Poljana aufbrachen.

Ihre Reisegefährten waren Leonid Pasternak, seine Frau und sein Sohn Boris. In seinen Erinnerungen beschreibt Boris Pasternak seine Eindrücke von Lou und Rilke im Zug auf der Fahrt von Moskau nach Tula:

«An einem warmen Sommermorgen des Jahres 1900 geht ein Schnellzug vom Kursker Bahnhof ab. Unmittelbar vor seiner Abfertigung tritt draussen jemand in einer schwarzen Tiroler Pelerine ans Fenster. Mit ihm eine Frau von hohem Wuchs. Sie ist wahrscheinlich seine Mutter oder seine ältere Schwester. Sie unterhalten sich zu dritt mit Vater über ein Thema, in das alle mit gleichmässiger Wärme vertieft sind, die Frau frei-

lich wechselt mit Mutter ab und zu russische Worte, der Fremde dagegen spricht deutsch. Obwohl ich diese Sprache vollkommen beherrsche, habe ich sie noch nie so gehört. Deshalb kommt mir dort auf dem belebten Bahnsteig zwischen zwei Glockenzeichen dieser Unbekannte inmitten all der Leiber wie eine Silhouette vor, wie ein Ausgedachtes im Dickicht des Unausgedachten.»<sup>57</sup>

In diesen wenigen Sätzen erfasst Pasternak nur *eine* Seite des Verhältnisses zwischen Lou und Rilke: die Mutter-Sohn-Beziehung. Dass Lou auch Rilkes Frau war, sah er nicht wie viele Zeitgenossen.

Der Besuch in Jasnaja Poljana sollte eine peinliche Angelegenheit werden. Sie hatten sich zur Fahrt ganz plötzlich entschlossen, als sie von einem der Freunde Leonid Pasternaks im Zug hörten, dass Tolstoj gerade auf seinen Sommersitz umgezogen war. Vergeblich versuchten sie, ihn telegrafisch zu erreichen. Als sie, unerwartet und unangemeldet, nach einer hektischen Überlandfahrt mit Güterzug und Troika in Jasnaja Poljana eintrafen, wurde ihnen ein Empfang zuteil, der alles andere als herzlich war. Tolstoj's ältester Sohn öffnete, liess Lou eintreten und machte Rilke, den er offenbar nicht sah, die Tür vor der Nase zu. Rilke folgte zögernd und wurde Tolstoj vorgestellt, der ihn nicht wiedererkannte. Wenige Minuten später entschuldigte sich der Graf und liess Lou und Rilke in der Gesellschaft seines Sohnes zurück. Sie verbrachten einige ungemütliche Stunden, zunächst im grossen Ahnensaal des Herrenhauses, der mit Familienporträts geschmückt war, und später im Park. Als sie ins Haus zurückkehrten, trafen sie die Gräfin, die damit beschäftigt war, Bücher in ein Regal zu stellen. Sie beachtete die Gäste überhaupt nicht und teilte ihnen nur in gereiztem Ton mit, dass der Graf krank sei. Als sie ihr darauf vorhielten, dass sie ihn bereits gesprochen hätten, war die Gräfin überrascht, begann Bücher auf den Boden zu werfen und murmelte, man sei doch gerade erst eingezogen. Da Lou und Rilke auf eine weitere Begegnung mit Tolstoj hofften, warteten sie unruhig eine weitere halbe Stunde in einem kleinen Raum neben dem Wohnzimmer, in dem sich nun eine heftige Szene abspielte: «Stimmen erregten sich, ein Mädchen weinte, der Graf tröstete, dazwischen vollkommen teilnahmslos das Organ der Gräfin ... Schritte auf den Treppen, alle Türen in Bewegung, und da tritt der Graf herein. Kalt und höflich fragt er Dich irgendetwas, sein Auge ist nicht bei uns, nur sein Blick kommt zu mir und die Frage: ‚Womit beschäftigen Sie sich?‘ Ich weiss nicht mehr, ich antwortete, scheint mir: ‚Ich habe einiges geschrieben ...‘»<sup>58</sup>

Doch so plötzlich, wie er eingetreten war, eilte Tolstoj wieder hinaus, so dass sie sich fragten, was sie jetzt tun sollten. Ehe sie aber Weggehen konnten, kam er noch einmal herein und bat sie, ihn auf einem Spaziergang durch den Park zu begleiten; seine Frau hatte sich offenbar geweigert, sie zum Essen einzuladen. Er war geistig völlig abwesend und beachtete seine Gäste kaum. Als Rilke ihm sagte, dass er Dichter sei, begann er eine heftige Tirade gegen Dichter und Schriftsteller und riet Rilke zu einer nützlicheren Beschäftigung. Er sprach schnell und ungestüm; von Zeit zu Zeit bückte er sich und riss büschelweise Vergissmeinnicht aus dem Boden, die er an seinem Gesicht zerdrückte – offenbar ein Opfer starker Gefühlsregungen und seiner Umgebung völlig entrückt.

Sowohl Lou wie Rilke haben idealisierte Berichte von diesem Besuch gegeben, der in Wirklichkeit sehr unerfreulich verlaufen ist. Tolstoj war keineswegs der gütige, weise russische Landgraf, als den sie ihn beschrieben, sondern ein gequältes Genie, egozentrisch und intolerant. Seine Vorstellungen über Kunst und Religion unterschieden sich von den ihrigen völlig und übten auf Rilke «keinerlei Anziehung» aus, wie er später zugab<sup>59</sup>. Damals stand er jedoch so sehr unter Lous Einfluss, dass er über die unschönen Aspekte des Besuches hinweg sah. Im Rückblick mag er sich allerdings gefragt haben, ob der Umstand, dass Tolstoj ihn als Dichter so schroff ablehnte, nicht symbolisch war für die ganze Reise, deren Resultat jedenfalls so gar nicht seinen Hoffnungen entsprach. Für Lou blieb der Besuch das Eingangstor auf ihrem Rückweg nach Russland.

Von Jasnaja Poljana reisten sie nach Kiew, der Hauptstadt der Ukraine und – in mancher Hinsicht – Rivalin Moskaus. Die Stadt und die umliegende Landschaft standen im vollen Frühlingsglanz. Blumenwiesen zogen sich in festlichen Bändern am Dnjepr entlang, und die Luft war erfüllt vom Duft blühender Obstgärten. Hinzu kamen die farbenfrohen Gewänder der Tausende von Pilgern, die sich während der Pfingstfeiertage in den Kirchen und Klöstern der heiligen Stadt drängten. Wieder erlebten Lou und Rilke die religiöse Inbrunst des russischen Volkes. Sie schlossen sich der feierlichen Prozession kerzentragender Bauern an, die sich durch die dunklen Gänge des Klosters Petscherskaja Lawra mit seinen Höhlen und Katakomben wand; die Leichen der Mönche sind darin bestattet, und Einsiedler pflegten dort, in primitiven Zellen begraben, ihr Leben zum Ruhme Gottes in ewiger Dunkelheit zu verbringen.

Tief beeindruckt von dem düsteren Glanz dieser Szene schrieb Rilke an seine Mutter:

«Stundenweit wandert man heute noch in den Gängen (nicht höher als ein Mann mittlerer Grösse und nicht mehr als schulterbreit) an den Zellen vorbei, wo die Heiligen und Wundertäter und die vom heiligen Wahnsinn Vereinsamten lebten; heute steht in jeder Zelle ein offener silberner Sarg und derjenige, welcher einst hier gelebt hat vor fast tausend Jahren, liegt unverwest in kostbarem Damast gehüllt in der kostbaren Truhe. Unablässig drängt pilgerndes Volk aus allen Gegenden von Sibirien bis zum Kaukasus durch das Dunkel und alle küssen die verhüllten Hände der Heiligen. Dieses ist das heiligste Kloster im ganzen Reiche. Ich habe, eine brennende Kerze in Händen, alle diese Gänge durchschritten, einmal allein und einmal im betenden Volke. Von alledem habe ich starke Eindrücke empfangen und mir vorgenommen, ehe ich Kiew verlasse ... noch einmal die seltsamen Katakomben zu besuchen.»<sup>60</sup>

Wieder erlebte Rilke eine fast mystische Verzückung, während Lou erschauerte und so schnell wie möglich die dunklen Katakomben verlassen und Sonne und Blumen wiedersehen wollte. Ihre Vorstellung hatte mit dem Gott dieser Höhlenbewohner nichts gemein. Andere Heiligtümer dagegen gefielen ihr, die Sophienkirche zum Beispiel erweckte ihre Bewunderung. In liebevoller Ausführlichkeit beschrieb sie ihre Mosaiken und die aus dem n. Jahrhundert stammenden Fresken, die blauen und goldenen Kuppeln sowie die alten Altargemälde. Lange verweilte sie vor den Ikonen, die, im Gegensatz zu den Gemälden in westlichen Kirchen, die dargestellten heiligen Gestalten nicht enthüllen, sondern auf goldenem Untergrund in dunkelbraunen Farbtönen nur andeuten und dadurch der Phantasie des Beschauers freies Spiel geben. «Was er sieht, sind lediglich Fragen, Symbole, Gefässe für das, was er hineintut. Zwischen Bild und Ikone bleibt daher ein Wesens-, nicht nur ein Gradesunterschied.»<sup>61</sup>

Zwei geschäftige Wochen verbrachten Lou und Rilke in Kiew, kamen aber zu der Einsicht, dass ihnen die Stadt trotz ihrer Schönheit nicht viel zu sagen hatte. Rilke hielt sie für zu westlich, zu kosmopolitisch, und Lou gab dem typisch russischen Vorurteil gegenüber den Ukrainern Ausdruck: sie seien lästig und aufdringlich, es fehle ihnen die Spontaneität der Russen. Ohne grosses Bedauern verliessen sie daher Kiew und fuhren mit dem Schiff den Dnjepr hinunter nach Poltawa, wo sie den Zug bestiegen und ihre lange Reise nach Saratow an der Wolga antraten.

Hier begann der zweite, der denkwürdigste Abschnitt ihrer Reise: die Schifffahrt auf der Wolga. Sie hatten sich sehr darauf gefreut und sollten nicht enttäuscht werden, denn wenn Moskau das Herz Russlands ist, so

ist die Wolga seine Hauptader. Als breiter, schleifenreicher Fluss, der bisweilen keine Ufer zu haben scheint und stille, mit kleinen Inseln besäte Seen bildet, die im Rhythmus der Jahreszeit emportauchen oder verschwinden, schlängelt er sich gemächlich über dreieinhalbtausend Kilometer von der Waldaihöhe bis zum Kaspischen Meer hinunter. Die Stadt Saratow, wo Lou und Rilke den grossen Fluss zum erstenmal erblickten, liegt am Mittellauf der Wolga in dem Gebiet, das den westlichen Teil des russischen Zentralplateaus ausfüllt. Eine breite, offene Landschaft mit Wiesen, Feldern und Wäldern erstreckt sich dort, soweit das Auge reicht, und geht am Horizont unmerklich in den Himmel über.

Lou war von der Wolgalandschaft begeistert. Sie pries ihre Weite und Einfachheit, ihre Unendlichkeit, ihre Stille, und Rilke glaubte alle Dimensionen neu durchdenken zu müssen. Alles war grenzenlos: Wasser, Land und Himmel.

Vom Deck des *Alexander Newsky* aus sahen sie in friedlicher Folge Städte, Dörfer und Weiler still und traumhaft vorübergleiten. Lou schrieb in ihr Tagebuch: «Hier möchte ich bleiben für immer. Die Wolga gleicht hier, wie so oft, kaum mehr einem Fluss, so meer-artig und weit umfassen ist sie . . . was ich als ihren stärksten, erschütternden Reiz empfinde und was so selten sich zu einem vereinigt: Die Mischung von Intensität und Weite.»<sup>02</sup> Mit einem Gefühl schmerzlicher Trauer sah sie die Wiesen und Wälder vorübergleiten, denn sie empfand diese Wolgalandschaft als die Landschaft ihrer Seele. Hier war sie zu Hause, hier fühlte sie sich geborgen. In einem Gedicht, das einem an sie gerichteten Rilkeschen Liebesgedicht ähnelt, mit dem Titel «Wolga», verherrlichte sie ihre Liebe zu diesem Land:

«Bist Du auch fern: ich schaue Dich doch an,  
Bist Du auch fern: mir bleibst Du doch gegeben;  
Wie eine Gegenwart, die nicht verblassen kann,  
Wie meine Landschaft liegst Du um mein Leben.  
Hätt ich an Deinen Ufern nie geruht:  
Mir ist, als wüsst ich doch um Deine Weiten,  
Als landete mich jede Traumesflut  
An Deinen ungeheuren Einsamkeiten.»<sup>03</sup>

Die Schiffsreise dauerte nur etwa eine Woche, aber später fragte sich Lou, ob es in Wirklichkeit nicht Jahre waren. Rilke und Lou fuhren über

Samara, Kasan, Nischnij Nowgorod nach Jaroslawl, wo sie an Land gingen. Als dann der gefürchtete Augenblick des Abschieds kam, konnten sie sich nicht losreißen. Sie beschlossen daher, noch ein paar Tage in dem Dörfchen Kresta-Bogorodskaja zu bleiben, wo sie eine *Isba* mieteten – eine der typischen russischen Bauernkaten, die sich ein jung verheiratetes Paar gebaut hatte, das noch nicht eingezogen war. Lou sehnte sich danach, wenigstens einige Tage das Leben der Wolgabauern teilen zu können, und Rilke freute sich, mit der geliebten Frau endlich wieder einmal ungestört in einem eigenen Hause zusammen zu sein. Er dachte an das kleine Bauernhaus in Wolfratshausen, wo sie die ersten Wochen ihrer Liebe verbracht hatten. Vieles war seitdem geschehen, vieles hatte sich geändert. Er konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass Lou nicht mehr so vertraut mit ihm verkehrte wie früher. Ganz unmerklich schien sie sich immer mehr in sich selbst zurückzuziehen. Er hatte bemerkt, dass sie sogar während der Wolgafahrt mit der Schwester des Mannes korrespondierte, in dem er den Rivalen ahnte. Vielleicht war es die geheime Furcht, Lou zu verlieren, die ihn davon abhielt, seine Eindrücke während dieser Fahrt niederzuschreiben. Er war auf jeden Fall enttäuscht und traurig, dass er nicht schreiben konnte. In Kasan begann er ein Gedicht, brach es aber jäh ab, denn «es schien mir wie ein Unrecht, meine innere, mit allem unzusammenhängende Froheit in diesen Worten auszusprechen, die damals gerade ihren Sinn an der täglichen Wirklichkeit verloren hatten»<sup>64</sup>. Der Schmerz dieses dunklen Satzes, dem die Feststellung folgt, dass ihr Schöpfer dankbar gewesen sei, als seine Stimme erlosch, gipfelt in dem schweren Selbstvorwurf: «Unzählige Gedichte hab ich nicht erhört. Ich habe einen Frühling überschlagen; was Wunder, wenn nun kein rechter Sommer ist. Alles Kommende hat mich verschlossen gefunden. Und jetzt, da ich die Türen öffne, sind die Wege lang und leer ...»<sup>65</sup>

Er hatte Lou seine «Zukunft» genannt. War es die Veränderung in ihrem Verhalten, die ihn vor Angst verstummen liess und während der zweiten Russlandreise jene «täglichen Verluste» verursachte, jene Gedichte, die er nicht schreiben konnte? Beklagte er sich darüber so bitter? Oder war es etwas anderes? Fehlte es ihm an den Mitteln, das auszudrücken, was er empfand? Nach seiner Rückkehr machte er seine «unreifen Augen» für diese «Verluste» verantwortlich, aber er setzte bezeichnenderweise hinzu: «Wenn ich von Menschen lernen kann, sind es diese hier [gemeint sind die Künstler des Worpsweder Kreises, bei denen er sich damals aufhielt], die so landschaftlich wirken, dass ihre Nachbarschaft mich nicht ängstigt, son-

dem mich nur breit mit Bildern berührt, aus denen ich verschwenderisch lebe. Und wie lieben sie mich hier.»<sup>66</sup> Das war es: seine Worpweder Freunde liebten ihn, während der Russlandreise aber fühlte Rilke, dass er Lous Liebe verlor.

In den drei Tagen, die er zusammen mit Lou in der Isba zubrachte, muss seine Befürchtung zur Gewissheit geworden sein. Denn wenn sie ihn noch genauso liebte wie in Wolfratshausen, warum bat sie dann die Bäuerin, die ihnen einen Strohsack als Nachtlager zurechtlegte, noch für einen zweiten zu sorgen? Selbst Lou gibt zu, die Bäuerin habe das auch nicht begreifen können. Und wie soll man den dunklen Satz deuten, den Lou noch während der ersten Nacht in ihr Tagebuch eintrug: «Splitter im Fingernagel und in den Nerven»<sup>67</sup>? Hat sie in dieser Nacht Rilke gesagt, dass sie nicht mehr seine Frau sein könne und dass sie sich trennen müssten?

Die grosse Krise ihrer Liebe fällt jedenfalls in diese Zeit. Hilflos und verzweifelt suchte Rilke nach einem Ausweg und schrieb Lou, als er ihn nicht fand, einige Wochen später einen «hässlichen Brief»<sup>68</sup>. Aber auch für Lou war es nicht leicht. «Beschönigen will ich nichts. Den Kopf in die Hände gebückt, rang ich damals oft um Verstehen dafür in mir selber. Und tief betroffen machte es mich, einmal in einem alten zerblätternen Tagebuch, das von Erfahrungen nur erst wenig reden konnte, nacht-ehrlich den Satz zu lesen: ‚Ich bin Erinnerungen treu für immer: Menschen werde ich es niemals sein.‘»<sup>69</sup> Dieser lapidare Satz, der eher ihrer Aufrichtigkeit als ihrem Herzen Ehre macht, klingt wie ein Nachhall der bitteren Feststellung Nietzsches, Lou sei «untreu und jede Person im Verkehr mit jeder anderen preisgebend»<sup>70</sup>.

Äusserlich war von einer Veränderung jedoch nichts zu spüren. Nach ihrem dreitägigen Aufenthalt in Kresta-Bogorodskaja setzten sie die Reise fort, gut ausgeruht und scheinbar beglückt von dem engen menschlichen Kontakt, den sie in dem kleinen russischen Dorfe fanden. Lou fiel der Abschied schwer. Sie fühlte sich wie neugeboren in der Gegenwart dieser schlichten Menschen, die sie wie ihresgleichen behandelten. Stundenlang sassen sie um den dampfenden Samowar herum, erzählten ihr die intimsten Geschichten ihres Lebens, lachten laut auf, wenn Lou eine Anspielung auf ein Dorforiginal nicht verstand, und weinten ungehemmt, wenn sie von einem besonders traurigen Geschehnis berichteten. Lou war gerührt von dem schnellen Wechsel zwischen Heiterkeit und Ernst im Wesen dieser Bauern, von ihrer grossen Beobachtungsgabe und ihrer Menschenkenntnis. Besonders eine alte Frau, die Grossmutter der Familie,

machte einen tiefen Eindruck auf Lou, denn sie sprach «im grossen Stil einer Chronik und mit dem Auge auf die Ewigkeit»<sup>71</sup>.

Auch Rilke rührten diese Bauern, deren Leben so viel schlichter und elementarer war als das seine. Aber nichts deutet darauf hin, dass er das Verlangen gehabt hätte, bei ihnen zu bleiben. Der heftige Regenguss, der ihre Abreise beschleunigte und die ganze Landschaft in einen Schlammsee verwandelte, entsprach wahrscheinlich seiner Stimmung. Er muss mit Erleichterung Abschied genommen haben von dieser Hütte, die er mit der geliebten Frau geteilt und doch nicht geteilt hatte; wie sehr er auch später die Einfachheit des Lebens auf einem russischen Dorf pries, nie wieder machte er den Versuch, es selbst zu leben. Rilkes vielgerühmte Liebe für Russland war, wie schon gesagt, eine Projektion seiner Liebe zu Lou. Als der Glanz dieser Liebe verblasste, verblasste mit ihr auch Russland und nahm einen esoterischen Aspekt an, den «wenig überzeugenden Zauberschein eines Landes Nirgendwo»<sup>72</sup>.

Von der Wolga reisten die beiden nach Moskau zurück, wo sie sich weitere zwei Wochen aufhielten. Begeistert erzählten sie ihren Moskauer Freunden, was sie inzwischen gesehen und erlebt hatten. Die Wolgalandschaft erschien ihnen unvergleichlich, ihre Menschen besaßen für sie eine Tiefe und Einfalt, dass man erst in ihrer Mitte wieder zum Menschen fand. Solche gesteigerten Lobesäusserungen brachten ihre Freunde, die die russische Wirklichkeit viel besser kannten als Rilke und Lou, in Verlegenheit. Und als Rilke den Wunsch aussprach, den von ihm bewunderten Bauerndichter Droschin zu besuchen, wurde in Moskau ein Kriegsrat abgehalten, was zu tun sei, damit dieser Besuch unter den günstigsten Umständen stattfände. Droschin lebte als Bauer unter Bauern in dem kleinen Dorf Nisowka im Gouvernement Twer. Um seine bescheidene Hütte für die russophilen deutschen Gäste würdig auszustatten, bat man Nikolai Tolstoj, einen entfernten Verwandten des Dichters, als den Besitzer der dortigen Ländereien, sie völlig neu herrichten zu lassen. Ausserdem schrieb Sofia Schill, die sich um Lous und Rilkes Reisevorbereitungen kümmerte, dass Droschin seinen Gästen das Leben in seinem Hause so angenehm wie möglich machen solle, und teilte ihm mit, dass sie dazu neigten, die russische Wirklichkeit zu idealisieren. Um schliesslich sein Mögliches zu tun, lud Nikolai Tolstoj die beiden ein, einen Teil ihres Aufenthaltes als seine Gäste in dem grossen Gutshaus zu verbringen.

Infolge dieser wohlgeplanten Vorsichtsmassnahmen verlebten Rilke und Lou eine herrliche Woche teils bei dem Dichter, teils bei dem Grafen; als

sie dann nach Moskau zurückkehrten, waren sie mehr denn je davon überzeugt, dass Russland das Land ihrer Träume sei. Diese kleine, an sich harmlose Episode, die übrigens auch die potemkinsche Mentalität der Russen illustriert, zeigt die Selbsttäuschung, der sie sich auf einem grossen Teil ihrer Reise hingaben. Das Russland, das sie priesen, war in der Tat ein Traumland. Die Wirklichkeit hinter diesen Träumen sah ganz anders aus. Ab und zu warf Rilke einen Blick durch den Schleier der Illusion und erkannte die Veränderungen im Wesen Lous, die eine gemeinsame Zukunft bedrohten. Als er sich jedoch der Wirklichkeit gegenübergestellt fand, war die Enttäuschung so gross, dass er sie kaum ertragen konnte.

Es geschah wiederum, man möchte es symbolisch nennen, in St. Petersburg, der Vaterstadt Lous. Sie fuhren dorthin, weil Lou vor der Rückkehr nach Deutschland ihre Verwandten besuchen wollte. Als sie aber am sechsten Juli eintrafen, war Lous Familie schon auf den Sommersitz nach Rongas in Finnland verzogen. Rasch entschlossen fuhr Lou ihren Angehörigen nach und liess Rilke in St. Petersburg allein zurück. Anscheinend verabschiedete sie sich nur ganz kurz von ihm und liess tagelang nichts von sich hören, so dass er nicht wusste, ob und wann sie wieder zurückkommen wollte. Bitter fragte er sich, ob dies das Ende sei: allein in einem möblierten Zimmer Zurückbleiben zu müssen, den fast feindseligen Eindrücken dieser fremden Stadt ausgeliefert? Je mehr er über sein Schicksal nachdachte, je stärker das Gefühl der Verlassenheit wurde, desto mehr wuchs die Verzweiflung, bis schliesslich seine lang unterdrückten Ängste und sein Selbstmitleid die Oberhand gewannen und er ihr den schon erwähnten «hässlichen» Brief schrieb.

Lou las und zerriss ihn. Sie war nicht gewillt, sich durch seine Gefühlsausbrüche und schon gar nicht durch sein Selbstmitleid aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen, besonders jetzt nicht, wo ihr eigenes Leben in die Fülle des Glückes trat. Hier, in der finnischen Sommerheimat ihrer Kindheit, wie früher umgeben von ihrer Familie, erlebte Lou die reinste Freude ihrer Heimkehr. Sie dachte an jenen Sommer vor zwanzig Jahren, als sie rebellischen Herzens Mutter und Brüder verlassen hatte, fest entschlossen, allem zu entsagen, was Liebe, Tradition und Sitte von ihr forderten, und ihren eigenen Weg zu gehen. Und jetzt war sie zu ihnen zurückgekehrt als reife, selbstbewusste Frau und bekannte Schriftstellerin. Jetzt drohte ihr keine Gefahr mehr von den Tagträumen ihrer Kindheit. Sie hatte sich gefunden und konnte furchtlos alles aufnehmen, was sie früher zurückgewiesen hatte. Überall, im Familienkreis und draussen in

der vertrauten Wald- und Seelandschaft, vernahm sie das Echo der Stimmen ihrer Kindheit.

Nur der Verlust ihres Vaters trübte ihre Freude. Er war schon lange tot, aber gerade jetzt trat ihr seine hohe Gestalt lebhaft vor Augen, mit tiefer Dankbarkeit gedachte sie der Liebe, die er ihr als Kind geschenkt hatte. Jetzt erst begriff sie die Ausstrahlung seines Wesens. Er verkörperte alles, was sie in Russland liebgelernt hatte: Einfachheit, Herzenswärme, Seelengröße. «Jetzt wäre ich ganz sein Kind geworden», vertraute sie ihrem russischen Tagebuch an<sup>73</sup>.

Eine andere Gestalt aus der Vergangenheit lebte jetzt in Lous Erinnerung ebenfalls wieder auf: Gillot. Er hatte sie aus ihrer Traumwelt herausgerissen und gezwungen, sich selbst zu finden, aber dadurch hatte er in ihrem Herzen die Stelle Gottes eingenommen. Jahrelang hatte seine Vormundschaft gedauert; es war ihr schwergefallen, sich von ihm zu befreien. Aber jetzt konnte sie auch an Gillot denken, ohne in Verwirrung zu geraten. Demütig und voller Freude fühlte sie, wie ihr Leben zurückschwang zu den Anfängen. Der Wanderer war endlich wieder zu Hause.

Rilkes bitterer, vorwurfsvoller Brief blieb der einzige Misston in der Harmonie ihrer Seelenverfassung. Er brachte ihr zum Bewusstsein, dass sie noch an einem anderen Leben teilhatte, einem gequälten, unglücklichen Leben, das Forderungen an sie stellte, die sie nicht mehr gewähren konnte. Sie hielt es aber für klüger, Rilke nicht durch noch längeres Schweigen zur Verzweiflung zu treiben, und schrieb ihm einen Brief, in dem sie ihm ihr eigenes Glücksgefühl vorzustellen suchte. Sie sei in der Freude heimisch, schrieb sie ihm, und wünsche, er könne sie jetzt sehen.

Rilke antwortete postwendend. «Ich habe Deinen Brief, Deinen lieben Brief, der mir mit jedem Wort wohltut, der mich wie mit einer Welle anrührt, so stark und rauschend, der mich wie mit Gärten umgibt und mit Himmeln überbaut, der mich fähig macht und froh, Dir zu sagen, was mit meinem letzten schweren Briefe sinnlos rang: dass ich mich sehne nach Dir.»

Er schäme sich seines letzten Briefes, gestand er; er habe ihn aus Verzweiflung und Verlassenheit geschrieben, er müsse ihr fremd geklungen haben «in der Schönheit, zu welcher Dein Leben sich gleich wieder gerundet hat unter den neuen Verhältnissen». Und Rilke erinnerte sie an die jungen Eichhörnchen, die er als Kind in Italien an langen Ketten gefangen gehalten habe. «Es war gewiss sehr unrecht, sich überhaupt als Macht in ihr leichtes Leben einzudrängen (als sie schon erwachsen waren nämlich

und meiner nicht mehr brauchten), aber es war auch ein wenig ihre Absicht, mit mir auch weiterhin zu rechnen, denn sie kamen mir oft nachgelaufen, so dass es mir damals schien, als wünschten sie sich eine Kette.» Die Geschichte kannte Lou schon, in diesem Zusammenhang aber liess sie sich nicht gerne daran erinnern. Denn sie verstand, was er damit sagen wollte: er fühlte sich selbst wie jene Eichhörnchen und bat sie, ihn weiterhin an ihrer Kette festzuhalten. Aber gerade das wollte Lou nicht.

«Komm bald zurück, komm zurück» lautet der Refrain dieses Briefes. «Du glaubst nicht, wie lang die Tage in Petersburg sein können. Und dabei geht doch nicht viel hinein. Ein fortwährendes Unterwegssein ist das Leben hier, wobei die Ziele alle leiden. Man geht, geht, fährt, fährt, und wo immer man auch hinkommt, ist der erste Eindruck der der eigenen Müdigkeit.»<sup>74</sup> Die Stadt sei gegen ihn, sagte er später auch, als er sich in Paris ähnlich verlassen vorkam. Aber an der Stadt lag es nicht. Der Grund für seine Niedergeschlagenheit beruhte vielmehr auf seiner Einsicht, dass er Lous Liebe verloren hatte und sich dieser Tatsache nicht mehr verschliessen konnte. Daher fühlte er sich verlassen und einer feindseligen Umwelt schutzlos ausgesetzt. Sehnsüchtig blickte er auf die Vergangenheit zurück, als sein liebendes Herz auf den Anruf der Umwelt mit reiner schöpferischer Kraft geantwortet hatte. Und er fürchtete sich vor der Zukunft. Lou dagegen strahlte Freude aus, als sie wieder nach St. Petersburg kam, und suchte ihn auf der Heimreise, die sie bald antraten, aufzuheitern, so gut sie konnte. Jedoch vergebens. Rilke blieb traurig und in sich gekehrt. Er sagte ihr, dass es ihm unmöglich sei, unter diesen veränderten Umständen in ihrer Nähe zu leben, er müsse sich einen neuen Freundeskreis suchen. Deshalb blieb er nicht in Berlin, sondern nahm Ende August eine Einladung seines Künstlerfreundes Heinrich Vogeler an, der in dem kleinen Ort Worpswede bei Bremen lebte. Vogeler machte ihn mit einer Gruppe junger Künstler bekannt, die sich in dieser einsamen Moor- und Heidelandschaft niedergelassen hatten, weil sie hier, fern von den Ablenkungen der Grossstadt, ungestört arbeiten konnten. Rilke fühlte sich unter ihnen sofort heimisch und öffnete sein Herz neuen Freundschaften. Vor allem zu zwei jungen Mädchen fühlte er sich hingezogen: zu der blonden Malerin Paula Becher und ihrer Freundin, der dunkelhaarigen, braunäugigen Bildhauerin Clara Westhoff. Beide bedauerten den traurigen jungen Dichter, der offenbar an einer schweren Enttäuschung litt, und liessen ihn den Wert des Lebens fühlen. Dazu gab es in Worpswede viele Gelegenheiten.

Besonders reizvoll waren die geselligen Zusammenkünfte, die jeden Sonntagabend in Vogelers Haus stattfanden. Hier wurde ernst und angeregt oft bis in die Morgenstunden hinein über Leben und Kunst debattiert, es wurde vorgelesen, musiziert und getanzt. Rilke lebte auf im Kreis dieser jungen Menschen, die ihn so vertrauensvoll aufnahmen. Schon am ersten Abend unterhielt er sich lange mit den beiden Mädchen, und später besuchte er sie in ihren Ateliers, wo er den aufmerksam Zuhörenden aus seinen Gedichten vorlas. Sein Tagebuch beweist, wie schnell sein Lebensmut wieder erwachte. Noch trauerte er einer Liebe nach, und schon schienen sich ihm zwei neue Herzen zu erschliessen. Kein Wunder, dass er glaubte, Schicksal sei mehr als Zufall. In Russland hatte er nicht schreiben können; die Angst, Lous Liebe zu verlieren, hatte sein Herz verstummen lassen, aber jetzt war sein ganzes Wesen wieder rhythmisch bewegt. Mit der innigen Anteilnahme der beiden Mädchen gewann er den Glauben an seine dichterische Zukunft zurück. Die Erinnerung an Lou begann zu verblassen, und kurz entschlossen teilte er ihr mit, dass er nicht nach Berlin zurückkehren werde. Er habe in Worpsswede ein Häuschen gemietet und beabsichtige, den Winter dort zu verbringen.

Aber kaum hatte er diesen Entschluss gefasst, als er ihn wieder aufgab und Hals über Kopf nach Schmargendorf zu Lou zurückkehrte. Rilkes Biographen haben sich sehr bemüht, den Grund für diese plötzliche Sinnesänderung zu ermitteln. Miss Butler glaubt, dass das Gerücht von Paula Beckers Verlobung mit Otto Modersohn dafür verantwortlich war, und fest steht, dass Rilkes Zuneigung für die blonde Malerin – auch Lou war ja blond – grösser war als für Clara Westhoff. Als *er* Worpsswede verliess, vertraute er ihr und nicht Clara Westhoff sein Notizbuch an, das einige seiner ihm liebsten Gedichte enthielt. Vielleicht hatte er tatsächlich gehofft, Paula werde sein verwundetes Herz heilen; in diesem Fall muss ihn die Nachricht von ihrer Verlobung allerdings zutiefst getroffen haben. Rilke selbst gab als Grund für seine plötzliche Abreise an, dass er nicht in Worpsswede bleiben konnte, weil er um seiner russischen Studien willen in der Nähe der Bibliotheken einer Grossstadt wohnen musste. Aber auch das war sicher nicht der Hauptgrund. Was ihn in Wirklichkeit zur Abreise veranlasste, bekannte er, als er in einem Brief an Paula schrieb: «Jede Heimat wirkt gut und warm, wie jede Mutter. Ich aber muss doch meine Mutter suchen, nicht wahr?»<sup>75</sup> Lou war ihm eine Mutter und mehr als eine Mutter gewesen. Wie sehr sie ihn auch verletzt hatte, er konnte sich nicht von ihr losreissen. Es ist möglich, dass Lou ihn aufforderte, in ihrer Nähe

zu bleiben, und dass sie ihm, wenn nicht ihre Liebe, so doch ihre Freundschaft anbot. Und sicher machte sie ihn darauf aufmerksam, dass er seine russischen Studien, denen er mit so grossem Gewinn nachgegangen war, in Worpswede nicht fortsetzen konnte. Sie nur deswegen aufzugeben, weil sich ihr Verhältnis verändert hatte, hielt sie für unnötig und unbedacht. Ein trauriger Unterton klingt in Rilkes Briefen an seine Freunde in Worpswede an, als er ihnen mitteilte, dass er nicht zurückkommen werde. «Ich warte», schrieb er an Paula, «ich warte auf Sie und auf Clara Westhoff und Vogeler und auf den Sonntag und auf das Lied ... und nichts wird kommen. Und ich weiss, dass nichts kommen wird, und warte doch. Und fürchte mich fast davor zu wollen, dass andere kommen – Russen, mit denen ich arbeiten soll, und selten irgendjemand sonst.»<sup>76</sup>

Man merkt, wie er jetzt unter dem Zwang des «Arbeiten-Müssens» litt, und trotzdem arbeitete er weiter. Er las russische Bücher, schrieb Gedichte, plante eine Reihe von Prosaerzählungen, eine Romantrilogie, Theaterstücke. Aber dann wurde er wieder mutlos und machte sich Vorwürfe wegen seines schwachen Willens, denn was nützte es, tagaus, tagein Pläne zu schmieden, die man nicht ausführte?

Er traf mit Lou zusammen, sooft er konnte und sie es ihm erlaubte. Ende November schrieb er ein russisches Gedicht und gab es ihr zu lesen. Einige Tage später lud sie ihn zu einer Begegnung mit Gerhart Hauptmann ein, sie verbrachten einen schönen Abend zusammen. Aber so sehr sich Lou auch bemühte, ihr Verhältnis auf einer heiter-freundschaftlichen Ebene zu halten, Rilke konnte sich den veränderten Umständen nicht anpassen. Es lähmte seine Arbeitskraft, sie, die er die Brücke zu seiner Zukunft nannte, nahe zu sehen und fühlen zu müssen, dass sie sich mehr und mehr von ihm zurückzog. In seinen Notizbüchern spricht er von «Tagen äusserster Hoffnungslosigkeit, von Atemnöten der Seele», von «Zwischentagen, die weder dem Leben noch dem Tode gehören», Tagen, in denen ein grausamer Zwischengott herrschte<sup>77</sup>. Und angstvoll fragte er sich, wie viele Menschen, die an einem ähnlichen Zwischen-Dasein litten, wohl in Irrenhäusern lebten und starben. Lou war mit Rilkes labilen Gemütszuständen gut vertraut, aber die schweren Depressionen, denen er jetzt immer mehr unterlag, überstiegen selbst ihre Kraft und bedrückten sie. Dazu kam die Einsicht, dass sie selbst die Ursache seines Leidens war, und vielleicht auch die Erinnerung an jene furchtbaren Ausbrüche der Verzweiflung, denen Nietzsche zum Opfer fiel, als sie ihn verliess. Um das Schlimmste zu verhüten, wagte sie daher den offenen Bruch nicht und lud Rilke ein,

sie nach wie vor zu literarischen Zusammenkünften zu begleiten. So nahmen sie, allein im dunklen Zuschauerraum des Deutschen Theaters sitzend, einige Tage vor Weihnachten an der Generalprobe von Hauptmanns neuem Stück *Michael Kramer* teil. Doch das Ende näherte sich unaufhaltsam. «Was ich will vom kommenden Jahr», vertraute Lou ihrem Tagebuch an, «was ich brauche, ist fast nur Stille – mehr Alleinsein, so wie es vor vier Jahren war.»<sup>78</sup>

Rilke dagegen konnte gerade das Alleinsein jetzt nicht ertragen. Da Lou ihn verliess, musste er einen anderen Menschen finden, sonst lief er Gefahr, in sich selbst hinabzustürzen wie in einen leeren Brunnenschacht. Er korrespondierte immer eifriger mit seinen Freunden in Worpsswede, schickte ihnen Bücher und flehte sie an, ihn zu besuchen. «Da bitte ich Sie zunächst», schrieb er Paula Becher im Januar, «wenn es möglich ist – halten Sie doch den nächsten Sonntag wieder für mich frei. Recht viele Sonntage überhaupt.»<sup>79</sup> Diesen Wunsch konnte ihm Paula jedoch wegen ihrer bevorstehenden Hochzeit mit Otto Modersohn nicht erfüllen. Rilke wandte sich daher an ihre Freundin Clara Westhoff.

Er hatte mit ihr nicht ganz so vertraut verkehrt wie mit Paula Becker. Einmal hatte er sogar ihre Bitte um ein Gedicht abgelehnt, was er nur selten tat. Aber sie hatte alles getan, um eine Freundschaft zu fördern, die ihr sehr viel bedeutete. Sie hatte Rilke oft geschrieben und ihm von ihrer Arbeit erzählt. Sie hatte ihm Geschenke gesandt – einmal Weintrauben, einmal eine Anzahl Fotografien ihrer Skulpturen. Er hatte ihre Geschenke und Briefe sehr dankbar angenommen, ohne jedoch zu äussern, dass ihm an einer engeren Verbindung gelegen sei, einmal schrieb er ihr sogar, sie solle nicht enttäuscht sein, wenn er wegen seiner angestrengten Arbeit ihre Briefe nicht beantworte. Und dann plötzlich Mitte Februar machte er ihr eine Liebeserklärung und bat sie, seine Frau zu werden. Rilkes Freunde und wahrscheinlich Clara Westhoff selbst waren von diesem Antrag so überrascht, dass sie sich fragten, ob er ihn ernst meine. Aber kam dieser Entschluss wirklich so überraschend? War es nicht eine menschlich-allzumenschliche Reaktion auf die tiefe Enttäuschung seiner Liebe zu Lou?

Lou war ebenfalls überrascht und sogar ein wenig gekränkt, als sie von Rilkes Heiratsplänen hörte. Sie stellte sich zu Rilkes Absicht wie eine Mutter, die gern möchte, dass ihr Sohn heiratet, aber doch nicht einverstanden ist, wenn das Ereignis eintritt. Andererseits erkannte sie sofort, dass damit der entscheidende Schritt getan war, und zwar von Rilke selbst.

Nun konnte sie sich mit gutem Gewissen endgültig von ihm trennen. In einem langen Brief mit der Überschrift *Letzter Zuruf* beschrieb sie noch einmal den Weg ihrer Liebe und warnte Rilke vor der in Aussicht genommenen Heirat.

Das Recht in Anspruch nehmend, wie eine Mutter zu ihm zu sprechen, schrieb sie, dass sie fürchte, er werde das Schicksal des russischen Schriftstellers Garschin erleiden (der in einem Anfall geistiger Umnachtung Selbstmord begangen hatte), wenn er eheliche Bindungen eingehe. Nur in seinem Werk könne er Frieden finden. Sie gestand, dass seine jähren Stimmungsumschläge ihre eigene Nervenkraft verbraucht hätten, so dass sie nur noch «automatisät, mechanisch» neben ihm hergegangen sei und ihm keine wirkliche Wärme mehr habe geben können. «Doch da kam etwas hinzu», schrieb sie weiter, «etwas, fast wie eine tragische Schuld gegen Dich: nämlich der Umstand, dass ich, trotz unseres Altersunterschiedes, seit Wolfratshausen immer noch wachsen musste – weiter und weiter wachsen, bis in das hinein, was ich Dir beim Abschied so froh erzählte –, ja, so seltsam es klingt: *bis in meine Jugend hinein*-, denn erst jetzt bin ich jung, erst jetzt darf ich sein, was andere mit 18 Jahren werden: ganz ich selbst. Darum verlor Deine Gestalt – in Wolfratshausen noch so lieb und deutlich dicht vor mir, – sich nur mehr und mehr wie ein Einzelteilchen in einer Gesamtlandschaft – in einer weiten Wolgalandschaft gleichsam, und die kleine Hütte darin war nicht die Deine. Ich gehorchte, ohne es zu wissen, dem grossen Plan des Lebens, das ein Geschenk über alles Verstehen und Erwarten lächelnd schon bereit hielt für mich. Mit tiefer Demut nehme ich es entgegen: und weiss nun sehr klar und rufe Dir zu: gehe denselben Weg Deinem dunklen Gott entgegen!»<sup>80</sup>

Als menschliches Dokument ist dieser *Letzte Zuruf*, den Lou ihrem Freund über «weite, weite Fernen schickte», gross und ergreifend, aber seinen Zweck, Rilke von seiner bevorstehenden Ehe abzuhalten, erfüllte er nicht. Trotzdem sollte Lou mit ihren Vorahnungen recht behalten: Rilkes Ehe war keine Dauer beschieden, und der Dichter musste sich zu der schweren Einsicht durchringen, dass ihm niemand helfen könne – «Engel nicht, Menschen nicht». In einem anderen Sinne jedoch behielt Lou nicht recht. Sie irrte, wenn sie glaubte, ganz aus Rilkes Leben scheiden zu können, denn an jedem Krisenpunkt seines Lebens wandte sich der Dichter in verzweifelter Not an sie und suchte bei ihr Zuspruch und Trost. Und Lou übernahm die Rolle der geistigen Ratgeberin Rilkes im vollen Bewusstsein der grossen Verantwortung, die er ihr dadurch auferlegte. Sie

war nicht immer bereit, seinen Wünschen nach einer persönlichen Zwiesprache nachzukommen, aber für seine Hilferufe hatte sie immer ein offenes Herz. Und wieviel die sichere Nähe seiner grossen Freundin für Rilke bedeutete, dafür legen seine Briefe an Lou beredtes Zeugnis ab. Man gewinnt aus ihnen den Eindruck, dass in Rilkes jahrelangem Wanderleben Lou der ruhende Punkt war, der ihm Halt und Ziel gab. Sie war und sie blieb die Brücke zu seiner Zukunft.

## EPILOG ZU EINER LIEBE

### KUNST UND LEBEN

Über den Verlauf der Freundschaft zwischen Rilke und Lou nach Beendigung der elementaren Phase wäre vieles zu sagen, besonders zum Einfluss der Freundin auf sein langsames Reifen in die Einsamkeit seines Künstlertums. Denn «ohne den Einfluss dieser ausserordentlichen Frau», bekennt er selbst, «hätte meine ganze Entwicklung nicht die Wege nehmen können, die zu manchem geführt haben»<sup>81</sup>. Da es sich hier aber um Lous Leben handelt, seien nur die grossen Linien dieser Entwicklung angedeutet.

Im *Letzten Zuruf* hatte Lou dem Freund geraten, er solle in seiner Arbeit «seinem dunklen Gott entgegengehen» und dort die Sicherheit finden, die ihm das Leben versage. Damit drückte sie aus, was Rilke später im Requiem für Paula Modersohn-Becker den Grundkonflikt des Künstlers nennt:

«Denn irgendwo ist eine alte Feindschaft  
zwischen dem Leben und der grossen Arbeit.»<sup>82</sup>

Selten hat ein Künstler so schwer an diesem Konflikt gelitten wie Rilke; mehr als einmal war er in Gefahr, daran zu scheitern. In solchen Stunden höchster Not wandte er sich jedesmal an Lou, bei ihr Hilfe und Trost suchend, denn in seinem grossen Freundeskreis war sie die einzige, die die tieferen Ursachen seiner Lebensängste verstand. «Man begegnet ähnlichen Traumängsten, einem ähnlichen Miteinander von Erleiden und Vergewaltigen, manchmal bei Knaben zurzeit der Mannbarkeit, ehe sie ihr eigenes Geschlecht in ihr eigenes Ich voll einbezogen haben», schreibt Lou in ihrem Erinnerungsbuch an Rilke und erklärt, dass die durch die erotische Partnerschaft bedingte «Wohltat der eindeutigen Wesensfestigung» stark schöpferisch veranlagten Naturen oft deshalb versagt bleibt, weil die Lebenskräfte anstatt ins «real Partnerische» ins Werk fliessen.

Dagegen wehrt sich der Körper durch «Unlustkundgebungen, die ebenso viele zurückgetriebene Lustsehnsüchte sind und dadurch Schwermut über ihn breiten, hypochondrische Überempfindlichkeiten hervortreiben»<sup>83</sup>.

Nach seiner Trennung von Lou hatte Rilke versucht, in der Partnerschaft mit Clara Westhoff sowohl als Mensch wie als Künstler Erfüllung zu finden. Dieser Versuch war gescheitert. Die grosse Synthese von Gatte, Vater und Künstler war ihm misslungen. Er hatte sein «einsames Haus im Moor»<sup>84</sup> aufgeben und in die Fremde gehen müssen. In Paris hatte er ein Buch über Rodin geschrieben, aber zu eigenen lyrischen Arbeiten war er nicht gekommen, weil die Stadt gegen ihn war und ihn mit der Schwere ihrer leidenden Menschen zu erdrücken drohte. In seitenlangen Briefen schilderte er Lou die Ängste und Verzweiflungen seines Pariser Aufenthaltes, beschrieb den Wahnsinn, sich verwickelt zu fühlen in das Leben der Verlassenen, Armen und Kranken. «Es riss mich aus mir heraus, in ihr Leben hinein, durch alle ihre Leben durch, durch alle ihre beladenen Leben.»<sup>85</sup> Und er schloss mit der Klage: «Hätte ich die Ängste, die ich so erlebte, *machen* können, hätte ich Dinge bilden können aus ihnen, wirkliche stille Dinge ... so wäre mir nichts geschehen.»<sup>86</sup>

Lous Antworten auf diese grossen Klagebriefe zeigen sowohl tiefes Mitgefühl als auch psychologisch feines Verständnis für mögliche Hilfe; sie bemitleidete Rilke nicht, sondern schrieb, dass sie ihn mitten im Lesen seiner Schilderungen ganz vergessen habe, denn was er schreibe, sei gestaltet, sei Kunst, «lebendige und selbstberedete Dinge – nicht anders als irgendein Lied das Dir kam.»<sup>87</sup> Damit wies sie ihm wieder den Weg zu seiner Selbstheilung, zur Aufgabe, die Ängste auszudrücken, niederzulegen, gleichviel ob in Versen oder in Prosa. Wie sehr sich Rilke Lous Rat zu eigen machte, zeigt der *Malte*, in dem viele dieser brieflichen Mitteilungen wörtlich Aufnahme fanden. Und es zeigen viele der *Neuen Gedichte*, in denen ähnliche Themen anklingen. Es liegt nahe, im Einzelnen auf diese faszinierende Metamorphose ursprünglich rein persönlicher Klagen an Lou bis zum vollendeten Kunstwerk einzugehen. Hier genüge die Feststellung, dass es Lous Rat war, der Rilke beeinflusste, seine Lebensängste durch die Kunst zu überwinden. Dankbaren Herzens schrieb er ihr: «Du, liebe Lou, sagst, dass ich mich nicht fürchten muss, und so will ich versuchen, ohne Furcht zu sein.»<sup>88</sup> Dann aber kamen andere Ängste. Wenn es zutraf, dass sein Leben von seiner Arbeit abhing, so erhob sich die bange Frage: Konnte er arbeiten? Fehlte es ihm nicht an Kraft, an Disziplin, an Willen? War er nicht, verglichen mit dem rastlos tätigen Rodin, ein hilf-

loser Hamlet, dem das Leben und die Kunst unter den Fingern zerrann? Dinge wollte er machen, Rodinsche Dinge, aber konnte er das als Dichter? Ging ihm nicht das rein Handwerkliche ab? Darauf Lou: «Worte bauen doch nicht wie Steine, tatsächlich und unmittelbar, vielmehr sind sie Zeichen für indirekt vermittelte Suggestionen . . .»<sup>89</sup> Immer wieder wies sie ihn auf seine Berufung hin, riet ihm zur Geduld und zum Ausgleich zwischen «Kunstleben und Lebenskunst»<sup>90</sup>. Schwer gelang es Rilke schliesslich, und nicht ohne Rückfälle in die Verzweiflung, sich in Paris dem strengen Arbeitsrhythmus zu unterwerfen, der in der plastischen Schönheit der *Neuen Gedichte* Ausdruck fand.

Dann aber folgte die unvermeidliche Reaktion, die Rache des Körpers an den Vergewaltigungen, die ihm vom Geistigen geschehen, wobei der Körper «sich zum Affen des Geistigen machte»<sup>91</sup>. Es folgten Jahre der Erschöpfung, in denen Rilke nicht arbeiten konnte und sich nach Menschen sehnte, obwohl er wusste, durch Lou wusste, dass die Menschen für ihn immer nur «etwas» waren, «was meine Leblosigkeit galvanisiert, ohne ihr abzuhelfen»<sup>92</sup>. In herzerreissenden Briefen rief er Lou abermals um Hilfe an, fragte sie, die damals gerade in die Welt Freuds eingetreten war, ob er sich einer Analyse unterziehen solle, um seine menschlichen und künstlerischen Hemmungen zu überwinden, setzte allerdings hinzu, dass das, was er von Freuds Schriften kenne, ihm «unsympathisch und stellenweise haarsträubend» sei<sup>93</sup>.

Lou hat versichert, dass es eine der schwersten Entscheidungen ihres Lebens gewesen sei, Rilke von einer Analyse abzuraten, denn im Gegensatz zu Freud war sie der Meinung, dass den fertigen Künstler die Analyse eher gefährden als dass sie ihm helfen könne, weil sie einen Eingriff bedeute in den dunklen Grund des Schöpferischen. Und Rilke stimmte ihr zu: «Ich weiss jetzt, dass die Analyse für mich nur Sinn hätte, wenn der merkwürdige Hintergedanke, *nicht mehr zu schreiben*, den ich mir während der Beendigung des *Malte* öfters als eine Art Erleichterung vor die Nase hängte, mir wirklich ernst wäre.»<sup>94</sup> Wenige Tage nach diesen auf Duino geschriebenen Zeilen trat die grosse Wendung ein und mit ihr Rilkes Aufstieg aus der Hölle seiner menschlichen Verzweiflung in die hohe Kunst der ersten Duineser Elegien. Rückblickend soll Lou gesagt haben, sie habe die Analyse deshalb mit allen Mitteln verhindert, weil «nach ihrem Dafürhalten die Keime dessen, was später als Elegien hervorgetreten ist, und wovon sie wusste, mit herausgehoben worden wären»<sup>95</sup>. Es mag dahingestellt bleiben, ob sie tatsächlich damals von den Ansätzen der Elegien wusste,

deren spontane Gestaltung selbst Rilke überraschte; Dank gebührt Lou auf jeden Fall dafür, dass sie dem für seine Elegien seelisch gestimmten Dichter den Ausweg der Analyse versagte.

Wie intensiv sich Rilke in der Zeit mit Lou beschäftigte, als er in Duino auf das Kommen seines Engels wartete, zeigen folgende Zeilen eines im Oktober 1911 geschriebenen Gedichts, das der Erinnerung ihrer Liebe gewidmet ist:

«Wie man ein Tuch vor angehäuften Atem,  
nein: wie man es an eine Wunde presst, aus  
der das Leben ganz, in einem Zug, hinaus-  
will, hielt ich dich an mich: ich sah, du wur-  
dest rot von mir. Wer spricht es aus, was uns  
geschah? Wir holten jedes nach, wozu die  
Zeit nie war. Ich reifte seltsam in jedem An-  
trieb übersprungener Jugend und du, Geliebte,  
hattest irgendeine wildeste Kindheit über  
meinem Herzen.»<sup>96</sup>

Der Engel trat zwar damals in Duino zu ihm, doch er blieb nicht. Verzweifelt suchte Rilke Zerstreuung unter Menschen, trotz Lous Warnungen und seiner eigenen Einsicht, dass er von Menschen nichts zu hoffen hatte. Nicht lange nach dem kurzen Aufleuchten seiner Schöpferkräfte in den ersten Elegien fand seine leidenschaftliche Begegnung mit Magda von Hattinberg statt. Als auch dieser mit so grossen Hoffnungen begonnene Versuch, im Menschlichen Boden zu fassen, misslang und Rilke einsehen musste, «dass mir keiner helfen kann, keiner»<sup>97</sup>, suchte er wieder Trost bei Lou; sie gestand, dass sie beim Lesen seines Briefes «ganz schrecklich weinen» musste, denn sie fühlte, dass Trostworte machtlos waren, und den Trost ihrer menschlichen Nähe konnte sie ihm nicht geben. Dass viel Persönliches in ihren Tränen zum Ausdruck kam, kann man auch dem Geständnis entnehmen, sie habe ihn damals in Gedanken begleitet, da es ihr denkbar schien, «dass eine produktive Periode im Aufbruch zu Dir sei, veranlasst durch menschliches Erleben, und eine fürchterliche Gefahr ist dann ja immer ebenso nahe wie ein grosser Sieg»<sup>98</sup>.

Die «fürchterliche Gefahr», die Rilke in den heissen Juliwochen 1914 in Paris bedrohte, fiel zusammen mit dem furchtbaren Weltgeschehen, das sich wenige Wochen später im Ersten Weltkrieg entladen sollte. Rilke

hatte sich entschlossen, im August nach Deutschland zurückzukehren; er wollte bei einem deutschen Arzt in Behandlung gehen. Und Lou hatte ihn eingeladen, sie in Göttingen zu besuchen. Sie glaubte, dass sie ihn dadurch «vielleicht der Internierung entzog»<sup>99</sup>.

Die grosse Wendung, auf die Rilke schon jahrelang wartete, war für die Welt durch den Ausbruch des Krieges gekommen, und in den ersten Tagen der Begeisterung wurde selbst der Dichter dazu hingerissen, von dem fremden, unglaublichen Kriegsgott zu singen. Doch mischte sich in sein «Heil mir, dass ich Ergriffene sehe»<sup>100</sup> bereits die bange Frage: «Kann er ein Wissender sein, dieser reissende Gott? Da er doch alles Gewusste zerstört.»<sup>101</sup> Lou, der er diese fünf Kriegsgesänge schickte, bewies in ihrer Antwort als einzige unter seinen Freunden ein tieferes Verständnis für die wahre Natur des Krieges: «dieses!, nicht die grausige Wirklichkeit, sondern das geheime Unwirkliche dran, das Gespensterhafte . . .»<sup>102</sup> Helfen konnte sie jetzt auch nicht, nur bedauern, «dass ich nicht mit Dir diese Zeit erlebe»<sup>103</sup>.

Um sich vor seinem «Leibgeist-Zwiespalt», wie Lou es nennt, jenem «undarstellbaren Verlangen nach Schwangerschaft»<sup>104</sup>, zu retten, stürzte sich Rilke abermals in ein Abenteuer des Herzens, aber so rasch, wie es sich entzündet hatte, erlosch das Feuer der Leidenschaft für die Malerin Loulou Albert-Lazard. Und bereits im März 1915 gestand Rilke: «Ich habe ihr im Ganzen nichts Gutes gebracht, nach ersten freudigen Wochen Gebens und Hoffens (wie ich so bin) das meiste zurückgenommen, alle die Widerrufe meines im Menschlichen so rasch gehemmten Herzens.»<sup>105</sup> Inständig bat er Lou, ihn und seine Freundin in München zu besuchen: «Komm nur bald, Liebe, mit Dir kommt Trost, Hilfe und Zukunft.»<sup>106</sup> Obwohl Lou damals das Reisen schwerfiel, gab sie seinem Drängen nach und lebte zwei Monate in enger Wohngemeinschaft mit Rilke und Loulou. Das Verhältnis der beiden Frauen war, verständlicherweise, von Anfang an gespannt. Lou, die Rilke von jeher davor gewarnt hatte, menschliche Bindungen einzugehen, erkannte sofort, dass die Malerin nicht die geeignete Frau für ihn war, und hatte ausserdem bereits von Rilke gehört, dass er im Begriff stand, die Beziehungen zu lösen. Und Loulou, bestürzt von Lous «herrlichem Tigerblick», versuchte vergeblich die tieferen Gründe der Freundschaft zwischen Rilke und Lou zu verstehen.

«Die Vitalität der russischen Frau», schreibt sie in ihrem Buch *Wege mit Rilke*, «diese Naturkraft, die trotz aller Intellektualisierung bleibt, hat

sicher auf ihn gewirkt.» Trotzdem blieb ihr rätselhaft, was Rilke in Lou, «einer Frau von durchdringendem Verstand und mächtigem Temperament», die ihr jedoch «trotz starker Sinnlichkeit» zu «ausschliesslich zerebral» schien, eigentlich schätzte<sup>107</sup>. Lou ihrerseits war weder auf Loulou noch auf ihre Bilder gut zu sprechen. Als ihr Rilke die Fotografie seines von Loulou gemalten Porträts schickte, meinte sie nur: «Mir bist Du es nicht.»<sup>108</sup> Und Rilke gab ihr recht.

Nach Lous Abreise und dem Abbruch seiner Beziehungen zu Loulou wurde Rilke immer tiefer in den Strom seiner Lebensängste gerissen, der sich mit den wachsenden Greueln des Krieges und der drohenden Einberufung noch verstärkte. In dieser Zeit äusserster Hilflosigkeit suchte und fand er Rettung in seiner Kunst. Ende November 1915 entstand die vierte Elegie. In Verzweiflung geschrieben, gehört sie zu den erschütterndsten Aussagen, die je ein Dichter über die menschliche Existenz gemacht hat. Ihre dunkle Symbolik, auf Rilkes ureigenstem Erleben fussend, kreist um die letzten Fragen nach Sinn und Wert des Lebens überhaupt. Im Puppensymbol, von dem auch Lou brieflich spricht, ringt er um Einsicht in den Wert der Kunst für das Leben. Tat er recht, um dieser Puppen willen sein Leben zu opfern? «Was nützt es, noch so viele Puppen gemacht zu haben?»<sup>109</sup> hatte Michelangelo in einem seiner Sonette gefragt, und Rilke hatte vor Jahren bereits an Lou dieselbe Frage gestellt. In der vierten Elegie beantwortete er sie: «Engel und Puppe: dann ist wirklich Schauspiel.» Was auch kommen mag, er ist entschlossen, vor der Puppenbühne des Lebens zu warten, bis ein Engel kommt, «der die Bälge hochreisst»<sup>110</sup>. Lou kommentierte, dass Rilkes Abkehr vom physisch Bedingten überhaupt der Punkt sei, «wo in seiner Dichtung der Engel entstanden ist»<sup>111</sup>. Aber November 1915 war nicht die Zeit der Engel, vielmehr war es eine Zeit des Sterbens, des grauen anonymen Sterbens, das die Massengräber füllte. Die vierte Elegie endet daher mit der orphisch-dunklen Frage nach dem Sinn des Todes, insbesondere des Kindertodes, den der Dichter «unbeschreiblich» nennt. Damit war nach kurzem Aufflackern Rilkes Schöpferkraft abermals erloschen und der Kreis der Elegien unterbrochen. Dann kamen die Jahre des Wartens, Rilkes Musterung, sein vorübergehender Dienst im österreichischen Kriegsarchiv, seine Rückkehr nach Deutschland und das Warten auf das langsame Sterben des Krieges. In den wenigen aus diesen Jahren erhaltenen Briefen Rilkes und Lous kommt die Sprache gelegentlich auf die wichtigsten Zeitereignisse. So äusserte sich Lou im Juli 1917 über die russische Revolution: «Das wissen

wir ja gewisslich beide, dass, was Russland jetzt tut, nicht viel zu tun hat mit dem, was Revolutionen sonst auch taten; dass auch noch all sein Negieren doch nur wieder eine Art des Regierens seines Gottes ist. Auch wenn es praktisch dran zugrunde gehen sollte.»<sup>112</sup> Und Rilke, der die deutsche Revolution in München miterlebte und in den ersten Tagen meinte, von ihr ergriffen worden zu sein, sah bald ein, dass es keine echte Revolution war, kein Sturm, der eine neue Zukunft ankündigte. Er schloss mit der Einsicht: «Das Unheil hat mächtig vergeudet mit uns.»<sup>113</sup> Während des Krieges sahen sich Rilke und Lou selten, und die Zukunft lag drohend und ungewiss über ihnen. Daher mahnte Lou im Januar 1919: «Wir sollten uns sehen und sprechen, ehe es mal zu spät ist.» Und Rilke antwortete umgehend: «Es war schon so oft dringend, dass wir uns sähen, und immer ist, weil mir alles unter so und so vielen Hemmungen stand, der Augenblick vorbeigegangen.»<sup>114</sup> Nun aber war es nötig, dass er diese Hemmungen überwand und trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse ein Wiedersehen mit Lou herbeiführte. Er trug sich mit Plänen, in die Schweiz zu gehen, wollte aber vor seiner Abreise Lou unbedingt noch einmal sehen, denn «womit, sag selbst, könnt ich die Zukunft – wenn es wirklich noch eine gibt – redlicher und tiefer beginnen, als mit unserem Wiedersehen?»<sup>115</sup> Mit rührender Umsicht traf er die Vorbereitungen für Lous Aufenthalt in München, das damals ganz im Zeichen revolutionärer Umtriebe stand; er riet ihr abzuwarten, «wie hier der Landtag sich hält, damit Du nicht, ankommend, den Bahnhof im Mittelpunkt einer Schiesserei findest, wie das vorgestern wieder der Fall war»<sup>116</sup>.

Als Lou nach fast dreitägiger Reise in der Nacht vom 26. März 1919 in München eintraf, fand sie auf ihrem Hotelzimmer einen Willkommensbrief Rilkes und einen Strauss Blumen vor. Am nächsten Tag kam Rilke selbst und von da an, bis zum Abschied auf dem Münchner Bahnhof, waren sie unzertrennlich. Für den Dichter waren es geschäftige Wochen. Die Vorbereitungen für seine Schweizer Reise waren zeitraubend und ermüdend; es gab viel Geselligkeit, denn ausser Lou waren damals auch Clara Westhoff, Ellen Delp und Regina Ullmann in München. Ihrem Alleinsein waren also Grenzen gesetzt. Dennoch notierte Lou: «Blich ich auf München zurück, so seh ich nur Rainer.»<sup>117</sup> War es früher Rilke gewesen, der zu ihr um Rat und Trost kam, so klingt jetzt auch in Lous Briefen ein bittender Ton an. Sie war offenbar von Rilkes menschlicher Nähe gerührt und von seiner Dichtung tief ergriffen. Er las ihr die geschaffenen Elegien vor, gab ihr handschriftliche Abschriften davon und schenkte ihr das

schöne Gedicht, das er in Duino in Erinnerung an ihre Liebe geschrieben hatte. «Du schenktest mir ein Stück Leben», bekannte Lou, «und ich brauchte es noch inbrünstiger als Du weisst.»<sup>118</sup>

Viel schneller, als sie wünschten, ging die beschwingte Zeit zu Ende; sie verabredeten, sich im Oktober wieder zu treffen. Dazu kam es jedoch nicht, denn Rilke dehnte seine vorübergehende Vortragsreise zu einer dauernden Umsiedlung in die Schweiz aus. «Alles schien so gut», schreibt Lou in ihrem Erinnerungsbuch an Rilke, «aber noch während wir sprachen und scherzten und der Zug sich langsam in Bewegung setzte, überwältigte mich die Sorge, und ein schweres Wort aus einem seiner alten Pariser Briefe legte sich mir dunkel über den Sinn: – ‚Ich aber gehe, wie die Tiere gehen, wenn die Schonzeit vorüber ist.‘»<sup>119</sup> Mit dieser Sorge sollte Lou recht behalten, denn im Juni 1919 schloss sich in München der Kreis der Begegnung, der vor mehr als zwei Jahrzehnten ebenfalls in München so unerwartet begonnen hatte.

Ihre dann bis zum Tode des Dichters auf brieflichen Austausch beschränkte Freundschaft stand zunächst ganz im Zeichen der hohen Kunst Rilkes. Jubelnd teilte er der Freundin am 11. Februar 1922 mit, dass er soeben die letzte, die zehnte, Elegie vollendet habe. Und Lou stimmte freudig in seinen Jubel ein, warnte ihn jedoch gleichzeitig, dass er sich auf einen Rückschlag gefasst machen müsse, «weil das Geschöpf den Schöpfer aushalten musste». Darauf Rilke: «Ich weiss wohl, es kann eine ‚Reaktion‘ geben – nach solchem Geworfenwerden das Auffallen irgendwohin.»<sup>120</sup> Aber er versprach, mit Geduld und Dankbarkeit für das ihm widerfahrene Wunder alles Verdriessliche zu ertragen. In ihrer Antwort unterstrich Lou das Wort «Dankbarkeit» und fügte vielsagend hinzu: «Ja, dieses innere Danken ist mir der einzig gültige Beweis für die Existenz, Vorhandenheit Gottes: durch die Existenz, Vorhandenheit seiner Spende an Dich.»<sup>121</sup>

In diesen grossen Briefen erreichte ihre Freundschaft den Höhepunkt; dann fiel sie wieder ab in das Klagelied Rilkescher Ängste. Der Rückschlag, vor dem ihn Lou gewarnt hatte, war eingetreten; obwohl sich Rilke vorgenommen hatte, ihn mutig zu ertragen, wurde er davon übermannt. «Es ist ein entsetzlicher Cirkel», klagte er, «ein Kreis böser Magie, der mich einschliesst wie in ein Breughelsches Höllenbild.» Inständig bat er Lou, die «so viel alte Wörterbücher» seiner «Klagesprache» besass, ihm noch einmal zu helfen.<sup>122</sup> Sie sollte als sein Gast zu ihm nach Muzot kommen, «wenn auch nur für ein paar Tage»<sup>123</sup>.

Dazu aber kam es nicht. Lou versuchte ihm brieflich Mut zuzusprechen, wie sie es schon seit Jahrzehnten getan hatte. Auf Grund der Erfahrungen, die sie durch die Psychoanalyse gewonnen hatte, schrieb sie ihm, «der Umkippen in das Arge, Verlassene, dem eigenen Leib Preisgegebene» sei nicht nur eine Reaktion nach angespanntem Schaffen, «er ist eher etwas schon Zugehöriges, die Kehrseite der Sache selbst, und der Teufel nur ein *deus inversus*»<sup>12\*</sup>. Aber mit solchen Erklärungen war dem Dichter, dessen Körper sich im Zerfall befand, nicht zu helfen. Trotzdem klammerte sich Rilke wie ein Ertrinkender an Lou. Als er im Dezember 1926 in einem Schweizer Sanatorium im Sterben lag, flehte er seine Ärzte an, Lou um Rat zu fragen: «Lou muss alles wissen – vielleicht weiss sie einen Trost.»<sup>125</sup> Doch dafür war es zu spät. Dem Tode gegenüber war auch Lou machtlos. Und ob Rilke die Briefe noch gelesen hat, die ihm Lou schrieb – wir wissen es nicht.

## **FÜNFTER TEIL**

**AUF DER SUCHE NACH EINER SEELE**

**1901–1937**

## VOR DER BEGEGNUNG MIT FREUD

Mit der Frische und Vitalität eines zwanzigjährigen Mädchens trat Lou in das fünfte Jahrzehnt ihres Lebens ein. Die Diskrepanz zwischen ihrem Alter und ihrer unglaublich jugendlichen Erscheinung war so gross, dass ihre weniger glücklichen Zeitgenossinnen glaubten, Lou müsse im Besitz einer Zauberformel für ewige Jugend sein. Die mysteriöse Beschäftigung ihres Mannes mit orientalischer Volksmedizin gab zu allen möglichen Spekulationen Anlass. Lou selbst wusste, dass ihre Jugendlichkeit in der Liebe gründete, in allumfassender Liebe zur Natur, zur Kreatur und zum männlichen Partner.

Lous Züge waren im Verlauf der Jahre etwas weicher, weiblicher geworden; sie betonte ihre Weiblichkeit noch mit ihrer Kleidung: mit weichen Pelzen, Boas und leicht über die Schulter geworfenen Umhängen. Ihr silberblondes Haar, dessen eigenwillige Strähnen ihr über die Stirn fielen, knüpfte sie zu einem lockeren Knoten. Das helle Blau ihrer Augen kam vorteilhaft zur Geltung in blaugrauen Kleidern aus Rohseide, die sie mit Vorliebe trug. Sie war hoch gewachsen und bewegte sich in einem rhythmisch-anmutigen Gang. Was ihre Schönheit jedoch besonders reizvoll machte, waren ihr sprühender Geist, ihre Lebensfreude und ihr heiterer Humor. Offen und arglos trat sie den Menschen gegenüber, ihr ansteckendes Lachen war ohne jede Spur von Gehässigkeit; sie war, wie sie selbst sagt, «heimisch in der Freude»<sup>1</sup>. Und doch musste diese warmherzige, grossmütige und äusserst intelligente Frau gerade damals eine der schwersten Prüfungen ihres Lebens durchmachen, eine so bittere Erfahrung, dass sie mit dem Gedanken spielte, sich das Leben zu nehmen.

Nach ihrem Bruch mit Rilke im Februar 1901 verbrachte Lou den Sommer und Herbst mit Zemek in der Sächsischen Schweiz und in Wien. Sie hatte während ihrer dreieinhalbjährigen Freundschaft zu Rilke mit Pineles und seiner Schwester in Verbindung gestanden, aber da sie in Bezug auf ihr Privatleben sehr diskret war, ist es durchaus möglich, dass Zemek nie von

der Art ihrer Freundschaft mit Rilke erfuhr. Auf jeden Fall kam Zemek zu ihr, als sie ihn rief, und sie verlebten einige schöne Monate zusammen. Im Herbst kehrte Lou nach Berlin zurück; dort erreichte sie die Nachricht von Rees Tod. Sie war erschüttert und erkannte plötzlich, welche verhängnisvolle Rolle sie in Rees Leben gespielt hatte. In einem Brief an Frieda von Bülow gestand sie, dass Rees Tod «das hauptsächliche Erlebnis dieses Spätherbstes war, für mich eines, über das ich wochenlang nicht hinwegkam, und zwar aus ziemlich schauerlichen Gründen, die sich nur mündlich erzählen lassen... Du lasest wohl, dass er abstürzte in Celerina (Oberengadin), wo wir die Sommer verbrachten und wo er seit Jahren ganz einsam Winter und Sommer lebte. Ich lebte eine Zeitlang nur in den alten Briefen, und vieles wurde mir klar, alles Vergangene wurde spukhaft lebendig»<sup>2</sup>.

Was sie Frieda nur mündlich erzählen konnte, war ihr an Gewissheit grenzender Verdacht, dass Rees Tod kein Unglücksfall, sondern Selbstmord war. An derselben Stelle, an der er mit Lou die schönsten Sommer seines Lebens verbracht hatte, war er umgekommen. Vierzehn Jahre lang hatte er seinen Verlust ertragen, hatte versucht, durch seine Flucht in die Arbeit und Einsamkeit darüber hinwegzukommen. Es war ihm nicht gelungen.

Sein Tod erfüllte Lou mit einem Gefühl tiefer Reue. Vergeblich suchte sie nach einer Antwort auf die quälende Frage, warum sie ihn damals verlassen hatte. War es ihr Fluch, dass sie das Leben der Männer, die sie liebten, zerstören musste? Ihre inneren Qualen führten zu körperlichen Leiden. Sie bekam Herzanfälle, bei denen sie in so tiefe Ohnmächten fiel, dass ihr Puls fast aufhörte zu schlagen. Diese Anfälle gaben zu dem Gerücht Anlass, dass Lou die geheimnisvollen Kräfte eines indischen Fakirs besitze und ihren Herzschlag anhalten könne. Wahr ist, dass Lous Herzkrankheit der physische Ausdruck des Grundkonfliktes in ihrem Leben war: des Konfliktes zwischen ihrem impulsiven Herzen und ihrem herrischen Willen. Sie hat ihn nie zu lösen vermocht.

In ihrer körperlichen und seelischen Not wandte sie sich wieder an den Mann, dessen ruhige Stärke ihr schon öfter geholfen hatte und dessen Liebe ihr nun Frieden und Erfüllung bot. Dr. Pineles, wie sie ihn als Arzt nannte, oder Zemek im privaten Verkehr, erkannte sofort, dass Lous Krankheit in nervöser Erschöpfung begründet war und dass sie neue Kräfte sammeln musste. Sie hatte ihre Nerven überfordert und nun rächte sich ihr Körper dafür. Was sie brauchte, war strengste Ruhe. Als einer der begabtesten jungen Wiener Internisten hatte Pineles enge Beziehungen zu

der Neurologie und wusste, dass zwischen körperlicher und seelischer Erschöpfung ein kausaler Zusammenhang besteht. Er verordnete lange Stunden Bettruhe, viel frische Luft, Spaziergänge, heitere Geselligkeit und verbot ihr jede geistige Arbeit. Gemeinsam verbrachten sie den Sommer 1902 in Kärnten und Tirol, genossen die herrliche Gebirgslandschaft, die gesunde Kost österreichischer Gasthäuser und ihr ungestörtes Zusammensein. Zemeks Therapie hatte Erfolg, Lou erholte sich. Gleichzeitig aber wurde sie schwanger.

Wovor sie sich früher gefürchtet hatte, das erfüllte sie jetzt mit freudiger Erwartung. Also sollte sich der Kreis ihres seltsam gelebten Lebens doch noch vollenden. In ihren Briefen an Zemeks Schwester Broncia, die nun selbst eine junge Mutter war, pries Lou die Freuden der Mutterschaft: «Wie strahlend glücklich werden Sie jetzt sein, Sie liebes, neues Mütterlein», schrieb sie. «Ich hätte wer weiss was dafür gegeben, um Sie einen Augenblick zu sehen und zu küssen... Ja, wie von einer langen Reise heimgekehrt, einer Reise voll wundersamen Abenteuern, muss Ihnen jetzt zu Mute sein, mit dem schmerzlich erbeuteten kleinen Wunder in Ihren Armen!»<sup>3</sup>

Und später, als Broncia ihrem zweiten Kind mit Namen Sylvia das Leben geschenkt hatte, schrieb ihr Lou: «Für Sylvia habe ich seit dem ersten Blick in ihr süßes verschlafenes Gesicht eine ganz spezielle Liebe bekommen, als ob sie so etwas wie mein Kind sei. Vielleicht glich sie denen, die ich hätte haben können!»<sup>4</sup>

Nun sollte sie selber ein Kind bekommen. Voll demütiger Dankbarkeit verfolgte sie die langsamen Veränderungen ihres Körpers. Leben regte sich in ihr, sie hatte empfangen und würde selbst das Wunder der Mutterschaft erfahren. Zemek hatte sie nach Oberwaltersdorf gebracht, einem kleinen Ort in Niederösterreich, wo seine Schwester mit ihrem Gatten und ihren zwei Kindern in einem geräumigen, von einem parkähnlichen Garten umgebenen Landhaus wohnte. Hier sollte Lou ihrer Entbindung entgegensehen. Für alles andere wollte Zemek Sorge tragen.

Alles erschien so leicht und natürlich in jenen warmen Frühlings- und Frühsommertagen, in denen das Leben heranreifte. Lou konnte stundenlang am Fenster sitzen und liess sich, von einem wunderbaren Gefühl der Geborgenheit getragen, im warmen Strom des Lebens treiben, das in ihr wuchs. Alles war ihr leicht, natürlich, friedlich. Aber es war ein trügerischer Frieden, und es dauerte nicht lange, bis Lou auf grausame Weise aus ihrem österreichischen Paradies vertrieben wurde. Der Geist eines

Mannes, der sich ihretwegen das Leben genommen hatte, stand gegen sie auf.

Lou selbst mag sich ihrer ungewöhnlichen Situation in Oberwaltersdorf nicht bewusst geworden sein, aber andere beschäftigten sich damit, vor allem Broncias Mutter. Frau Pineles, eine fromme alte Dame, die in strenger mosaischer Tradition aufgewachsen war, sorgte sich schon seit langem wegen der illegalen Verbindung ihres Sohnes mit einer verheirateten Frau. Sie liebte ihren Sohn und wünschte von ganzem Herzen, dass er sein Lebensglück finden möge, war aber überzeugt, dass Lou nicht die richtige Frau für ihn war. Wenn auch besondere Umstände in Lous Ehe mitspielten, sie war auf jeden Fall verheiratet, und ihre Verbindung mit Zemek verstieß nicht nur gegen die gesellschaftlichen Regeln; in den Augen von Frau Pineles war Lous Handlungsweise auch moralisch verwerflich. Um ihres Sohnes willen hatte sich Frau Pineles stillschweigend, wenn auch innerlich empört, damit abgefunden. Dass er Lou nach Oberwaltersdorf mitbrachte, hielt sie jedoch für unverantwortlich, und sie konnte nicht verstehen, dass ihre Tochter dies billigte. Broncia war glücklich verheiratet; sah sie nicht in Lous Verhalten eine Beleidigung für das gesamte weibliche Geschlecht? Als Frau Pineles durch Zufall von Rées Tod erfuhr, brach ihre lange unterdrückte Empörung offen aus. Eine Frau, die anscheinend den Tod eines Mannes auf dem Gewissen hatte, stand für ihre Begriffe ausserhalb der menschlichen Gesellschaft. Sie war nicht gewillt, mit Lou in demselben Haus zu wohnen, Lou musste gehen. Es kam zu heftigen Szenen, und schliesslich stellte Frau Pineles ihrer Tochter ein Ultimatum: Broncia sollte Lou mitteilen, dass sie binnen einer Woche Oberwaltersdorf verlassen müsse. So standen die Dinge, als Zemek den Entschluss fasste, nach Berlin zu fahren, Andreas die Sachlage darzustellen und ihn um eine Scheidung zu bitten. Er wollte Lou heiraten, denn nur dadurch konnte er seine Familie versöhnen und seinen und Lous Ruf wahren. War früher von Heirat gesprochen worden, so hatte Lou immer geantwortet, dass sie ihr Mann nicht freigeben werde. Aber jetzt lagen die Dinge anders, einem *fait accompli* gegenüber musste sich Andreas beugen. Um Lou nicht unnötigerweise zu erschrecken, unterrichtete sie Zemek nicht von seinem beabsichtigten Besuch in Berlin und deutete nur an, dass er eine kleine Reise unternehmen müsse. Doch damit täuschte er Lou nicht, denn sie ahnte sofort das Ziel und den Grund für die Reise. Und dieser Gedanke entsetzte sie. Sie kannte ihren Mann und wusste, dass er nie in eine Scheidung einwilligen würde.

Wir wissen nicht, was im Einzelnen geschah. Einer Darstellung zufolge verlor Lou ihr Kind, als sie beim Apfelpflücken von einer Leiter stürzte. Und wenn man an das Lebensgesetz denkt, unter dem Lou angetreten war, klingt diese Erklärung durchaus überzeugend; jedenfalls überzeugender als der Hinweis, dass es Zemek als Arzt leicht gewesen sei, die Schwangerschaft nötigenfalls zu unterbrechen. Das hätte er wahrscheinlich schon deshalb nicht getan, weil er damit die engste Bindung an Lou zerstört hätte. Was immer auch geschah, fest steht, dass sich Lou und Zemek während dieser Zeit in einem Zustand so hoffnungsloser Verzweiflung befanden, dass die Familie Pineles einen tragischen Ausgang befürchtete. Als die beiden Oberwaltersdorf verliessen, um über Wien nach Dresden zu reisen, wurde ihnen daher ein Freund der Familie nachgeschickt, der in ihrer Nähe bleiben und ihnen Mut zusprechen sollte. An diese Ereignisse mag Freud gedacht haben, als er in seinem Nachruf für Lou schrieb, in Wien habe sich «einst das ergreifendste Stück ihrer weiblichen Schicksale abgespielt»<sup>5</sup>. Die Krise ging vorüber, aber sie hinterliess unauslöschliche Spuren. Einmal musste Pineles erkennen, dass die Bindung Lous an Andreas mit Gewissheit unauflöslich war; und das bedeutete, dass er die Hoffnung aufgeben musste, sie heiraten zu können, auch wenn er über einen Zeitraum von einigen Jahren hinweg dann und wann mit ihr zusammenlebte. Zum anderen wurde sich Lou bewusst, dass ihr die Freuden der Mutterschaft versagt bleiben mussten. Mit einem Unterton von Resignation schrieb sie Rilke im Jahr darauf, sie habe darauf verzichtet, Mutter zu werden, und habe ihr Leben anderen Zielen gewidmet – ohne diese zu nennen. Dass Lou in ihrer schriftstellerischen Tätigkeit nicht die rechte Erfüllung gefunden hatte, erkannte sie immer mehr. Sie hatte das Bedürfnis, zu den Wurzeln des Lebens vorzudringen, sich eng an das Leben anderer heranzutasten, den Menschen psychologisch zu erfassen. Und dazu hatte sie besonderes Talent. Bisher hatte sie versucht, Romanfiguren zu schaffen, aber lebende Menschen erschienen ihr weitaus interessanter als fiktive Gestalten. Sie nahm sich vor, in Zukunft mehr die Geheimnisse ihres eigenen Lebens und das der Menschen um sie her zu erforschen. Es schien ihr viel lohnender, deren seelische Probleme zu erfassen und vielleicht lösen zu helfen, als papierne Figuren zu entwerfen.

Es ist richtig, dass sich Lou erst nach ihrer Begegnung mit Freud im Jahre 1911 endgültig der Psychotherapie zuwandte, aber im Laufe der Jahre davor hatte ihre schriftstellerische Tätigkeit allmählich an Bedeutung verloren. Lou schrieb noch einige Bücher und gelegentlich einen Artikel, doch

ihr Interesse galt mehr und mehr den inneren Trieben der Menschen, der Motivation ihrer Handlungsweisen, den bewegenden und hemmenden Kräften im menschlichen Leben. Solche Fragen hatten sie schon immer beschäftigt, aber nun begann sie sich ernsthaft mit ihnen zu befassen. Sie wusste aus eigener Erfahrung, dass der Geschlechtstrieb einer der stärksten Triebe im Leben des Menschen ist; um dieses zentrale Thema kreisten die Erzählungen des 1902 veröffentlichten Bandes *Im Zwischenland*.

Unter den Problemkreisen, die das Buch behandelt, finden sich tiefenpsychologisch gefasste Themen wie die leidenschaftliche Liebe eines Vaters zu seiner jungen Tochter oder die Untreue eines jung verheirateten Ehemannes, der seiner enttäuschten Frau das Geständnis macht: «Das Leben ist doch schliesslich nicht so, wie es dir erscheinen mag. Natürlich kannst du dies alles jetzt nicht verstehen. Hast ja auch noch tausend Illusionen, das muss ja am Ende wohl auch so sein. Aber glaube mir, Lisotschka: wir sind alle miteinander arme Menschen. Arme Menschen, nichts weiter.»<sup>6</sup> In der vierten Erzählung mit dem Titel *Die Schwester* wird die Liebe als dunkle, geheimnisvolle Macht geschildert, die ein junges Mädchen tötet: «Wo ist Mascha?... Was hatte ein Mann ihrer Mascha getan?... Mascha hat einen Mann lieb gehabt, deshalb ist Mascha nun tot.»<sup>7</sup>

Lou hatte die schicksalhafte Macht der Liebe mehr als einmal verspürt und beschloss, sie ohne jede falsche Scham oder Zurückhaltung darzustellen. Auf Vorschlag Martin Bubers, der eine Reihe soziologischer Studien herausgab, schrieb sie ein Buch über *Die Erotik*. Es erschien ein Jahr vor ihrem Zusammentreffen mit Freud, der viele ihrer unabhängig von seinen Forschungen gewonnenen Erkenntnisse bestätigte.

Nach Lou ist die Sexualität in erster Linie ein physisches Bedürfnis wie Hunger oder Durst und kann nur recht verstanden werden, wenn man sie als solches betrachtet. Im Urgrund unseres Lebens verwurzelt, steht sie nach Lous Ansicht sogar mit den rein vegetativen Vorgängen unseres Körpers, wie dem Traum, in Verbindung. Sie ist einfach als eine animalische Kraft zu verstehen; beim Menschen, dem Tier höherer Ordnung, ist der Geschlechtstrieb mit einem Denkeffekt gekoppelt, dies führt zu einer Nervenregung: der Geschlechtstrieb wird eine Sinnesempfindung. Daraus ergibt sich eine romantische Idealisierung der Liebe mit dem Wunsch, ihr Dauer zu verleihen. Wir verlangen von denen, die wir lieben, ewige Treue. In Wirklichkeit jedoch werden nach Lou alle animalischen Bedürfnisse rasch befriedigt und verlangen Abwechslung. Erfüllte Liebe stirbt an Sättigung. Da alle animalischen Instinkte dem Gesetz der fortschreitenden

Ertragsminderung unterliegen, tötet die Wiederholung des Geschlechtsaktes oder ein gewohnheitsmässiger Vollzug den Reiz und erhöht das Verlangen nach neuem Reiz. Aus solchen Überlegungen schliesst Lou: «Man kann sagen: das natürliche Liebesleben in allen seinen Entwicklungen, und in den individualisiertesten vielleicht am allermeisten, ist aufgebaut auf dem Prinzip der Untreue.»<sup>8</sup>

Dem Geschlechtstrieb liegt das Verlangen nach vollkommener Verschmelzung zugrunde. Man sieht dies am deutlichsten bei der Reproduktion einzelliger Tiere wie der Amöben, bei denen sich die Zellkerne teilen und neue Lebewesen schaffen. Zeugung, Geburt, Tod und Unsterblichkeit sind bei ihnen noch ein und derselbe Vorgang. Das Verlangen nach vollkommener Verschmelzung ist auch im Menschen vorhanden, aber infolge der fortgeschrittenen Differenzierung des menschlichen Körpers, bei dem die Geschlechtsorgane allein der Zeugung vorbehalten sind, gelangt die körperliche Liebe nicht über eine partielle Vereinigung hinaus. Und weil sie nur als Teilvollzug bezeichnet werden kann, gesellt sich ihr oft ein Gefühl der Scham hinzu. Die nicht teilhabenden Organe stellen sich gleichsam als unerwünschte Beobachter ein. Und doch herrscht auf dem Gipfelpunkt sexueller Leidenschaft der mächtige Impuls einer vollkommenen Verschmelzung mit dem Liebespartner.

Vollkommene Verschmelzung heisst vollkommene Unterwerfung. Da dies dem Menschen unmöglich ist, erlebt er, gleichzeitig im Sehnen nach Verschmelzung mit seinem Liebespartner, ein erhöhtes Bewusstsein der eigenen Existenz. Sein Liebespartner wird gleich einem Zündholz von seiner eigenen Energie entflammt, und starke schöpferische Kräfte werden in ihm freigesetzt. Deshalb hinterlässt jede Liebe, auch die tragische, einen positiven Überschuss. Nicht geliebt heisst nicht gelebt zu haben.

Sexuelle Liebe, künstlerisches Schöpfertum und religiöse Inbrunst sind, nach Lou, nur drei verschiedene Aspekte derselben Lebenskraft. Denn selbst religiöse Inbrunst könnte es nicht geben, wenn wir nicht die Überzeugung besässen, dass sich unsere höchsten Träume vom irdischsten Grunde zu erheben vermögen. Deshalb ist der religiöse Kult vieler primitiver Völker Ausdruck erotischer Bräuche. Jede Erhebung des Geistes führt zu einer Erhebung des Körpers, und je inbrünstiger eine geistige Liebe ist, desto stärker wird das Verlangen nach physischer Vereinigung. Symbolisch für diesen dreifachen Aspekt der Lebenskraft ist die dreifache Funktion der Frau als Geliebte, Mutter und Madonna.

Der Unterschied zwischen erotischer und künstlerischer Leidenschaft besteht

darin, dass bei der ersteren die geistigen Erregungen zweitrangig, die physischen erstrangig sind; für die letztere gilt das Umgekehrte. Deshalb spielt sogar während der schöpferischen Ekstase des Künstlers das Keimplasma eine Rolle, genauso wie bei der religiösen Inbrunst der Heiligen.

Lou schliesst aus alldem: Wir sollten uns bewusst werden, dass die Erotik sowohl Glücksgefühle wie Gefährdungen in sich birgt; wir sollten nicht erwarten, dass sie anhält, auch wenn wir mit ganzem Herzen und ganzer Seele hoffen, dass sie ewig währt. Wir sollten sie weder durch mechanische Manipulationen missbrauchen noch uns ihr mit schlechtem Gewissen hingeben, sondern wie es die Natur, die grosse regenerative Kraft in unserem Leben, vorschreibt. «Zwei Menschen, die vollen Ernst machen mit diesem Vergänglich-Ewigsten, es als einzigen Massstab an ihr Tun anlegen, keine Treue wollen als die ihres Seligseins aneinander, leben in einer anbetungswürdigen Tollheit.»<sup>9</sup>

Der scharfe Unterschied, den Lou zwischen der anbetungswürdigen Tollheit sexueller Liebe und dem stillen Frieden ehelichen Glückes macht, ist schon oft gemacht worden. Er gehört zu den grossen Themen der Weltliteratur von *Madame Bovary* bis *Anna Karenina*; in der Regel endet dieser Konflikt tragisch. Auch im Alltagsleben hat die Trennung von Ehe und Liebe oft tragische Konsequenzen, oft hat sie die Scheidung zur Folge, manchmal führt sie zum Tod. Lou hebt jedoch überzeugend hervor, dass beidem, Ehe und Liebe, Raum gewährt sein kann. Wir alle brauchen einen Lebenspartner, der unsere Zuflucht, unsere Stütze ist, Bruder und Hüter in unserer Einsamkeit. Aber wir brauchen auch die verjüngende Kraft der Liebe, denn ohne sie wird unser Leben leer und öde. Die Liebe ist das Elixier der Jugend; wird sie uns geraubt, so sterben wir ab.

Lou wusste natürlich um die Phantastik ihrer Vorstellungen von einer Ehe, die jedem Partner die verjüngende Freiheit wiederholter ausserehelicher Liebesfeste gestattete; sie wusste, dass ihre Vorschläge nicht nur den moralischen Geboten der meisten Religionen zuwiderlaufen, sondern auch mit dem starken und tief verwurzelten Besitzinstinkt im Menschen in Konflikt geraten. Wie viele Frauen würden sich – wie Lou – wünschen, dass ihr Gatte eine junge und schöne Geliebte finden möge? Und wie viele Männer würden ihre Frauen von Zeit zu Zeit der Gesellschaft anderer Männer überlassen? Selbst wenn es stimmt, dass die «anbetungswürdige Tollheit» in den meisten Ehen nach den ersten Jahren nur noch eine schwache Erinnerung ist, so stimmt ebenfalls, dass uneingeschränkte sexuelle Freiheit zur gesellschaftlichen Anarchie führen würde.

Der Gerechtigkeit halber muss daran erinnert werden, dass Lous eigene Ehe keine wirkliche Ehe war und dass der von ihr geforderte ekstatische Liebesakt jede blosse Liebelei ausschliesst. Der unverbindliche, zwanglose Geschlechtsverkehr, wie ihn viele moderne Romane beschreiben, würde sie empört haben. Gerade weil Lou in der Liebe eine elementare Lebenskraft achtete, verabscheute sie die falsche Scham ihrer viktorianisch prüden Zeitgenossen ebenso wie die rein zufälligen Liebesaffären vieler emanzipierter Frauen. Sie war zutiefst davon überzeugt, dass die körperliche Liebe als etwas Kostbares und Heiliges behandelt werden müsse, weil sie den Kern unseres Wesens berührt. Trotzdem ist es natürlich richtig, dass Lous Liebesleben ungewöhnlich war und ausserhalb der menschlichen Norm stand. Sie liebte unter totalem Einsatz ihrer Persönlichkeit, mit ganzem Herzen und ganzer Seele. «Liebend», schreibt sie, «unternehmen wir aneinander gleichsam Schwimmübungen am Korken, während deren wir tun, als sei der Andere als solcher das Meer selber, das uns trägt.»<sup>10</sup> Das Bild ist bezeichnend für Lous «ozeanisches» Lebens- und Liebesgefühl; ebenso bezeichnend ist, dass Freud das gleiche Bild benutzt, um das Grundgefühl des religiösen Menschen zu schildern. Es erklärt auch, warum Lous Liebespartner mit einem Gefühl schauernden Erstaunens auf die Begegnung mit ihr zurückblicken. So gestand ein Gentleman der alten Schule, dessen Liebesbeziehungen zu Lou fast ein halbes Jahrhundert zurücklagen, im vertraulichen Gespräch: «Ihre Umarmung war hinreissend, elementar, archaisch. Mit einem strahlenden Ausdruck in ihren blauen Augen sagte sie: ‚Das höchste Lustgefühl ist für mich das Empfangen des Samens!‘ Und sie hatte eine unstillbare Sehnsucht danach. Wenn sie liebte, war sie völlig rücksichtslos. Es machte ihr nichts aus, ob der Mann schon gebunden war. Sie lachte nur, als einer ihrer Liebhaber sagte, er habe moralische Skrupel, weil er seiner kranken Frau Treue geschworen habe. Solche Schwüre hielt sie für töricht, denn man könne damit die Lebenskraft nicht eindämmen, ebensowenig wie man die Wogen des Meeres mit moralischen Beschwörungen eindämmen könne. In dieser Hinsicht war sie völlig amoralisch, und dennoch war sie fromm. Ein Vampir und ein Kind zugleich. In ihren Liebeshandlungen folgte sie durchaus ihren Instinkten. Einmal, als sie bereits in einem Hotel abgestiegen war und die Nacht mit einem Freund verbringen wollte, fühlte sie plötzlich, dass sie sich getäuscht hatte. Sie verliess das Hotel Hals über Kopf, eilte zum Bahnhof und suchte sich ein Zimmer in einer benachbarten Stadt. Dort aber wurde sie sich bewusst, dass sie ihren Freund dennoch liebte. Da fiel ihr ein, dass sie einen Brief von ihm hatte. Um ihre Sehnsucht zu stillen,

ass sie seinen Brief. Sie selbst erzählte diese Geschichte, ohne daran etwas Besonders zu finden. Den Brief des Geliebten zu essen schien ihr die natürlichste Sache der Welt zu sein.»<sup>11</sup> Gerade solche Anschauungen zeigen jedoch, dass Lous Liebesleben, an der Skala der Intensität gemessen, bedeutend stärker war als das der Durchschnittsmenschen. Was alle Männer faszinierte, war das Elementare ihrer weiblichen Leidenschaft und die Spontaneität ihrer Hingabe, die dennoch gekoppelt war mit einem fast männlichen Willen. Diese Verbindung übte einen so unwiderstehlichen Reiz aus, dass ein Mann, den Lou einmal geliebt hatte, in den Armen einer anderen Frau keine Befriedigung fand. Selbst Zemek, der «Erdmann», Lous engster Freund in dieser Zeit, musste diese bittere Erfahrung machen.

Wenn Lou ernsthaft daran gedacht hätte, sich von Andreas zu trennen, so hätte sich gerade zu jener Zeit eine günstige Gelegenheit geboten, denn durch die Berufung ihres Mannes auf den Lehrstuhl für orientalische Sprachen an die Universität Göttingen wurde es notwendig, den Berliner Haushalt aufzulösen. Doch der Gedanke an eine Scheidung scheint ihr nicht gekommen zu sein, selbst dann nicht, als ihre Haushälterin Marie einem unehelichen Kind das Leben schenkte, über dessen Vaterschaft allerlei Gerüchte im Umlauf waren, die auch Lou zu Ohren gekommen sein müssen. Es ist natürlich möglich, dass es gerade diese Gerüchte waren, die Lou bewogen, bei Andreas zu bleiben, denn sie wusste sehr wohl, dass die ohnehin argwöhnischen Göttinger Kleinbürger und akademischen Klatschtanten eine Trennung falsch ausgelegt hätten und dass sie dadurch selbst die Stellung ihres Mannes gefährdet hätte. Andreas war siebenundfünfzig Jahre alt, als ihm die lang erhoffte Berufung zuteil wurde. Es war vermutlich seine letzte Chance, die ihm angemessene akademische Position zu erhalten.

Ausserdem bot ihr Umzug nach Göttingen beträchtliche Vorteile. Fünfzehn Jahre hatten sie in Berliner Mietwohnungen leben müssen, jetzt endlich konnten sie daran denken, ein eigenes Haus zu erwerben. Sie wählten eine Wohnung am Rande der Stadt, ein hohes Haus am steilen Hang des Hainberges mit einem herrlichen Blick über das breite Tal, die Stadt und die Hügelketten am Horizont. Lou bezog das Obergeschoss, das von einem breiten, ausladenden Balkon umgeben war – ihr Lieblingsaufenthalt bis an ihr Lebensende. Hier hatte sie ihr Schlaf- und Arbeitszimmer. Ihr Mann und ihre Haushälterin Marie wohnten unten. Sie nannten das Haus «Lou-fried» wie das Bauernhaus in Wolfratshausen, in dem Lou und Rilke gewohnt hatten.

Rilke war einer der ersten, dem Lou in heller Freude von dem Glücksfund ihres Hauses berichtete: «Seit dem Loufried von Wolfratshausen bin ich diesem hier Schritt für Schritt entgegengewandert; jedes Jahr seither hat dran mitbauen müssen, anfangend vielleicht bei den unerheblichsten Gemächern, bei ein paar Festgemächern, die in der Luft standen, und dann erst tief ins Fundament hinein. Nach Bauregeln über alle Vernunft. Und nun steht's da. In einer weiten Landschaft, die es auch weithin überblickt mit ihren Buchenwäldern und langgestreckten Höhen, hinter denen irgendwo der Harz anhebt. Uns zu Füßen im Tal die Stadt. Und um uns steht alter baumreicher Garten, Obstland, Gemüseacker. Sogar ein Hühnerhof fehlt nicht! Hier bin ich eine Bäuerin geworden und mein Mann ein Professor.»<sup>12</sup>

Die Ankunft dieses seltsamen Paares im Herbst 1903 erregte in den akademischen Kreisen der kleinen Universitätsstadt beträchtliches Aufsehen. Lou war bekannter als Andreas. Ihre Freundschaft mit Nietzsche machte sie zu einem Gegenstand der Ehrfurcht und Neugier. Ausserdem hatte sie Bücher geschrieben, die an Gefühle im Unterbewussten rührten, für die allerdings die guten Professorenfrauen wenig Verständnis hatten; dafür waren sie umso neugieriger, die bekannte Schriftstellerin persönlich kennenzulernen. Zu ihrer Enttäuschung mussten sie jedoch sehr bald feststellen, dass Lou nicht gewillt war, am gesellschaftlichen Leben der Stadt teilzunehmen. Auch Andreas hielt sich von seinen Kollegen fern und liess sich kaum in der Universität sehen. Kopfschüttelnd beobachteten die Göttinger das Leben der Menschen auf dem Hainberg. Dass sie einen seltsamen Haushalt führten, war bald bekannt. Man munkelte, sie hätten kein gemeinsames Schlafzimmer, wohnten in verschiedenen Etagen und hätten eine Haushälterin, die fast alle Pflichten einer Hausfrau ausübe. Das alles war höchst ungewöhnlich. Man fragte sich, warum Lou so oft allein auf Reisen ging. Fast jedes Frühjahr verliess sie Göttingen, man sah sie in Begleitung anderer Männer. Wochen-, ja monatelang blieb sie weg und liess ihren Mann allein in ihrem Hause unter der Obhut von Marie, die ein sehr eigenmächtiges Regiment führte und nun auch noch ein Kind hatte. In innerster Seele beneideten die ehrbaren Mütter und Gattinnen von Dekanen und Professoren Lou wahrscheinlich um ihre Freiheit. Es heisst, dass sich eine schliesslich ein Herz fasste und Lou geradeheraus fragte, was sie denn eigentlich auf ihren Reisen treibe:

«Habe ich recht, Frau Professor, ist es Unruhe, die Sie jedes Frühjahr überfällt, jenes Gefühl... Sie wissen ja, was ich meine ...»

«Allerdings», erwiderte Lou mit einem leise spöttischen Lächeln um den Mund, «allerdings, nur leider habe ich dieses Gefühl fast immer, nicht nur im Frühling.»<sup>13</sup> Man mochte versuchen, was man wollte – es war unmöglich, in Lous private Sphäre einzudringen; nach einigen Jahren gaben es die Göttinger auf und liessen sie in Ruhe. Gerade das aber wünschten Lou und Andreas. Sie wussten, dass ihre Lebensform in kein gesellschaftliches Schema passte, und da sie beide Einzelgänger aus Neigung waren, hielten sie es nicht für nötig, sich der Göttinger Gesellschaft wegen zu ändern.

Lous Reisegefährte in diesen Jahren war meistens Zemek. Da er als ihr Arzt galt, mag sie geglaubt haben, sie könne sich mit ihm sehen lassen, ohne allzu grosses Aufsehen zu erregen. Wer sie – wie Rilke – gut kannte, mag die wirkliche Beziehung geahnt haben. Bedeutsam ist jedenfalls, dass Rilke in dem ersten Brief, den er Lou nach ihrem Bruch schrieb, um Pineles' Adresse bat. Wir wissen nicht, was sie darauf geantwortet hat. Wir wissen jedoch, dass es in den folgenden Jahren zu einer Art Komödie der Irrungen zwischen Lou und Pineles einerseits und Rilke andererseits kam. Im Mai 1904 lebten Lou und Zemek in Venedig, Rilke in Rom. Rilke war, wie oft, in einem Zustand schwerer Depression und sehnte sich nach einem Wiedersehen mit Lou. Sie aber schickte ihm nur eine Postkarte. Atemlos antwortete Rilke:

«So nahe warst Du also. Und mir war die ganze Zeit vorher, als ob Du nach Italien kommen würdest. Als ich dann eines Tages eine Karte sah –: Deine Schrift und die italienische Marke, – da hoffte ich einen Augenblick viel, zu viel.. ,»<sup>14</sup> Im August desselben Jahres kamen Lou und Zemek auf einer Reise nach Schweden durch Kopenhagen. Wiederum schickte Lou dem Dichter eine Karte. Rilke war in Schweden, fuhr aber, als er die Karte erhielt, sofort nach Kopenhagen und suchte Lous Hotel auf; dort erfuhr er, dass Lou und Pineles bereits abgereist waren. Enttäuscht hinterliess er die Nachricht, dass sie ihm ein Telegramm schicken möge, falls sie auf ihrer Rückreise wieder in Kopenhagen Station machen solle. Er wolle dann nochmals aus Schweden kommen, denn er müsse sie sprechen. Lou schickte Rilke aber kein Telegramm, entschuldigte sich vielmehr in einem Brief aus St. Petersburg für die Karte und bedauerte, dass sie die Nachricht geschrieben hatte. Rilkes Bitte um ein Wiedersehen wurde in den folgenden Monaten immer dringlicher, aber Lou ging nicht darauf ein. Erst Mitte 1905 durfte er sie in Göttingen besuchen.

Entweder mit Zemek oder in Begleitung von Freundinnen setzte Lou ihre ausgedehnten Reisen fort, die sie von Norwegen nach Spanien und von

Frankreich auf den Balkan führten. Auch besuchte sie häufig ihre Familie in Russland, ebenso wie ihren grossen Freundeskreis in Berlin, der jetzt Eugen Diederichs, Max Reinhardt, Walther Rathenau und Käthe Kollwitz einschloss. Wenn sie durch Wien kam, liess sie ihr Gepäck gewöhnlich vom Bahnhof aus direkt in Zemeks Wohnung bringen. Ihm fiel es jedoch von Jahr zu Jahr schwerer, die ihm von Lou zugewiesene Rolle zu spielen. Er litt darunter, im Hintergrund ihres Lebens bleiben zu müssen; im Laufe der Zeit verstärkte sich sein Verdacht, dass Lou seine Wohnung als eine Art bequemes Absteigequartier betrachtete. Dagegen empörte sich sein Stolz. Er liebte sie noch immer und wollte sie heiraten, sah aber selbst ein, dass es zwecklos war, mit Lou darüber zu sprechen. Sie bestand darauf, dass nur der Tod ihre Bindung an Andreas lösen könne. Schweren Herzens entschloss sich Zemek daher, die Beziehung zu beenden. Als Lous Gepäck wieder einmal bei ihm eintraf, liess er es ohne ein Wort der Erklärung in ein Hotel schaffen.

Trotzdem sah Lou den Freund ab und zu wieder, als sie einige Jahre später in Wien mit Freud arbeitete; doch war er kaum mehr als eine ferne Erinnerung, sie hatte andere Freunde und andere Interessen gefunden. Zemek suchte in seiner Arbeit Vergessen: Er wurde ein bedeutender Arzt und ein geachtetes Mitglied der medizinischen Fakultät der Universität Wien. Seine Kollegen und Assistenten verehrten, seine Patienten vergötterten ihn. Und manche Frau wäre glücklich gewesen, ihr Leben mit ihm zu teilen. Aber Zemek heiratete nie. Über ein Vierteljahrhundert, bis zu seinem Tod im Jahre 1936, trug er Lous Bild in seinem Herzen. Nur seine Familie kannte den Grund für seine Schwermut.

## UNTER DEN TEUFELSAUSTREIBERN

Spiegel – es begann mit Spiegeln: die Geburt des Selbstbewusstseins des Menschen und seine Erkenntnis, dass er von der *Magna Mater*, der grossen Erdmutter, und also auch von der Quelle des Lebens abgeschnitten war. In der griechischen Sage führt der Schrecken über das Erkennen der eigenen Identität zum Tod des Jünglings Narziss. Er verliebte sich in sich selbst und ertrank, als er sein Spiegelbild im Wasser umarmen wollte.

Nach Freud ist allen Menschen ein starker narzisstischer Trieb eigen. Er ist die Keimzelle unseres Ichideals und die Wurzel der Autoerotik. Lou hatte schon vor ihrer Begegnung mit Freud über das Problem der Selbstliebe nachgedacht. In ihrem Buch *Die Erotik* und in ihrem noch früheren Artikel über *Physische Liebe* hatte sie die Selbstliebe als eines der beiden konträren Gefühle behandelt, die sich während des Liebesaktes zeigen – das andere ist das Verlangen nach Selbstaufgabe. Durch ihre psychoanalytischen Studien und die Erfahrungen ihres eigenen Lebens gewann sie zusätzliche Einblicke in diese Doppelnatur der unbewussten Triebe. Ihren Hauptbeitrag zur Psychoanalyse lieferte sie mit dem Nachweis der Bedeutung dieses Phänomens; er gipfelt in der Feststellung, dass es sich beim Narzissimus immer sowohl um Selbstliebe wie Selbstaufgabe handelt. Denn «man bedenke, dass der Narkissos der Sage nicht vor künstlichen Spiegeln steht, sondern vor der Natur; vielleicht nicht nur *sich* im Wasser erblickend, sondern ausser sich *alles noch*, und vielleicht hätte er sonst nicht davor verweilt, sondern wäre geflohen? Liegt nicht in der Tat über seinem Antlitz von jeher neben der Verzücktheit auch die Schwermut?»<sup>15</sup> Verzücktheit, weil der Mensch beglückt ist, sein eigenes Bild zu sehen; Schwermut, weil er sich plötzlich seiner Sonderexistenz bewusst wird, weil er erkennt, dass er kein integraler Teil alles Seienden ist, sondern abgetrennt von Erde, Wasser und Luft. Diese grundsätzliche Dualität unseres Unterbewusstseins erscheint als Hauptthema in Lous Schriften und durchzieht ihr Leben wie ein Leitmotiv. «Physisch nicht mehr lieben», schreibt sie als Sechsfünfzigjährige,

«heisst eben letztlich: das Geliebte nicht mehr unbewusst umfassen als das Abbild jenes Ureindrucks, den wir nur erst physisch erlebten als den Total-eindruck unserer und der Welt; es heisst einen Menschen zurückstellen in die Dürftigkeit seines Einzeltums, worin er, wieviel auch daran gelegen sei, doch nur gerade so viel ist, als er ist, nicht aber – gleichsam – alles Seiende noch hinzu als Licht auf seinen Augen, als Glanz über seinem Haar, als zaubernde Gabe seiner Hände.»<sup>16</sup> Egozentrik und Altruismus, Selbstherrlichkeit und Grossmut: diese dualistische Spannung kennzeichnet Lous Charakter. Sie lebte manchmal fast wie eine Einsiedlerin, wie der «Papst im Vatikan»<sup>17</sup>, und dann wiederum aufgeschlossen, Leben suchend und Leben fordernd. Indem sie sich grundsätzlich immer treu blieb, konnte sie keinem anderen Menschen treu sein. Treue um der Treue willen, dieser Grundsatz war ihr fremd, wäre ihr als Selbstverrat erschienen.

Anlässlich ihres fünfzigsten Geburtstages wurde Lou um einen kurzen autobiographischen Abriss gebeten, der 1911 im Oktoberheft des *Literarischen Echos* erschien. Wie öfter beginnt sie mit einem Hinweis auf die Traumwelt ihrer Kindheit und beschreibt den Vorgang, wie diese mit der Wirklichkeit ihrer Umwelt in Konflikt geriet. Sie erzählt dann die kleine Episode aus ihrer frühesten Jugend, wo sie von ihrer Kusine als Lügnerin gescholten wird, weil sie eine offenbar frei erfundene Geschichte als real erlebt vorgibt. Hatte sie aber gelogen? Sie selbst glaubte es nicht, denn sie hielt die Geschichte für wahr. Also unterschied sich ihre Welt von der ihrer Kusine, obwohl sich ihre fiktive Geschichte auf eine reale Umwelt bezog, auf Menschen, die sie zu Hause oder auf der Strasse beobachtet hatte. Der Unterschied war nur, dass sie sich nicht mit oberflächlichen Beobachtungen begnügte, sondern tief in das Alltagsleben dieser Menschen eindrang, diese sich als Kinder vorstellte oder Überlegungen um ihre Zukunft anstellte; dass sie ihnen innerlich bis an die Grenzen ihrer eigenen Vorstellungskraft folgte, um sie schliesslich ganz in ihre Traumwelt einzuordnen:

«Während sie ahnungslos an mir vorüberschritten, Männer, Frauen, Kinder, Greise, war schon über sie und über ihr Leben beschlossen, besaßen sie schon zu der gleichen Stunde ihre vergangene Jugend oder ihr zukünftiges Alter, ihre Vorfahren oder ihr Kindeskind in irgendeinem der anderen...» Und zum Schluss bemerkt Lou, dass sie, wenn sie «an den Kindermasern gestorben wäre», dies «vermutlich getan hätte mit den sorgenvollen Gefühlen einer für unzählige Schicksale verantwortlichen Menschenmutter. Und deshalb fing ich an zu schreiben. Merkzeichen zu machen, an denen das Leben sich seiner selbst erinnert. Es blieb ein Notbehelf.»<sup>18</sup>

Bald nach diesem Aufsatz begegnete sie Freud und erhielt von ihm die Einblicke in das Wirken jener im Unterbewussten schlummernden Triebe, die sie als Schriftstellerin hatte aufspüren wollen. Sie trafen sich, aus verschiedenen Richtungen kommend, sozusagen auf halbem Wege. Freud, der Rationalist, versenkte sich immer mehr in die Tiefen des Unterbewussten, und Lou bemühte sich, in das Reich bewusster Bezüge aufzusteigen.

«In der Nachfolge Ihrer erst», gestand sie später Freud, «ergab sich mir das Bewusstgewordene als Sinn und Wert des unbewusst Angestrebten.»<sup>19</sup> Das Spiel des Schicksals wollte es, dass jener Mann, der sie bei Freud einführte, der schwedische Psychotherapeut Poul Bjerre, bald darauf bei der Freudschen Schule in Ungnade fiel und Lou, die er liebte, an einen Schüler und Mitarbeiter Freuds verlor. Im *Lebensrückblick* erwähnt ihn Lou ebensowenig wie Pineles, und man gewinnt den Eindruck, als habe sie versucht, diese beiden Männer aus ihrem Gedächtnis zu verdrängen und sie dadurch von der Geschichte ihres Lebens auszuschliessen. Dafür mag sie ihre Gründe gehabt haben; aber sie hätte als erste zugegeben, dass ein Akt der Verdrängung stets darauf hindeutet, dass etwas Wichtiges verborgen liegt. Lou lernte Bjerre im Haus der schwedischen Schriftstellerin Ellen Key kennen, die mit Bjerre entfernt verwandt war und zu Rilkes frühesten Freunden und Bewunderern zählte. Bjerre war verheiratet und fünfzehn Jahre jünger als Lou, doch war er, wie die meisten Männer, auf den ersten Blick von ihr bezaubert. Auch Lou war schon bei der ersten Begegnung sehr für Bjerre eingenommen, kurz darauf verwandelte sich ihre Freundschaft in Liebe. Eine Zeitlang waren sie sorglos glücklich. Bjerre hat fast am Ende seines Lebens, als er mit dem Gleichmut eines weisen alten Mannes, der viel erlebt und viel erlitten hat, über sein Verhältnis zu Lou nachdachte, folgendes Bild von ihr entworfen:

«Sie war ein ungewöhnlicher Mensch, das merkte man sofort. Sie hatte die Gabe, sich unmittelbar in die Gedankenwelt eines anderen zu versetzen, besonders wenn sie ihn liebte. Ihre enorme geistige Konzentration schürte gleichsam das geistige Feuer ihres Liebespartners. In meinem langen Leben habe ich nie wieder jemanden getroffen, der mich so schnell, so gut und so vollkommen verstand wie Lou. Dazu kam eine erstaunliche Offenheit ihrer Aussagen. Sie sprach mit dem grössten Gleichmut über die heikelsten und persönlichsten Dinge; so erzählte sie mir z.B. unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit die merkwürdigen Umstände ihrer Ehe. Ich erinnere mich auch, dass ich entsetzt war, als sie mir von Rees Selbstmord erzählte. ‚Aber hast du denn gar keine Gewissensbisse?‘ fragte ich sie. Sie lachte nur

und sagte, Gewissensbisse seien ein Zeichen von Schwäche. Das mag Bravado gewesen sein, und doch schien Lou um die Folgen ihrer Handlungen völlig unbekümmert. In dieser Hinsicht war sie mehr eine Naturkraft als ein menschliches Wesen. Sie hatte einen ungewöhnlich starken Willen und Freude daran, über Männer zu triumphieren. Zwar konnte sie entflammen, aber nur für Augenblicke und in einer seltsam kalten Leidenschaftlichkeit. Nietzsche hatte durchaus recht, als er sagte, Lou sei ein ‚böser Mensch«. Böse aber im Sinne Goethes: ‚Ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.« Sie hat mir weh getan, aber sie hat mir auch viel gegeben. Als ich sie traf, arbeitete ich an den Grundlagen meiner Psychotherapie, die ganz im Gegensatz zu Freud auf dem Prinzip der Synthese fusst. In Gesprächen mit Lou sind mir Dinge klargeworden, die ich sonst wohl nicht gefunden hätte. Wie ein Katalysator aktivierte sie mein Denken. Ja, sie hat Ehen und Menschenleben zerstört, aber im Geistigen wirkte ihre Nähe befruchtend und schöpferisch. Nicht nur anregend – aufregend. Man fühlte den Funken der Genialität in ihr. Man wuchs in ihrer Nähe.

Wir haben fast zwei Jahre lang sehr enge Beziehungen gehabt und sind zusammen gereist. Sie besuchte erst ihre Mutter in Petersburg und kam dann zu mir nach Helsingfors, wo ich Vorträge hielt. Ich erhielt Briefe von ihr aus Berlin, aus Petersburg und Göttingen. Aber als ich sie im Jahre 1913 in München wieder traf, war sie völlig verändert, hatte sich gänzlich von mir abgewandt und war zu Freud übergegangen. Sie brauchte eben einen anderen Namen für ihre Galerie; und dann war ja auch der junge Tausk, der hoffnungslos in sie verliebt war und sich später das Leben nahm. Damals in München sagte mir Lou, sie habe alle meine Briefe verbrannt und bat mich, das gleiche zu tun. Sie wolle keine Briefe von sich in der Welt wissen. Ich gab ihr das Versprechen und habe es gehalten. Ich war ja damals auch nicht mehr interessiert an ihr. Heute allerdings tut es mir leid. Denn das Faszinierende an ihren Briefen war, dass sie ihre Persönlichkeit völlig widerspiegelten. Es waren Briefe einer leidenschaftlichen Frau mit einem nüchternen, fast männlichen Intellekt. Ich erinnere mich noch, dass sie damals Schwedisch lernte, weil sie meine Bücher lesen wollte, und was sie über die schwedische Sprache schrieb, war auch vom philologischen Standpunkt aus ausserordentlich interessant. Sie hatte eine grosse Sprachbegabung. Man könnte auch sagen, sie vereinte in sich eine ungewöhnliche Intuition mit einem ausserordentlichen Intellekt. Im ersteren erschien sie mir russisch (Dostojewskij); im letzteren sehr ‚westlich«.

Sie hat mir erzählt, sie sei einmal schwanger gewesen, habe aber keine Mutter werden können oder wollen. Vielleicht gibt es aber tiefere Gründe, warum ihr die Mutterschaft versagt blieb. Mutter werden bedeutet doch, etwas von der eigenen Person an das Kind abzugeben. Eine Frau, die Mutter wird, opfert sich im gewissen Sinne für ihr Kind. Aber gerade das konnte Lou nicht. Sie konnte kein Opfer bringen. Sie konnte sich nie ganz hingeben, selbst während der leidenschaftlichsten Umarmung nicht, und darin war sie keineswegs kalt. Sie hat immer davon gesprochen, aber tun konnte sie es nicht. Sie konnte sich geistig auf einen anderen konzentrieren, aber verschmelzen mit ihm konnte sie nicht. Vielleicht war das die wirkliche Tragik ihres Lebens. Sie sehnte sich nach Erlösung von ihrer starken Persönlichkeit und fand sie nicht. In irgendeinem tiefen Sinne war Lou die unerlöste Frau.»<sup>20</sup>

Um der Gerechtigkeit willen muss hinzugefügt werden, dass Lou ihrerseits Bjerre für unerlöst und unfrei hielt. Sie wusste, dass er seiner kranken Frau Treue geschworen hatte und unter seiner Untreue litt. Sie glaubte, dass sich darin ein Mangel an innerer Freiheit zeige. Sie hielt Bjerre für einen typischen «Zwangsneurotiker», der «durch tausend Fixierungen und Vorwürfe gebunden» war. Er brauchte, so schreibt sie<sup>21</sup>, «einen Heiligenschein» und musste, um für seine Liebe zu sühnen, «Pfleger seiner Frau, der Helfer und Heiland ihres Lebens» sein.

Gegenseitige Vorwürfe dieser Art sind ein Zeichen gegenseitiger Enttäuschung. Solange beide sich liebten, sahen sie einander in einem anderen Licht. Für den jungen Bjerre war Lou eine inspirierende Kraft, die Geliebte seiner jugendlichen Leidenschaft. Und einen Augenblick: stand Lou im Bann ihres schwedischen Freundes. Seine Ideen faszinierten sie, denn Probleme wurden berührt, die sie selbst beschäftigten. Als Bjerre sie einlud, ihn zum psychoanalytischen Kongress nach Weimar zu begleiten, war sie sofort einverstanden. Wieder einmal drehte die Liebe das Rad ihres Schicksals. Gillots Liebe hatte ihr geholfen, zu sich selbst zu finden, durch Rees Liebe erlangte sie ihre Freiheit, jetzt führte Bjerres Liebe sie zu Freud.

Der Weimarer Kongress der Internationalen Psychoanalytischen Gesellschaft begann am 21. September 1911, etwa fünfundfünfzig Mitglieder und Gäste aus vielen Teilen der Welt nahmen an ihm teil. Im Gegensatz zu anderen derartigen Zusammenkünften fand die Tagung in einer entspannten Atmosphäre statt. Präsident der Gesellschaft war der Schweizer Carl Gustav Jung, aber Freud, ihr unbestrittenes Oberhaupt, stand dem Kongress mit wohlwollender Autorität vor. Er war damals Mitte der

Fünfzig und stand auf dem Höhepunkt seines Lebens, ein starker Willensmensch, den eine Aura des Charmes umgab. Von mittelgrosser Gestalt und nicht besonders starkem Körperbau, neigte er zu der für den Gelehrten charakteristischen Korpulenz. Er trug einen graumelierten Schnurrbart und einen knapp gestutzten Kinnbart. Sein Gesicht wirkte distinguiert und war belebt durch die dunklen, ruhelosen Augen des Forschers, der die Illusionen des Lebens erkannt hat. Je nach Stimmung konnten Freuds Augen zornig oder traurig blicken oder plötzlich humorvoll aufleuchten. Dem Temperament nach war er ein «*Conquistador* – ein Abenteurer, wenn man es so nennen will – mit der Neugierde, der Kühnheit und der Hartnäckigkeit, die zu diesem Typus gehören»<sup>22</sup>.

Bjerre stellte Lou zu Beginn des Weimarer Kongresses Freud vor. Sie erinnert sich, dass dieser über ihre «Vehemenz, seine Psychoanalyse lernen zu wollen»<sup>23</sup>, lachen musste. Obwohl nur fünf Jahre jünger als er, schien sie sich wie ein Kind zu benehmen, das ein wundervolles neues Spielzeug entdeckt hat und es unbedingt besitzen will. Ihr Eifer belustigte Freud, denn niemand wusste besser als er, wie unübersichtlich die Bahnen des Unterbewusstseins sind und wie mühsam es sein kann, sie aufzudecken. Er hatte seine Einsichten in einem Vierteljahrhundert gewonnen, und nun glaubte diese erstaunliche Frau, sie könne sich sein Lebenswerk in einem kurzen Studiengang aneignen. Kein Wunder, dass er Lou augenzwinkernd anlächelte. Doch dadurch schreckte er Lou nicht ab, im Gegenteil, er bestärkte sie nur in ihrem Entschluss, sich in die Geheimnisse seiner Lehre zu vertiefen, und zu seiner Überraschung musste Freud feststellen, dass es ihr sehr ernst war. Er hatte gehört, dass Lou sich schriftstellerisch betätigte und in persönlichen Beziehungen zu Nietzsche gestanden hatte. Durch Nietzsches Schicksal hätte sie um die Tragik der so komplexen Seelenvorgänge wissen müssen. Aber wie sie so vor ihm stand, strahlend und unbekümmert, schien sie der lebende Gegensatz jeder tragischen Weltanschauung. Und doch war sie offenbar keine oberflächliche Frau. Während Freud ihr zuhörte, war er erstaunt über die Tiefe ihrer Gedanken und die Reichweite ihrer psychologischen Beobachtungen. Schon bei der ersten Begegnung fühlte er, dass Lou ihn sehr gut verstand, ja, dass sie auf ihre eigene Art bereits Einsichten gewonnen hatte, die den psychoanalytischen Einsichten sehr nahekamen. Wie war aber dann ihr «heiterer Optimismus» zu verstehen? Worin lag es begründet, dass sie sich trotz aller gegenteiliger Beweise, trotz ihrer eigenen Erfahrungen mit den dunklen Trieben im Menschen, einer tragischen Weltanschauung verschloss? Das war und blieb Freud ein Rätsel.

Bei zwanglosen Diskussionen auf dem Weimarer Kongress wurde Nietzsches Name oft genannt, denn es war bekannt, dass seine Schwester in der Stadt lebte und das von ihr gegründete Nietzsche-Archiv energisch und zielbewusst leitete. Lou, die Elisabeth Förster-Nietzsche besser kannte als irgendein anderer Teilnehmer der Tagung, hütete sich, mit ihr zusammenzutreffen, und war erstaunt, als sie hörte, dass zwei der engsten Mitarbeiter Freuds Elisabeth einen Besuch abgestattet und ihr mitgeteilt hatten, dass ihr berühmter Bruder viele Erkenntnisse der Psychoanalyse vorweggenommen habe. Einer so virulenten Antisemitin wie Elisabeth musste der Gedanke, dass ihr Bruder im gleichen Atemzug mit Freud genannt wurde, schrecklich gewesen sein. Als sie hörte, dass auch Lou in Weimar war, flammte ihr alter Hass wieder auf. Die russische Abenteurerin hatte ihr schon genug Ärger bereitet, nicht zuletzt, als sie sich öffentlich die Interpretation der Philosophie Nietzsches angemastet hatte. Wollte sie jetzt den Namen ihres Bruders auch noch in den Schmutz der Psychoanalyse zerren? Elisabeth fand die Vorstellung unerträglich, dass durch Lou eine lebendige Verbindung zwischen Freud und Nietzsche hergestellt war.

Auf Grund ihrer Weimarer Erfahrungen beschloss Lou, sich ernsthaft dem Studium der Psychoanalyse zu widmen. Teils allein, teils mit Bjerres Hilfe eignete sie sich bald die Grundgedanken Freuds an. Aber je tiefer sie in die neue Lehre eindrang, desto stärker wurde ihr Wunsch, eine Zeitlang unter Freuds persönlicher Anleitung zu arbeiten.

«Seitdem ich im vorigen Herbst dem Weimarer Kongress beiwohnen durfte», schrieb sie ihm, «hat mich das Studium der Psychoanalyse nicht mehr losgelassen, und es hält mich immer fester, je tiefer ich hineinkomme. Nun erfüllt sich mir der Wunsch, für einige Monate nach Wien gehen zu können: nicht wahr, ich darf mich an Sie wenden, Ihr Kolleg besuchen und auch die Zulassung zu den Mittwoch-Abenden von Ihnen erbitten? Mich dieser Sache nach allen Seiten zu widmen ist der einzige Grund meines Aufenthaltes dort.»<sup>24</sup>

Freud kam ihrem Wunsch bereitwillig nach. Er hielt es für «ein günstiges Vorzeichen»<sup>25</sup>, dass sie am Weimarer Kongress teilgenommen habe, und schrieb ihr, er würde sich glücklich schätzen, sie mit den wenigen Aspekten der Psychoanalyse vertraut zu machen, die einem Laien vermittelt werden könnten. Davon ermutigt, fuhr Lou Ende Oktober in Begleitung ihrer jungen Freundin Ellen Delp nach Wien und blieb dort ein halbes Jahr.

Monate intensiven Studiums folgten, oft unterbrochen durch lange, nicht selten hitzige Debatten und vertraute Gespräche mit Freud.

Das Verhältnis zwischen Freud und Lou, das von Anfang an auf einem Gefühl gegenseitiger Hochachtung beruhte, wurde im Laufe der Jahre immer herzlicher und blieb von grösseren Meinungsverschiedenheiten verschont. Das ist umso bemerkenswerter, als die beiden voneinander abweichende feste Überzeugungen hatten und es beiden schwerfiel, um einer Freundschaft willen geistige Positionen aufzugeben. Freud war zur Zeit, als Lou ihn kennenlernte, in eine Anzahl unerfreulicher Auseinandersetzungen mit einigen seiner früheren Anhänger verwickelt. Von seinem einstigen Mitarbeiter Alfred Adler hatte er sich bereits getrennt, mit einem anderen Mitglied seines vertrauteren Kreises, mit Wilhelm Stekel, gab es heftige Streitigkeiten. Das Schlimmste jedoch war, dass der Abfall seines Schweizer Mitarbeiters C. G. Jung gerade jetzt akut wurde und Freud grossen Schmerz bereitete.

Ohne ihr Wissen wurde Lou in den Konflikt zwischen Freud und Adler hineingezogen, weil sie den Wunsch geäussert hatte, sowohl Adlers wie Freuds Vorlesungen besuchen zu wollen. Da alle Beziehungen zwischen den beiden Kontrahenten und ihren Anhängern abgebrochen waren, muss Lous Bitte reichlich naiv geklungen haben. Beide Parteien kamen aber stillschweigend überein, in ihrem Falle eine Ausnahme zu machen und sie zu ihren Sitzungen zuzulassen, vorausgesetzt, sie behielt für sich, was sie in der einen oder in der anderen Gruppe erfuhr. Von Anfang an lernte Lou somit eine der unschönen Seiten der psychoanalytischen Schule kennen: die heftigen persönlichen Fehden ihrer Hauptvertreter, deren bittere gegenseitige Anschuldigungen und Verleumdungen.

Eine Zeitlang hielt es Lou in dieser zwiespältigen Position aus, gab aber Adlers Vorlesungen schliesslich auf und schlug sich ganz zu Freud. Diese frühe Erfahrung mag ihre Verteidigung Freuds in ihren späteren psychoanalytischen Schriften begründet haben. Fast jeder ihrer Artikel beginnt mit einem Hinweis auf Freuds Verleumder und endet mit Versicherungen tiefer Verehrung für den Begründer der Psychoanalyse.

Lou wandte sich von Adler ab, weil sie mit dessen Behauptung, organische Defekte seien die Ursachen psychischer Störungen, nicht übereinstimmte. Sie war der Ansicht, dass für die Psychoanalyse nichts gewonnen sei, wenn man für jeden Minderwertigkeitskomplex physische Gründe zu entdecken suche. Adlers ironische Ablehnung der Libido-Theorie Freuds – die Freud'sche Schule, schrieb er Lou, nehme «die sexuelle Floskel für das Wesen der Dinge»<sup>20</sup> – war ein weiterer Grund, weshalb Lou für Freud Partei ergriff. Denn sie war wie er davon überzeugt, dass der Geschlechtstrieb im weite-

sten Sinne des Wortes die Haupttriebfeder menschlicher Handlungen, ja des Lebens selber sei. Und schliesslich missfielen Lou Adlers persönliche Angriffe auf Freud; sie hielt diese Schmähungen für unwürdig und ungerecht. Was sie an Freud besonders bewunderte, war die furchtlose Ehrlichkeit seines Forscherwillens, bis in die dunkelsten Abgründe der Seele vorzustossen und auch die widerwärtigsten Aspekte des Unterbewussten aufzudecken. Sie wusste, dass es Freud als einem geborenen Rationalisten schwerfiel, die Macht der irrationalen Triebe anzuerkennen, die das menschliche Leben bestimmen. Dass er sich dennoch dazu bereit fand, hielt Lou für ein Zeichen heroischer Überwindung der eigenen Natur. Freuds pessimistische Weltschau schien ihr ein Ergebnis des Konfliktes zwischen seiner rationalen Anlage und seiner wachsenden Einsicht in die Macht des Irrationalen. Und sie verstand sehr gut, warum er keine Hoffnung sah für eine Welt, die von den Trieben, Ängsten und Nöten des Unterbewussten beherrscht wird.

Sie selbst ging von anderen Voraussetzungen aus, denn sie sah im Unterbewussten die Quelle des Lebens, das grosse Reservoir aller menschlichen Schöpferfähigkeit, vor dem sie Ehrfurcht und Scheu empfand. Was die Psychoanalyse ihr gab, war das «erstrahlende Umfänglicherwerden des eignen Lebens durch das Sich-herantasten an die Wurzeln, mit denen es der Totalität eingesenkt ist»<sup>27</sup>. Sie verstand jetzt, dass «jener verborgene Fluss-Gott des Blutes» mit dem Gott ihrer kindlichen Träume einen grossen lebensumfassenden Kreis schloss. Demütig beugte sie sich vor der Tatsache, dass die höchsten Hoffnungen des Menschen und seine irdischsten Bedürfnisse derselben Quelle entspringen. Als sie jedoch Freud gegenüber solche Ansichten äusserte, bemerkte *er* trocken, sie sehe wohl in der Psychoanalyse eine Art von Zauberschlüssel für eine höchst wunderbare Welt. Heiter stimmte sie dem zu, denn für sie war die Psychoanalyse kein Mittel, um innere Konflikte zu lösen, sondern ein Weg zu tieferen Einsichten. Zwischen ihren unbewussten Trieben und ihren bewussten Handlungen herrschte keine Disharmonie. Gewiss, es gab Spannungen zwischen ihrem impulsiven Herzen und ihrem starken Willen, aber die Hauptkonflikte in ihrem Leben waren dadurch entstanden, dass sie – ihren Impulsen folgend – gesellschaftliche Konventionen und Tabus verletzt hatte. Nun lehrte sie Freud, dass die von der Gesellschaft auferlegten Beschränkungen das Wachstum des Individuums beeinträchtigen, weil sie es zwingen, seine Triebe zu unterdrücken. Dadurch wurde Lou in ihrem Glauben bestärkt, dass die erste Norm des Lebens leben hiess, ohne Rücksicht auf die Formen und Forderungen einer Aussenwelt; es schien gleichsam eine nachträgliche

Rechtfertigung ihrer Handlungen zu sein. Mit tiefer Dankbarkeit erkannte sie jetzt, wie instinktiv richtig sie gehandelt hatte, selbst wenn sie dadurch mit ihrer Umwelt in Konflikt geraten war. Waren ihr früher deshalb Zweifel gekommen, so schwanden sie nun völlig.

Lous Eintritt in den Freudschen Kreis wurde nicht nur als «günstiges Vorzeichen» von Freud selbst begrüsst – er bekannte, sich so sehr an ihre Anwesenheit gewöhnt zu haben, dass es ihn störe, wenn ihr Platz bei seinen Vorlesungen leer blieb –, sondern auch von seinen Anhängern mit Zustimmung aufgenommen. Sie alle fühlten, dass Lou und ihre schöne junge Freundin Ellen Delp ihren oft sachlich-trockenen Diskussionen eine Spur weiblicher Wärme verliehen. Meistens hielt sich Lou im Hintergrund und hörte nur still zu; manchmal machte sie sich Notizen, manchmal strickte sie auch, immer jedoch war sie völlig bei der Sache und folgte den Vorlesungen mit grösster Aufmerksamkeit. Selbst die unglaublichsten Darstellungen neurotischen Verhaltens und die Aufdeckung verborgener sexueller Triebe vermochten sie nicht zu erschrecken. Als sie einmal beim Stricken war, deutete jemand auf sie und erklärte in sarkastischem Tone, Lou scheine sich einem durch die Bewegung der Stricknadeln symbolisierten ununterbrochenen Koitus hinzugeben. Stillvergnügt lächelnd strickte Lou weiter.

Der Gegensatz zwischen Lous heiterem Temperament und Freuds düsterer Weltanschauung führte manchmal zu recht amüsanten Episoden. So erzählte ihr Freud eines Tages, er habe gerade Nietzsches *Hymne an das Leben* gelesen und finde sie grässlich. Es sei ihm unfassbar, wie ein Philosoph solch hochtrabenden Unsinn schreiben könne wie:

«Jahrtausende zu denken und zu leben  
Wirf deinen Inhalt voll hinein!  
Hast Du kein Glück mehr übrig, mir zu geben,  
Wohl an – noch hast Du Deine Pein ...»

«Nein, nein», sagte Freud, «wissen Sie, da täte ich nicht mit! Mir würde geradezu schon ein gehöriger irreparabler – Stockschnupfen vollauf genügen, mich von solchen Wünschen zu kurieren!»<sup>28</sup>

Er hatte natürlich keine Ahnung, dass er sich hier nicht über Nietzsche lustig machte, sondern dass die Urheberin dieses Unsinn vor ihm sass. Vielleicht hat Lou ihm die Sachlage erklärt. Sie war ihm auf jeden Fall viel zu sehr verbunden, als dass sie sich durch seine Ironie verletzt gefühlt hätte, und wahrscheinlich hat sie in sein Lachen eingestimmt.

Dass sie über sich selbst lachen konnte, dass sie nicht nachtragend war und sich weder auf ihre literarischen Leistungen noch auf ihre berühmten Freundschaften etwas einbildete, bewunderte Freud. Denn die meisten seiner Mitarbeiter waren äusserst ehrgeizig und schnell beleidigt, erfüllt von dem rebellischen Geist junger Söhne, denen der Vater im Weg steht. Sicher waren diese Gefühle auch berechtigt, denn Freud herrschte über seine Schule mit der Autorität eines alttestamentarischen Patriarchen; es bedeutete ihm daher eine willkommene Entspannung, dass sich jemand in die ewigen Familienstreitigkeiten nicht hineinziehen liess. Noch dazu, wenn dieser Jemand eine lebensprühende, reife Frau war, die seinen subtilsten Argumenten mühelos folgen konnte. Gewiss, Louis Optimismus war ihm unverständlich, und wenn sie ausrief, dass das Leben trotz aller menschlichen Schwächen herrlich sei, fragte er sich bestürzt, ob sie überhaupt etwas von dem verstand, was er ihr zu enthüllen versuchte. Aber dann überraschte sie ihn immer wieder mit ganz erstaunlichen Einsichten, die sie durch eine Art intuitiver Synthese gewonnen hatte und die weit über seine eigenen analytischen Erkenntnisse hinausgingen. Bewundernd erklärte Freud, der Unterschied zwischen ihm und Lou bestehe darin, dass er Prosa schreibe, während Lou «der Dichter der Psychoanalyse»<sup>29</sup> sei. Auf dieser Grundlage gegenseitiger Achtung begannen sie eine Freundschaft, die über fast ein Vierteljahrhundert hinweg bis an ihr Lebensende reichte. Lou fand in der Psychoanalyse ein Lebensziel und Freud in Lou eine treue Interpretin seines Werkes.

Wie vorauszusehen war, knüpfte Lou während der sechs Monate ihres Studienaufenthaltes in Wien enge persönliche Beziehungen zu einer Anzahl junger Männer des Freudschen Kreises an. Einmal, da sie trotz ihres Alters jugendlich wirkte und sich ihre erotische Ausstrahlung mit den Jahren eher verstärkt als vermindert hatte; vor allem aber auch deshalb, weil in einem Klima, in dem das Sexuelle zum ständigen Gesprächsstoff gehört, persönliche Beziehungen unvermeidlich sind. Wenn sich Menschen verschiedenen Geschlechts tagtäglich über die intimsten Aspekte des Liebeslebens unterhalten, so muss dies zwangsläufig ihre eigenen Gefühle erregen, und wenn sie spüren, dass sich zu ihrer geistigen Verwandtschaft physische Sympathie gesellt, dann sind die Folgen unschwer vorauszusehen. Viele Jahre vor ihrer Bekanntschaft mit Freud hatte Lou geschrieben: «Es führt kein Weg von der sinnlichen Leidenschaft zur geistigen Wesenssympathie – wohl aber viele Wege von dieser zu jener»<sup>30</sup>, und die Erfahrungen ihres Lebens hatten ihr recht gegeben. Nun fand sie sich wie-

der in einer solchen Lage. Das intime Verhältnis, das zwischen Lou und Bjerre während des Weimarer Kongresses bestanden hatte, war Freud und seinen Anhängern nicht verborgen geblieben; aber Bjerre war nicht nach Wien gekommen und erfreute sich ohnehin keines besonderen Ansehens bei Freud. Es war also anzunehmen, dass sich früher oder später ein anderer um Lous Gunst bewerben würde; offenbar waren es nicht wenige. Selbst der junge Baron von Gebattel, der Benjamin der Gruppe, soll von Lou fasziniert gewesen sein, obwohl sie mehr als doppelt so alt war wie er. Der Mann, der schliesslich ihre Liebe gewann, hiess Victor Tausk. Er war einer der begabtesten Schüler Freuds.

Tausk, damals fünfunddreissig Jahre alt, also sechzehn Jahre jünger als Lou, war ein hochgewachsener, gutaussehender Mann, der in hohem Grade jene Eigenschaften besass, die Frauen faszinieren. Auch Lous junge Freundin Ellen Delp fühlte sich sehr zu ihm hingezogen und würde ihn sicher öfter gesehen haben, wenn Lou, die Tausk für sich isolieren wollte, nicht dazwischengetreten wäre. Tausk hatte Ellen, die bekanntlich Schauspielerin war, aufgefordert, die Gretchen-Szenen aus *Faust* privat mit ihm zu studieren, aber kurz vor der verabredeten Zeit teilte Lou ihrer Freundin mit, Tausk habe sie gebeten, ihn zu entschuldigen, da er anderweitig beschäftigt sei<sup>31</sup>. Anscheinend traf dies nicht zu, Tausk wartete auf Ellen und fragte sie später, warum sie nicht gekommen sei. Bei der Verfolgung ihrer eigenen Ziele konnte Lou also selbst ihren Freunden gegenüber rücksichtslos sein.

Tausk war sehr unglücklich, selbst die reiche Gunst der Frauen gab ihm keine innere Befriedigung. Die kurze Geschichte seines Lebens erinnert an ein Hindernisrennen, das er nicht gewinnen konnte und schliesslich aus Verzweiflung aufgab. In Kroatien geboren, hatte er Jura studiert und war Richter geworden. Bittere persönliche Erfahrungen zwangen ihn jedoch schon bald zum Berufswechsel. Er wurde Journalist und arbeitete eine Zeitlang in Berlin und Wien. Dort lernte er Freud kennen und beschloss, sein Leben der Psychoanalyse zu widmen. Zweifellos fühlte er sich, wie viele andere, zu der neuen Lehre deshalb hingezogen, weil er durch sie den Schlüssel zur Enträtselung des eigenen Lebens zu finden hoffte. Obwohl er das Opfer einer sehr unerfreulichen häuslichen Situation war – er war unglücklich verheiratet und Vater zweier Jungen – und an chronischem Geldmangel litt, hatte er sich dem Medizinstudium zugewandt und bereitete sich auf die Schlussprüfungen vor, als Lou in sein Leben trat.

Tausk war einer der Freudschen Diskussionsleiter, und Lou besuchte die

von ihm geleiteten Seminare regelmässig. Ihr imponierte die Art seines Vortrages ebenso wie seine Interpretation Freudscher Gedanken; nur zuweilen hatte sie das Gefühl, dass er mit seinen eigenen Überzeugungen zurückhielt, und manchmal konnte sie seinen Erklärungen nicht zustimmen. Sie hielt ihn für den begabtesten Diskussionsleiter der Freudschen Schule, merkte jedoch, dass ihn Freud viel kritischer behandelte als die anderen. Als sie Freud deshalb zur Rede stellte, erklärte er ihr, Tausk sei zu sprunghaft in seinem Denken und neige dazu, in Regionen vorzustossen, die wissenschaftlich noch nicht gründlich genug erforscht waren. Aber gerade das gefiel Lou. Sie hatte das Gefühl, dass in Tausk eine Urkraft am Werke war, das «Raubtier», wie Freud es nannte<sup>32</sup>, eine Kraft, die Tausk zu unterdrücken suchte, indem er sich zum analytischen Denken zwang. Der Kampf dieser gegensätzlichen Kräfte, der Tausks Leben ständig gefährdete, rührte Lou sehr – sie mag gehofft haben, ihre Liebe würde ihn mildern. Später gestand sie: «Und von allem Anfang an empfand ich doch an Tausk gerade all diesen Kampf als das, was mich an ihm tief berührte: der Kampf der menschlichen Kreatur. Brudertier, Du.»<sup>33</sup>

Für Tausk war Lous Liebe ein Glücksfall sondergleichen – eine Zeitlang lebte er mit sich selbst in Frieden. Mit Lou konnte er über alles reden: Kunst, Religion, Philosophie – Gesprächsstoffe, die damals bei Freud verpönt waren. Er hatte einen Essay über Spinoza geschrieben, den Lou mit grossem Interesse las. Mit besonderer Freude begegnete sie Spinoza als dem Philosophen der Psychoanalyse, da sie zu ihm als einzigem Denker schon als junges Mädchen eine innere Beziehung gehabt hatte. Aber noch aus einem anderen Grunde war sie von Tausks Essay beeindruckt: seine Darstellung zeigte, dass ihr Freund ein natürliches Talent für philosophisches Denken besass. Lou riet ihm zu weiterer Schulung, selbst auf die Gefahr hin, Freuds Missfallen zu erregen. Sie war überhaupt freimütig in ihrer Kritik und fügte sich nicht immer dem Arbeitspensum der Freudschen Schule. So liessen sie und Tausk manchmal ihre Studien im Stich wie Schüler, die den Unterricht schwänzen, und gingen mit Tausks Söhnen heimlich ins Kino, um sich jene frühen Stummfilme anzusehen, an die man heute mit lächelnder Wehmut zurückdenkt. Denn Lou teilte die Verachtung der Intellektuellen für dieses «Aschenputtel unter den Künsten» nicht. Vielmehr war sie der Ansicht, dass, «selbst wenn von blosser oberflächlichster Vergnügen geredet werden kann, die Fülle des Verschiedenartigen einen ganz eigentümlich mit Formen, mit Bildern und Eindrücken der Sinne beschenkt»<sup>34</sup>. Sie sagte dem Film eine grosse Zukunft voraus in einer Welt,

in der die zunehmende Monotonie der Arbeit eine solche innere Abgespanntheit verursache, dass die anspruchsvolleren Formen der Kunst die Bedürfnisse der Masse nicht mehr befriedigen könnten. Lou selbst empfand die gestohlenen halben Stunden, die sie mit Tausk im Wiener Urania-Kino verbrachte, als willkommene Entspannung und amüsierte sich köstlich. Tausk fühlte sich in solchen Augenblicken gelöster denn je. Zum erstenmal in seinem Leben hatte er eine Frau getroffen, die es vermochte, sowohl die ernsten wie die heiteren Seiten seines Temperaments zu teilen, eine Frau mit blendendem Verstand, vollendetem weiblichem Reiz und der Gabe, ihn mit sich selbst zu versöhnen.

Wie bei allen tieferen Begegnungen Lous mit dem Mann fragt man sich, welchen Verlauf Tausks Leben genommen hätte, wenn Lou bei ihm geblieben wäre. Schon die Tatsache, dass sie sich mit ihm befreundete, beeindruckte Freud so sehr, dass er seine Meinung über ihn änderte und zu der Überzeugung kam, es müsse in ihm mehr stecken, als er geglaubt hatte. Freud gestand, dass er – wäre Lou nicht gewesen – Tausk hätte fallengelassen, weil er ihn als eine Gefahr für die Psychoanalyse betrachtete. Doch dem Gesetze folgend, unter dem sie angetreten, konnte Lou nicht bei Tausk bleiben; dies mag sie ihm in einem Gespräch über Treue und Untreue angedeutet haben. Tausk nannte die Fähigkeit gewisser Frauen, in geistige Beziehungen zu vielen Männern zu treten, «sublimierte Polyandrie». Aber Lou hielt ihm entgegen, dass Frauen, die untreu seien, nicht notwendigerweise den einen Mann um des nächsten willen verliessen. Sie seien oft einfach gezwungen, zu sich selbst zurückzukehren. Ihre Untreue sei daher kein Betrug. Eine Frau, die liebe, sei «wie ein Baum, der den Blitz erwartet, der ihn spaltet», sagte sie, «und sie ist doch auch wie der Baum, der reich vor sich hinblühen will»<sup>35</sup>. So hatte sie nur die Wahl, entweder immer innerlich gespalten zu bleiben durch die Bindung an einen Mann – und dass diese Teilung besser sein solle als eine Ganzheit, verstand Lou nicht – oder immer neue Wurzeln auszusenden; sie konnte also entweder ihre Ganzheit opfern oder musste untreu werden. Die Liebe war ihr eine elementare Leidenschaft, der Versuch, ihr Dauer zu verleihen, ebenso unrealistisch wie etwa die Hoffnung, dass sich ein Sturm nie lege. Je leidenschaftlicher die Liebe, desto kürzer ihre Dauer. Menschen könnten einander nur treu bleiben, wenn ihre elementaren Leidenschaften nicht mit im Spiel seien. Es gebe Verbrechen aus Leidenschaft, aber eine leidenschaftliche Ehe gebe es nicht.

Tausk, der Lou leidenschaftlich liebte, versuchte zu widersprechen, obwohl

sein Verstand ihr recht gab: «... doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.»<sup>36</sup> Als Lou der kurzen Beziehung ein Ende machte und nach Göttingen zurückkehrte, stürzte sich Tausk mit wilder Verzweiflung in seine Arbeit und suchte darin Vergessen zu finden. Er bestand seine Prüfungen, wurde Neurologe und war während des Krieges als Chefarzt eines Feldlazarets tätig. Bei Kriegsende kehrte er nach Wien zurück und versuchte, bedrückt durch seine schrecklichen Kriegserlebnisse, unter den schwierigsten Verhältnissen seine Praxis wiederaufzunehmen. Er verlobte sich und war im Begriff, ein zweites Mal zu heiraten, als er sich eine Woche vor der Hochzeit von der Verzweiflung übermannen liess und – im Alter von 42 Jahren – Selbstmord beging. Als Lou von seinem Tod hörte, schrieb sie an Freud: «Armer Tausk. Ich hatte ihn lieb. Glaubte, ihn zu kennen: und hätte doch nie, nie an Selbstmord gedacht... Hat er eine Waffe gewählt, dann würde ich mir vorstellen können, dass dieser Tod ... der eines Gewalttätigen *und* eines Erduldenden zugleich war.»<sup>37</sup> So lautete Lous Nachruf auf Tausk.

Der Ausbruch des Krieges und die von beiden Gegnern begangenen Grausamkeiten schienen Freuds höchst pessimistische Einschätzung der menschlichen Natur zu bestätigen. Wie schwach waren doch die kulturschaffenden, wie stark die zerstörerischen Kräfte im Menschen! Halb ironisch, halb traurig fragte er Lou, wo denn jetzt ihr «heiterer Optimismus sei», den er nie verstanden habe? Und Lou fiel die Antwort schwer. Denn der Krieg hatte für sie eine besondere Dimension des Schreckens, weil er sie von ihrer Familie in Russland abschnitt und ihr geliebtes Geburtsland in einen Kampf auf Leben und Tod mit ihrer deutschen Heimat verwickelte. Sie vermochte die patriotischen Gefühle ihrer deutschen Landsleute nicht zu teilen – wie konnte sie sich über die Siege freuen, die die deutschen Heere zu Beginn des Krieges über ihre russischen Brüder davontrugen? Doch konnte sie ihren deutschen Freunden auch nicht Unheil wünschen. Für Lou war es wörtlich ein brudermörderischer Krieg, dem sie mit fassungslosem Entsetzen gegenüberstand.

«Das Schreckliche zutiefst, was mich in solcher Beklemmung hält, kann ich kaum in Worte fassen», schrieb sie Rilke im September 1914. «Weisst Du, es ist dies: dass der ‚Krieg‘ etwas von der ‚Puppe‘ (in unserem Sinn) hat. Neulich las ich, vor eine Lokomotive hätten sie eine feindliche Uniform mit allem Zubehör wie eine schlotternde Puppe aufgehängt, und dachte unwillkürlich: ‚da ist das Bild, das Gleichnish‘»<sup>38</sup> Die feindliche Puppe war die sichtbare Verkörperung des menschlichen Selbsthasses. Doch an-

statt sich damit zufriedenzugeben, den Hass an einer leblosen Puppe auszulassen, begannen die Menschen, auf ihre Brüder zu schiessen. Sie bemerkten nicht die ungeheuerliche Verwechslung, als hätte man bei einem Manöver versehentlich scharfe Patronen ausgegeben. Das eben entsetzte Lou: die unheimliche Unwirklichkeit des Krieges, sein vampirhaftes Blut-saugen zur Befriedigung eines selbstmörderischen menschlichen Triebes. Mit furchtbarer Klarheit erkannte sie jetzt, dass man dem nicht entinnen konnte: «weil wir alle fortwährend Mörder sind an uns selbst und aneinander. Das ist wohl unabwendbar, doch dadurch ist die Schuld eine ungeheuer gemeinsame, es geht da ein Geschehen durch die Welt, in das wir uns mit hineinzugeben haben, und es ist wie die alleinige Befreiung, das zu tun, es so aufzufassen, und in der Einheit der Schuld, der allermenschlichen, das ,schwere, schlagende Schmerztuche zu fühlen ... Als ich so weit war, begriff ich mit Erstaunen: dass gerade daher ich, wenn ich ein Mann wäre oder Söhne geboren hätte, auch gekämpft hätte und Söhne in den Kampf entlassen.»<sup>39</sup>

Dass Lou hier das Wort «Schuld» gebraucht, ist vor allem deshalb bedeutsam, weil sie in ihrem ersten Artikel für Freuds Zeitschrift *Imago*, etwa ein Jahr vor Ausbruch des Kriegs, geschrieben hatte, dass sie «ein Gefühls-vorurteil . . . wider alles Schuldbewusstsein» habe<sup>40</sup>. Jetzt erkannte sie es als eine unvermeidliche Bedingung menschlicher Existenz an, ohne sich jedoch deshalb der Verzweiflung zu überlassen. Ihre wachsende Einsicht in die Abgründe der Seele und die Schrecken des Krieges dämpfte ihre Lebensfreude und verstärkte ihr Mitgefühl für ihre Mitmenschen. Rein theoretische Diskussionen über psychologische Themen oder ihre Behandlung in romanhafter Form befriedigten sie nicht mehr. Sie wollte mithelfen an dem grossen Heilungsprozess des Lebens. Obwohl sie keine ausgebildete Medizinerin war, besass sie eine natürliche Begabung für die Kunst des Heilens; ausserdem hatte sie den grössten Teil ihres Lebens in der Gesellschaft von Ärzten verbracht und besonders auf dem Gebiet der Psychotherapie reiche Erfahrungen gesammelt. Es ist daher verständlich, dass sie sich jetzt auf Anraten Freuds dem Beruf einer Psychotherapeutin zuwandte.

Der Krieg und die Wirren der Nachkriegszeit hatten das seelische Gleichgewicht vieler Menschen erschüttert; die Zahl psychischer Erkrankungen stieg rasch, der Ruf nach psychiatrischer Hilfe war gross. Da in vielen Fällen die traditionellen Heilmethoden der Psychiatrie versagten, mehrten sich die Stimmen, die von der Psychoanalyse Heilung erhofften. Freuds

langer Kampf um berufliche Anerkennung trat damit in eine neue Phase ein. Viele der einst skeptischen Kollegen begannen seine Gedanken ernst zu nehmen, unterzogen sich Lehranalysen und schickten ihre Patienten zu Freud. Da Freud und seine Schüler nicht immer in der Lage waren, allen Anforderungen gerecht zu werden, öffnete sich ein reiches Arbeitsfeld für Lou. So hielt sie sich 1923 ein halbes Jahr in Königsberg auf, wo sie Lehranalysen an fünf Ärzten der dortigen medizinischen Internistenklinik durchführte und auch einige Patienten analysierte. Es war eine anstrengende Arbeit. Freud – selbst ein unermüdlich tätiger Mensch – hatte Lou vor der Gefahr gewarnt, zehn Stunden Psychoanalyse am Tag zu betreiben. Aber Lou liess sich nicht beirren. Ihre Arbeit erfüllte sie ganz, und wenn sie nachts erschöpft ins Bett sank, so fühlte sie sich doch reich belohnt durch das Vertrauen ihrer Patienten. Noch tief ergriffen von ihren Königsberger Erlebnissen, schrieb sie Rilke von Menschen, denen «zufolge ihrer Neurose alles tot geworden war, und sie selber waren sich's auch; nicht nur in tiefer Gleichgültigkeit überhaupt, sondern in der Weise, dass Lebendiges – Mensch, Kreatur, Natur – ihnen sofort dinghaft wurde, Sachwert, Unwert, letztlich Unrat, Abhub, woraus schwere Angstzustände entstehen, bitterliches Entsetzen: tot unter Totem, sich ausserhalb seiner selbst, auslogiert aus sich, dem lebendig Entsetzten, zu fühlen». Dann schilderte sie, wie eine Frau, die an Platzangst litt – ein Zustand, der sie einst bei Rilke erschreckt hatte –, die Freude am Leben wiederfand: sie «sah zuerst auf dem Waldsteg oben bei uns, dass Bäume lebten und was die abgeernteten Felder so klar und gelb aussagten, und schrie vor Wonne über die Gewalt der Welt, die ihr plötzlich wiedergeschenkt war und ihre befreiten Schritte in sich aufnahm.<sup>41</sup> Solche Erlebnisse waren es, die Lou mit einem dankbaren Glücksgefühl über den Segen ihrer Arbeit erfüllten. Wie erfolgreich sie die Psychoanalyse ausübte, dafür mag einer der Ärzte sprechen, den sie in Königsberg einer Lehranalyse unterzog:

«Ich gebe zu, dass mir die Art der Analyse, wie sie Lou machte, sehr imponierte und mir nicht nur damals, sondern für mein ganzes Leben geholfen hat. Vor allem dadurch, dass ich seitdem viel weniger geneigt bin, mich über die Handlungen anderer zu entrüsten. Wenn man mal so richtig in seinen ,inneren Schweinehunde reinblickt, und den haben wir ja alle, dann ist man viel weniger bereit, sich moralisch zu entrüsten. Darin liegt der Wert solcher Analysen: sie machen bescheiden.

Bei Lou hatte ich übrigens den Eindruck, dass sie die Analysen nicht so sehr aus medizinischen als aus psychologischen Interessen ausübte. Es ist

ja doch so: jedes Leben ist ein Roman. Für eine Schriftstellerin, die Lou ursprünglich war, kann es gar nichts Interessanteres geben als in andere Leben hineinzublicken. Denn das sind gelebte Romane. Ich hatte den Eindruck, Lou fand *das* viel interessanter als eigene Romane zu schreiben. Wie ich als Arzt ja kaum Romane lese. Warum sollte ich auch? Ich höre und sehe täglich Dinge, die sich kein Schriftsteller ausdenken kann. Das Leben übertrifft eben die Kunst bei weitem. Ich nehme an, dass Lou sich der Psychoanalyse zuwendete, weil sie dadurch die Möglichkeit hatte, an den tiefsten Lebensgeheimnissen ihrer Mitmenschen teilzunehmen.

Sie hatte eine ruhige Art zu sprechen und verstand es, dem anderen Vertrauen einzuflößen. Ich war über mich selbst erstaunt, was ich ihr damals alles gesagt habe. Dabei hatte ich immer das Gefühl, dass sie nicht nur alles verstand, sondern alles verzieh. Ich habe nie wieder bei einem Menschen dasselbe Gefühl der versöhnenden Milde oder, wenn Sie wollen, des „Mitleids am Leiden der Kreatur Mensch erfahren wie bei ihr. Wir saßen uns im Halbdunkel gegenüber. Meistens sprach ich. Manchmal erzählte sie. Sie erzählte von ihren Freunden, besonders von Rilke. Ich erinnere mich an eine Episode. Einmal, so erzählte sie, als sie mit Rilke eine lange Reise machte, vertrieben sie sich die Zeit mit dem Spiel der freien Assoziation. Der eine sagte ein Wort, und der andere antwortete mit einem Wort, das ihm gerade einfiel. Das trieben sie eine ganze Weile. Und plötzlich wurden Lou die Gründe klar, die Rilke damals bewegten, seinen Militärroman schreiben zu wollen. Sie sprachen darüber, und Lou erhellte Rilke dessen Dunkelheiten. Rilke habe gelacht, fuhr Lou in ihrer Erzählung fort, und gesagt, nun brauche er den Roman ja gar nicht zu schreiben, sie habe ihn ihm von der Seele genommen. Da habe sie sich entsetzt, denn sie habe plötzlich die Gefahr erkannt, die dem schöpferischen Menschen durch die Psychoanalyse droht. Hier eingreifen heiße zerstören. Sie habe deshalb Rilke auch immer davon abgeraten, sich analysieren zu lassen. Denn obwohl eine erfolgreiche Analyse einen Künstler von den Teufeln befreien könne, die ihn quälen, bestehe doch immer die Gefahr, dass sie seine schöpferischen Engel vertreibe. Eine keimfreie Seele sei eine sterile Seele. Während ich Lou zuhörte, verstand ich, warum sie so sehr an dem Verhältnis zwischen schöpferischem Prozess und Tiefenanalyse interessiert war. Dies war ein Thema, über das sie sehr viel nachdachte, obwohl sie intuitiv wusste, dass für den Künstler das Kunstwerk und nicht die Analyse der Weg zur Heilung ist.»<sup>42</sup>

Lou kehrte von ihrer Tätigkeit in Königsberg mit einem Gefühl tiefer

Befriedigung nach Göttingen zurück. Das war jedoch nicht immer der Fall. Einmal forderte sie der Chefarzt eines Sanatoriums in der Nähe von München auf, ihm bei der Behandlung seiner Patienten – zumeist Frauen in den verschiedensten Stadien seelischer Verstörtheit – zu assistieren. Da ihr die Aufgabe lohnend und die Bedingungen annehmbar erschienen, nahm sie die Stellung an. Sehr zur Überraschung ihres Neffen Franz Schoenberner, der damals Schriftleiter am *Simplizissimus* war, erschien sie jedoch schon wenige Tage später wieder in München und erklärte, sie habe ihre Stellung aufgegeben; der Chefarzt des Sanatoriums hätte sich so erfolgreich all seiner Hemmungen entledigt, dass er die Nächte in den Betten seiner Patientinnen zu verbringen pflege. Lou war nicht leicht zu schockieren, ein solches Verhalten aber überstieg ihr Verständnis und verstieß gegen ihre Begriffe von ärztlichem Berufsethos.

Für eine Freudsche Psychotherapeutin war die Kleinstadt Göttingen nicht der geeignete Ort. Die Bürger hatten trotz Universität und akademischer Betriebsamkeit die Vorurteile und den engen Horizont von Bürgern einer kleinen Stadt. Das Treiben der Menschen auf dem Hainberg war ihnen schon seit langem unheimlich. Lou goss mit ihrer psychoanalytischen Tätigkeit neues Wasser auf die Göttinger Klatschmühlen. Trotzdem fanden immer mehr Menschen den Weg zu Lou – entweder aus eigener Initiative oder durch eine Empfehlung Freuds. Sie behandelte die verschiedensten Fälle von geistiger Erkrankung; von leichter Hysterie bis zur schweren Neurose. Still in ihrem Stuhl sitzend, lauschte sie den Geschichten, die ihre Patienten erzählten; so still, dass es schien, als sei sie eingeschlafen oder völlig in Gedanken versunken. In Wirklichkeit aber war sie ganz bei der Sache und wartete mit gespannter Aufmerksamkeit auf den kritischen Vorfall, den Satz, das Wort, das den Schlüssel zum jeweiligen Problem bot. Nichts konnte sie von dieser wachsamten Suche abhalten, nicht einmal Gefahr für Leib und Leben. So ergriff einmal eine Patientin, die unter akuter Angstneurose litt und zu Wutausbrüchen neigte, während der Analyse ein langes, spitzes Papiermesser, das auf dem Tisch lag, und bedrohte Lou damit. Lou sprang von ihrem Stuhl auf, lief um den Tisch herum, damit er immer zwischen ihr und der tobenden Frau blieb, und dachte dabei unablässig: «Horchen – nur horchen, was sie sagt.» Sie erwartete mit Recht, dass die wütenden Schimpfworte der Frau, die Schaum vor dem Mund hatte, den Schlüssel zum Wesen ihrer Krankheit lieferten. Solch dramatische Zwischenfälle waren jedoch selten. Meistens wurde die Stille in Lous Arbeitszimmer nur durch die Stimme der Patien-

ten unterbrochen, die sich bei ihrem verstehenden Mitempfinden ermutigt fühlten, ihre Probleme auf sie zu übertragen. Genau wie Lou selbst als Kind in der Stille der Nacht ihre Probleme auf einen freundlichen, verzeihenden Gott übertragen hatte.

Neben ihrer psychotherapeutischen Arbeit fand Lou noch immer Zeit zum Schreiben, wobei sie oft auch psychoanalytische Stoffe behandelte. Für Freuds Zeitschrift *Imago* schrieb sie Artikel über *Vom frühen Gottesdienst*, *Zum Typus Weib*, *Anal und Sexual* und *Narzissmus als Doppelrichtung*. Für literarische Zeitschriften lieferte sie Rezensionen und schrieb Aufsätze, vorwiegend über Probleme Russlands; ausserdem veröffentlichte sie eine Reihe von Büchern. Einige, wie *Das Haus* und *Rodinka*, hatte sie fast zwei Jahrzehnte früher geschrieben; andere, wie *Drei Briefe an einen Knaben* und *Die Stunde ohne Gott und andere Kindergeschichten*, verfasste sie während des Krieges oder kurz danach. In diese Zeit fällt auch ihr ungewöhnlichstes Werk, ein Versspiel in sieben Szenen, betitelt *Der Teufel und seine Grossmutter*.

Mit einer sehr farbigen Sprache, die nicht vor derben Ausdrücken zurückschreckt, wird in dem Stück die Rückkehr des Teufels zu Gott behandelt. Gott bedeutet Leben, Gerechtigkeit, Vollkommenheit, aber seine Geburtsstätte ist der grosse Erdschoss, nach Lou «des Teufels Grossmutter». Und der Teufel ist Gottes ältester Sohn. Als Unsteter hat er Gott verlassen und sich gegen ihn erhoben – ein dunkler Spiegel, der die ursprüngliche Einheit von Gott und Satan abbildet. Aber jetzt braucht die Welt den Teufel nicht mehr, denn:

«Gott ist längst gerecht geworden,  
Und längst genügt auch, was der Mensch ersann,  
An Hölle, wenn er sich von Gott verirrt.»<sup>43</sup>

Seiner Tätigkeit bei den Toten überdrüssig und insgeheim in das Leben verliebt, beschliesst der Teufel – wie Mephistopheles in Goethes *Faust* ein verführter Verführer – zu sterben, den Tod zu erleiden gleich seinem jüngeren Bruder Christus und zu Gott zurückzukehren. Er fasst diesen Entschluss, obwohl er weiss:

«Um mich wird niemand trauern,  
Wie doch getrauert die Jahrtausende,  
Nur weil am Kreuz mein Bruder starb.»<sup>44</sup>

Diese seltsame Fabel, in der sich religiöse und psychoanalytische Elemente in grotesker Weise mischen, bedeutet: Die Liebe überwindet den Tod, sogar der Ausgestossene wird in Liebe wiedergeboren. Abermals behandelt Lou ein Thema, das sie ihr ganzes Leben beschäftigte: die regenerative Kraft der Liebe. Aber eine neue Dimension ist hinzugekommen. Die poetische Form betont die Macht des Unterbewussten, und die Verwendung eines Filmdrehbuchs in einer der Szenen – ein kühnes, expressionistisches Stilmittel – verleiht der Handlung grosse dramatische Kraft. Künstlerisch gesehen ist *Der Teufel und seine Grossmutter* Lous bestes Werk. Es zeigt, dass die Beschäftigung mit der Psychoanalyse Lous schöpferische Kräfte nicht beeinträchtigt hatte.

Aber trotz der Befriedigung, die sie durch ihre Arbeit empfand, war ihr Leben am Ende des Krieges und in der Nachkriegszeit alles andere als leicht. Die russische Revolution bereitete ihr grosse persönliche Sorgen. Sie wusste, dass ihre Brüder mit ihren Familien in Lebensgefahr waren, und versuchte vergeblich, ihnen zu helfen. In ihrer Not wandte sie sich an einen ihrer früheren Verehrer. Aber der Brief, den sie dem zum Reichstagsabgeordneten aufgestiegenen Georg Ledebour schickte, kam ungeöffnet zurück. Er konnte es Lou nicht verzeihen, dass sie ihn ein Vierteljahrhundert zuvor abgewiesen hatte. Der Missbrauch, den die Bolschewiken mit den von Lou geteilten Wünschen des russischen Volkes nach sozialer Gerechtigkeit trieben, schien ihr ein ungeheuerlicher Verrat. Und doch gab sie die Hoffnung nicht auf. Denn «wer mag über die letzten Wertfragen schon reden! Aber *Leben*, ungeheures, *ist nur* in diesem fortwährend sterbenden und wiedergeborenen Lande (worin während der Hungerverzweiflung die kleinen Kinder aus den Wolgadörfern [*unsern Dörflein*, Rainer!] fortliefen in die Wälder, *um nicht gegessen zu werden*)»<sup>45</sup>. Freilich, auch in Europa herrschten Not und Hunger, und «stürbe man nicht am Alter, so stürbe man an Wehmut»<sup>46</sup>, seufzte Lou; aber von allen Völkern der Welt schien ihr das Los der Russen das bitterste zu sein. Ihr Martyrium musste sie heiligen und auf die führende Rolle vorbereiten, die sie in der Welt von morgen spielen sollten. Denn wie Spengler hielt Lou die Tage des Westens für gezählt. Er besass keinen Glauben mehr, nicht einmal mehr den Glauben an die eigene Zukunft.

Auch mit Lous Gesundheit war es wieder einmal nicht zum Besten bestellt. Infolge einer schweren Grippe bei Kriegsende verlor sie zeitweilig ihr Haar und musste wie ein altes Mütterchen ein Spitzenhäubchen tragen. Zum erstenmal in ihrem Leben spürte sie, dass sie alt wurde. Sie hatte sich

nie um das Altern Sorgen gemacht, und wirklich ernsthaft sorgte sie sich auch jetzt nicht. In gewissem Sinne kam sie sich zeitenthoben vor. Aber nach ihrem sechzigsten Geburtstag gab sie doch zu, dass sie eine grosse Scheidelinie überschritten hatte, wenn sie auch noch immer behauptete, sie werde nie in die «Wechseljahre» kommen.

Während der Inflation am Anfang der zwanziger Jahre stellten sich erneut Geldsorgen ein. Lou brauchte Geld für ihre hungernden Verwandten in Russland und für die Instandsetzung ihres Hauses, das dringend der Reparaturen bedurfte. In dieser Not kam ihr Freud zur Hilfe. Unter dem Vorwand, sie solle seinen neuverdienten Reichtum mit ihm teilen, schickte er Lou beträchtliche Summen, lud sie auch ein, für einige Zeit in Wien sein Gast zu sein. Lou nahm die Einladung an und verlebte «starke, reiche Tage... in erster Linie durch Freud selbst, doch auch [durch] den ganzen Umkreis, sachlichen wie persönlichen, sowie [durch] ein paar alte Freunde (vor allem den treuen Beer-Hofmann) und nicht zum wenigsten Freuds Anna-Tochter»<sup>47</sup>.

Freud redete sie jetzt mit «liebste Lou» an und machte sie zur Vertrauten seiner heimlichsten Hoffnungen; so gestand er ihr offen, was er für Anna empfand und wie bitter enttäuscht er war, als ihn Otto Rank, den er wie einen Sohn liebte, verliess.

Aber auch Freud wurde alt, er litt an einer schweren, unheilbaren Krankheit. Die Seelenstärke, mit der er seine furchtbaren Schmerzen ertrug, rührte Lou tief. Wehmütig beschreibt sie ihre letzte Begegnung in Berlin im Herbst 1928. Die Farben der Blumen im Tegeler Park, wo sie spazieren gingen, leuchteten hell aus dem Grün, rote, blaue und purpurne Stiefmütterchen standen in voller Blüte, Reihe um Reihe. Freud bückte sich, pflückte einen Strauss und gab ihn Lou mit der Geste eines Grandseigneurs, der von einer geliebten Frau Abschied nimmt. Seine Krankheit erschwerte ihm das Sprechen sehr, und doch unterhielten sie sich stundenlang über ihre erste Begegnung im Jahre 1911 und die gemeinsamen Erlebnisse in all den Jahren seitdem. Plötzlich fragte Lou, ob sich Freud noch an ihr *Lebensgebet* erinnere, das er für ein Werk Nietzsches gehalten hatte. Freud erinnerte sich sehr gut daran. «Und da geschah, was ich selbst nicht begriff, was ich mit keiner Gewalt mehr zurückhalten konnte – was mir über die zitternden Lippen kam in Auflehnung wider sein Schicksal und Martyrium: ‚Das, was ich einstmals nur begeistert vor mich hin geschwafelt– Sie haben es getan!c»<sup>48</sup> Vor Schreck über ihre eigenen Worte brach sie in Tränen aus. Freud gab keine Antwort. «Ich fühlte nur seinen Arm um mich.»<sup>48</sup>

## LOUS DANK AN FREUD

Die Frage, warum sich Lou so intensiv der Psychoanalyse zuwandte, die ihrer im Grunde frommen Natur doch eigentlich wesensfremd war, hat ihre Freunde oft beschäftigt. Einige sahen es fast als eine Art Verhängnis an, dass Lou durch ihren Eintritt in die Welt Freuds in eine Strömung geriet, die sie dazu verleitete, jede Lebens- und Kunstäußerung psychoanalytisch zu deuten. «Ist es nicht ein arges Missverständnis», fragte Loulou Albert-Lazard, «dass Lou Rilkes ‚Engel‘ als die Vorstellung eines Kranken, eines Ungesunden, der von einer unkörperlichen Existenz träumt, auslegte?»<sup>49</sup> Auch Ellen Delp, in deren Begleitung Lou den ersten Freudschen Lehrgang mitmachte, äusserte Bedenken über die Ausschliesslichkeit, mit der Lou sich der Psychoanalyse verschrieb. Und Lou selbst berichtet, Freud habe sie einmal verwundert gefragt, «warum ich mich wohl so tief in die Psychoanalyse hineinbegeben habe?»

Als Antwort gibt sie drei Gründe an: einmal ihr rein sachliches Interesse, sodann ihre Einsicht, «einer werdenden Wissenschaft gegenüberzustehen», und drittens, und das war ausschlaggebend: «Das intime Beschenktwerden, das von ihr ausgeht.»<sup>50</sup> Die Psychoanalyse war Lou also bis zu einem gewissen Grade Selbstzweck: sie betrieb sie, um die Tiefendimensionen ihrer eigenen Seele zu ergründen. Dazu kam, dass sie an schweren seelischen Erschütterungen im Leben Rilkes und Rées teilgenommen und am Schicksal Nietzsches erkannt hatte, wie eng verwandt Genie und Wahnsinn sind. Alle diese Erklärungen sind richtig. Warum Lou sich aber gerade der Freudschen Schule anschloss und nicht etwa Adler oder Jung, lag daran, dass sie von sich aus grosse Affinität für Freuds Gedankengänge hatte. Wenn Freud, im Gegensatz zu Adler und Jung, dem Geschlechtstrieb eine primäre Rolle in allen Lebensäußerungen zuweist, so ist Lou der gleichen Meinung und war es schon, ehe sie Freud kennenlernte. In ihrem Buch *Die Erotik* stellt sie die enge Verwandtschaft zwischen der künstlerischen Äusserung und dem Geschlechtstrieb dar. Wenn das Erotische unwillkür-

lich nach dem Ästhetischen greift, erscheint ihr dies als ein Zeichen «geschwisterlichen Wachstums aus der gleichen Wurzel». Lou weist darauf hin, dass Brunst und Inbrunst denselben Tiefen entspringen und dass jeder echte erotische Rausch «mit etwas wie einem schöpferischen Ruck» beginnt<sup>51</sup>. Am Beispiel geistig erkrankter Frauen, die dem wildesten Erotismus verfallen können, erklärt sie die Verbindung von psychischen Zuständen und ihren sexuellen Hintergründen. Als Lou Freud kennenlernte, war ihr bereits das Hauptthema seiner Lehre vertraut, nur fehlte ihr die wissenschaftliche Bestätigung. Von Anfang an mischte sich daher in ihre freudige Dankbarkeit für die Bereicherungen, die sie durch die Psychoanalyse erfuhr, das ebenso freudige Gefühl, bestätigt zu sehen, was ihr schon längst Gewissheit war.

In ihrem 1931, anlässlich Freuds fünfundsiebzigsten Geburtstag, geschriebenen Buch *Mein Dank an Freud* unternahm Lou den Versuch, ihre Stellung zu Freud und seiner Lehre grundsätzlich darzustellen. Wie schon aus dem Titel hervorgeht, handelt es sich dabei um eine öffentliche Huldigung, die sowohl dem Forscher wie dem Menschen gilt und vorbehaltlos ausgesprochen wird; sodann aber auch um eine kritische Stellungnahme zu gewissen Punkten der Freudschen Dogmatik. Und hier zeigt Lou, dass sie trotz ihrer Bewunderung für Freud auf dem Recht der eigenen Meinung besteht. Sie ist bereit, an seiner «führenden Leine zu laufen», verlangt jedoch, es müsse «eine richtig lange Leine . . . sein»<sup>52</sup>. Daraufhin beginnt sie mit ihrer Kritik.

Ketzerisch gestimmt ist sie besonders gegenüber drei Punkten von Freuds Kunstauffassung; zunächst gegenüber seiner Überschätzung des Tagtraumes, «der sich natürlich auch beim Künstler besonders plastisch einfinden mag, dem aber trotzdem am wenigsten über das Kunstproblem zu entnehmen ist, gerade weil er am meisten von sich zu erzählen weiss»<sup>53</sup>. Zweitens leuchtet ihr die Herleitung des Künstlerischen aus den Verdrängungen nicht ein; sie glaubt, es komme eher «von Erfüllungen her, von der Macht unwillkürlicher, unabweislicher Realisation des noch gar nicht Personellen»<sup>54</sup>. Und ferner spricht sie sich gegen die Überschätzung des sozialen Moments im Kunstschaffen aus. Sie gibt zu, dass gesellschaftliche Motive, wie Ruhmsucht und Erwerbslust, am Kunstschaffen mit beteiligt sind, besteht jedoch darauf: «Schöpfer ist jemand allein vom Jubel und Drang seines Werkes her und, wäre er im Übrigen noch so sehr auf den Mitmenschen eingestellt, sei es ‚ethisch‘ oder ‚erotisch‘, ist beides nicht mit-schaffend an dem, was *Werk* davon wurde.»<sup>55</sup>

Lous Verhältnis zur Psychoanalyse war, wie aus diesen und vielen ähnlichen Stellen hervorgeht, vor allem durch ihr lebenslängliches Interesse am schöpferischen Prozess bestimmt. Sie verglich die Stellung des Analytikers zu seinem Objekt mit der des Dichters zu seinen Gestaltungen. Und während es ihr als Psychotherapeutin darum ging, kranken Menschen zu helfen, galt ihr theoretisches Interesse fast ausschliesslich der Erforschung jener seelischen Grenzzustände, die beim Künstler zum Werk, beim Heiligen zur Gottesschöpfung führen. Denn trotz der Missbilligung Freuds, dem solche Fragen abwegig schienen, kam Lou immer wieder auf die Problematik des «frommen Menschen» zu sprechen<sup>56</sup>. Ausgehend von Freuds Einsicht, dass Zwangsneurose und Religion eng verwandt sind, beschäftigte sich Lou eingehend mit dem religiösen Phänomen, dessen latente Tragik sie darin sah, dass es «keine Auferstehungen im Glauben ohne die Kreuzesstunde dahinter gibt». Solche Gedankengänge sind schon in Lous frühesten Schriften angedeutet; sie werden aufgegriffen und neu durchdacht. Bereits der Titel ihres ersten Buches *Im Kampf um Gott* deutet auf den Fragenkomplex hin, mit dem sie sich ihr ganzes Leben befasste: Glaubensverlust und Gottessehnsucht. Immer wieder kommt sie darauf zurück; in ihren Büchern und Aufsätzen beschreibt sie den Schock, den sie durch ihren frühen Gottesverlust erlitt, ihre Versuche, ihn intellektuell zu überwinden, und ihre wachsende Einsicht, dass man, je tiefer man sich an die Wurzeln des Lebens hinantastet, desto näher man dem Göttlichen kommt. Von da aus war es nur ein Schritt, bis Lou auf Grund ihrer Beschäftigung mit der Psychoanalyse zu der Erkenntnis kam, dass auch die Gottesvorstellung eine «erotische Projektion» sei und dass trotz der «furchtbaren Verpönung» einer Verwandtschaft zwischen Religion und Geschlechtlichkeit «die Wollust doch weder eine bloss verunreinigende Zutat zum Religiösen noch auch eine blosse Primitivität der Auffassung enthält, vielmehr bündelt es zutiefst, und für immer voneinander abhängig, Gebet und Geschlecht»<sup>57</sup>. Kühne Formulierungen dieser Art verfehlten nicht ihren Eindruck auf Freud, Lous Freunde dagegen waren bestürzt, wenn Lou darauf bestand, dass die höchsten Ekstasen des Geistes mit den tiefsten erotischen Trieben zusammenfallen: «Ob wir steigen oder fallen, ob wir in Anbetung oder Wollust eingehen, ist im *vollgültigen* Erlebnis nur für den Aussenbetrachter fragwürdig, der auf Unterscheidung eingestellt ist.»<sup>58</sup> Schon in ihrem Buch *Im Kampf um Gott* hat Lou die Themenkreise Wollust und Anbetung berührt. Durch die Psychoanalyse lernte sie nur die letzten Konsequenzen ihrer eigenen Vermutungen zu ziehen.

Im zweiten Teil ihres Freud-Buches behandelt Lou ein Thema, das sie ebenfalls in ihren Schriften öfters berührt: die Problematik des Künstlers. Wie immer geht sie von persönlichen Erfahrungen aus, diesmal von ihrer Freundschaft mit Rilke. Nachdem sie zunächst allgemein feststellt, dass sich im Künstler stets der primär narzisstische Trieb ausdrückt, wobei dem Geschlechtstrieb ein stark asketischer gegenübersteht, schliesst sie: «seiner (des Künstlers) Erotik entgeht zu einem Teil die leibliche Zielrichtung und Entwicklung. Das Werk ist ihre Verleiblichung.»<sup>59</sup> Dann schildert sie am Beispiel Rilkes die Tragik, die dem Menschen durch die Abwandlung seines Menschenschicksals in die Kunst widerfährt. «Der Engel entwertet den Menschen derartig weit, dass er ihn damit auch entwirklicht.»<sup>60</sup> Kurz: um seiner Kunst willen opfert der Künstler sein Leben, und wie das Kind den Überschwang seines Herzens auf Puppen konzentriert, so lässt der Dichter seine Lebenskraft in die Gestalten seiner Phantasie verströmen. So erklärt Lou die Gestalt des Engels in Rilkes Dichtung als eine Projektion menschlich unerfüllter Liebesehnsüchte. «Alle Hingebung gilt dem wirklichkeitsusurpierenden Engel, der, gleichsam empfangen und gezeugt im verkehrten Mutterleib, das *Liebeszentrum mit sieb verstrickt hält*: Der Engel ward zum *Liebespartner*.»<sup>61</sup>

Die Kühnheit der Bilder und Vergleiche, mit denen Lou den schöpferischen Prozess verfolgt und psychoanalytisch auslegt, hat zweifellos einen tiefen Eindruck auf Freud gemacht, denn gerade auf diesem Gebiet erkannte er ihre Autorität an; und vieles, was Lou darüber sagt, erhellt die menschliche Tragik des Kunstschaffenden, seine Lebensnot und Werkgebundenheit; nur fragt es sich, ob der Kunstbetrachtung mit solchen Einsichten gedient ist. Denn gesetzt, Rilkes Engel habe das Leben des Dichters usurpiert, hilft uns diese Erklärung, die Engelsingestalt in den Elegien besser zu verstehen? Dass sich Lou im Falle Rilkes, bei dem es ihr mehr um den Menschen mit seinen ihr bekannten Seelennöten als um die Kunst ging, der Psychoanalyse bediente, ist durchaus verständlich. Viel fragwürdiger dagegen sind die Verallgemeinerungen, die sie vom Sonderfall Rilkes auf den Künstler überhaupt zog. Für diese Verallgemeinerungen ist jedoch die Psychoanalyse nur zum Teil verantwortlich, denn schon ehe Lou mit ihrer Methodik vertraut war, neigte die Schriftstellerin zu «leibgeistlichen» Vergleichen<sup>62</sup>; ja es ist nicht übertrieben, wenn man ihr eine Anlage für derartige Vergleiche von Natur aus zuspricht, wenn man anerkennt, dass sie durch intuitive Schau die geheimen Querverbindungen zwischen Leib und Seele ahnte und von frühester Jugend an gerade diesen Veräste-

lungen nachspürte. Freud schuldete sie Dank, weil er ihr ermöglichte, ihre unbewusste Tiefenschau bewusst zu vollziehen. So sind die Schlussworte ihrer Huldigung zu verstehen, die mit dem Bekenntnis schliessen: «in der Nachfolge Ihrer erst, ergab sich mir das Bewusstgewordene als Sinn und Wert des unbewusst Angestrebten»<sup>63</sup>.

Gerührt von der Offenheit dieses Bekenntnisses und der Ehrlichkeit, mit der Lou sich seiner Lehre stellte, nannte Freud ihr Buch «eine echte Synthese ... der man zutrauen könnte, dass sie die Sammlung von Nerven, Sehnen und Gefässen, in die das analytische Messer den Leib verwandelt hat, wieder zum lebenden Organismus rückverwandeln kann»<sup>64</sup>. Aus dem Munde des sonst so kritischen Begründers der Psychoanalyse war das ein ungewöhnliches Lob. Man gewinnt den Eindruck, dass auch Freud sich Lou gegenüber zu Dank verpflichtet fühlte und dass im Geheimnis ihrer langen Freundschaft eine wechselseitige Bereicherung verborgen war. Sie lernten beide voneinander. Ferner hatte sich Freuds Lieblingstochter Anna mit Lou angefreundet, dies führte zu einer engen menschlichen Verbindung. Freud schenkte Lou als Zeichen seiner Wertschätzung einen der fünf Ringe, die er für seine treuesten Freunde hatte anfertigen lassen, und nannte ihr Buch einen Beweis ihrer «Überlegenheit über uns alle»<sup>65</sup>. Lou hatte also allen Grund, mit dem Erfolg ihrer Arbeit zufrieden zu sein – und sie war es auch: «Psych.analyt. Arbeit beglückt mich so», schrieb sie Rilke, «dass ich sogar als Milliardärin mit nichten von ihr liesse.»<sup>66</sup>

Als sie die schwierigen Nachkriegsjahre überstanden hatte, besserte sich ihre finanzielle Lage wieder, und ihr Leben floss weiter in ruhigem Rhythmus. Sogar ihr Mann, der bisher ein Schattendasein geführt hatte, begann jetzt eine wichtigere Rolle zu spielen. Es fing damit an, dass er Lou in einem Göttinger Krankenhaus besuchte, nachdem sie eine schwere Operation überstanden hatte. Fast ein halbes Jahrhundert hatten sie zusammen, und doch getrennt voneinander, gelebt, und nun standen sie sich plötzlich in einem Krankenzimmer gegenüber. Andreas, jetzt Mitte der Achtzig, war noch rüstig – «ein Temperament und kein Greis», wie Lou es ausdrückte<sup>67</sup> –; und Lou selbst, auf die Siebzig zugehend, war auch nicht alt; ihr Gesicht zeigte nur, dass die Jahre sie hatten reifen lassen. Zuerst wussten sie nicht, was sie einander sagen sollten. Wie zwei Menschen, die sich nach einer langen, beschwerlichen Reise unerwartet wieder treffen, sassen sie sich in dem kleinen weissen Zimmer gegenüber. Aber wozu bedurfte es der Worte? Hatten sie nicht beide, jeder auf seine Art, das schwierigste Ziel erreicht, welches das Leben zu bieten hat: Reife ohne Enttäuschung?

Still blickten sie einander an, kaum fähig, ein leises Lächeln zu unterdrücken, als sie sich an die Schwierigkeiten erinnerten, die sie überwinden mussten, um diese Hochebene des Friedens und der Abgeklärtheit zu erreichen. Das Schicksal jedoch hatte andere Pläne, ihrem ehelichen Glück war keine Dauer beschieden. Eines Tages, nicht lange nachdem sie sich wiedergefunden hatten, starb Andreas ganz unerwartet und liess Lou allein in ihrem Haus am Hainberg zurück. Nicht ganz allein freilich, denn Mariechen und ihr Mann wohnten bei ihr und sorgten für ihr leibliches Wohlergehen. Das war aber auch alles, aussprechen konnte sich Lou mit den Menschen im unteren Stock ihres Hauses nicht, und sie fühlte sich immer mehr vereinsamt in einer Welt, die erneut dem Chaos zutrieb. Die offene Welt ihrer Jugend und ihrer tätigen Jahre war mit dem Krieg zu Ende gegangen. Man konnte nicht mehr ungehindert nach St. Petersburg, Paris oder Rom reisen. Feindliche Wachtposten traten dem Fremden an jeder Grenze entgegen. Europa wurde von irrationalen Kräften erschüttert, über Russland senkte sich die lange Nacht der Stalinschen Diktatur.

«Immer wieder denk ich, wie mit Zustimmung, an die, die in den letzten Jahren gestorben sind, und dass sie dies nicht mehr von hier aus einsehen mussten»<sup>68</sup> hatte Rilke bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges Lou geschrieben. Aber auch Rilke war tot, und ihm blieben die Schrecken erspart, die sie noch erleben musste. Trotz allem: man durfte sich nicht vom Leben zurückziehen, man durfte den Glauben an das Leben nicht verlieren.

Im Geist ruhiger Gelassenheit sah Lou den Teufelskessel in Deutschland brodeln; sie wusste, wie die Nazis über Freud und sein Werk urteilten, und da sie ihn gerade öffentlich gelobt hatte, wusste sie auch, was ihr bevorstehen konnte. Sie kannte den bitteren Hass, den Elisabeth Nietzsche, die noch lebte und gleich dem mythischen Drachen der Nibelungen den Hort ihres Bruders hütete, gegen sie hegte. Es war ihr auch kein Geheimnis, dass die neuen Machthaber Nietzsches Gedanken verdrehten und verstellten, um sie ihren Zielen dienlich zu machen, und dass sie selbst als «finnische Jüdin» verschrien war. Sollte sie es wagen, trotzdem im Dritten Reich zu bleiben, oder sollte sie, dem Beispiel vieler ihrer Freunde folgend, ins Exil gehen? Wahrscheinlich hat sie nie ernstlich daran gedacht, Deutschland zu verlassen. Sie war alt, sie hing an ihrem Haus, ihrem Garten und der Landschaft ihrer Umgebung; und wohin hätte sie gehen können? Ausserdem mag sie gefühlt haben, dass eine Flucht für sie deshalb nicht in Frage kam, weil sie noch nie in ihrem Leben geflohen war. Also blieb sie, wachte und wartete.

## DIE SIBYLLE VOM HAINBERG

Vom Lieblingsaufenthalt ihrer Altersjahre aus, dem Balkon ihres Hauses am Hainberg hoch über Göttingen und gleichsam zwischen Himmel und Erde, beobachtete Lou das Heraufziehen des Unwetters über Deutschland und Europa. Furcht kannte sie nicht. Denn wenn sie hinablickte auf das schimmernde Land, wusste sie, dass der grosse Rhythmus des Lebens weiterging, was immer auch die Menschen planten und taten. Jeden Tag ging die Sonne hinter den Buchenwäldern ihres Hauses auf, jeden Tag ging sie strahlend hinter den Hügeln im Westen unter. In jedem Frühling erblühten die Bäume in ihrem Garten aufs Neue, in jedem Frühling kehrten die Vögel, die sie so liebte, aus dem Süden zurück. Jahr für Jahr gebar die Natur neues Leben, liess es reifen und absterben. Auch der Mensch starb und wurde wieder geboren. Lous Glaube an dieses elementare Lebensgesetz blieb unerschüttert. Er hatte sie schon über die vielen Wechselfälle ihres Lebens hinweggetragen und würde sie schliesslich auch über das Leben selbst hinwegtragen. «Es mag geschehen, was will – ich verliere nie die Gewissheit, dass hinter mir Arme geöffnet sind, um mich aufzunehmen»<sup>69</sup>, bekannte sie, als sie während einer der zahlreichen Krankheiten ihrer letzten Jahre auf den Tod zu sprechen kam.

Sie war zuckerkrank und musste sich noch im hohen Alter einer schmerzlichen Operation wegen Brustkrebs unterziehen. Als feststand, dass diese Operation notwendig war, verliess sie still ihr Haus, ohne selbst ihren vertrautesten Freunden zu sagen, wohin sie ging und was ihr bevorstand. Erst nach ihrer Rückkehr aus dem Krankenhaus erzählte sie, was geschehen war. Der Gedanke, dass man sie bemitleidete, war ihr unerträglich; solange sie noch arbeiten konnte, bestand für sie kein Grund, den natürlichen Verfall des Körpers zu beklagen. Sie ersetzte die fehlende Brust mit einem Polster unter ihrem Seidenkleid und sagte mit einem leisen Lächeln: «Nietzsche hatte also doch recht. Jetzt habe ich eine falsche Brust.»<sup>70</sup> Still und in sich zurückgezogen ging Lou ihren Gedanken nach, ohne sich

jedoch vor der Welt zu verschliessen. Sie behandelte immer noch einige Patienten, empfing alte Freunde und führte eine ausgedehnte Korrespondenz. Ganz unbekannte Menschen, die ihre Bücher gelesen hatten, wandten sich an sie und baten um Auskunft und Rat. Besonders ihr früherer Roman *Ruth*, der die Héloïse-Abelard-Episode ihrer jugendlichen Liebe zu Gillot beschreibt, fand unter jungen Mädchen eifrige Leser. Manchmal schrieben sie ihr, bekannten, wie tief ihr Buch und das Schicksal ihrer Heldin sie berührt hätten, und fragten, ob sie sie besuchen dürften. Lou gab diesen Ansuchen nicht immer nach, aber wenn sie fühlte, dass es echte Not und nicht nur müssige Neugier war, was ihre unbekannteren Verehrerinnen in ihren Briefen bewegte, öffnete sie ihnen ihr Haus. So hatte ihre Freundschaft mit Ellen Delp und mit einer Anzahl anderer junger Mädchen begonnen.

Die Tochter einer bekannten Göttinger Professorenfamilie erzählt, dass sie sofort, als sie von Lou als der Autorin des Buches *Ruth* erfuhr, den sehnlichen Wunsch verspürte, die Verfasserin kennenzulernen. Heimlich machte sie sich auf den Weg, denn ihrer Familie zu gestehen, dass sie die «Hexe vom Hainberg» besuchen wolle, traute sie sich nicht. Die Güte und Herzlichkeit, mit der Lou sie aufnahm, beschämte sie tief, und noch ein Vierteljahrhundert später klingt Staunen und Bewunderung in ihrer Stimme, wenn sie der Offenheit gedenkt, mit der Lou alle ihre Fragen, selbst die intimsten, beantwortete.

«Sie erzählte mir alles damals – alles. Es war, als stünde sie nackt vor mir ohne das kleinste Zeichen der Verlegenheit. Sie hat mir sogar die Gillot-Briefe gezeigt, und ich habe sie heimlich des Nachts auf meinem Zimmer gelesen. Obgleich sie so viel älter war als ich, hatte ich nie das Gefühl, mit einer alten Frau zu sprechen. Sie war wie eine ältere Schwester und teilte alles mit mir, wie es Schwestern tun. Sie hat mir viel von den Männern erzählt, mit denen sie gereist ist und gelebt hat, und dass sie immer instinktiv wusste, wie weit sie gehen könnte. Ich war damals sehr jung und kam aus einer völlig anderen Welt – einer geschlossenen Welt – verglichen mit der offenen, in der Lou lebte. Ich habe sie sehr bewundert und sie hat mein Leben tief beeinflusst, ob im guten oder bösen Sinne, weiss ich nicht. Sie war eine so starke Persönlichkeit. Was für sie galt, galt nicht notwendigerweise für andere.»<sup>71</sup>

Aber nicht nur heranreifende Mädchen baten Lou um Rat, auch reife Männer und Frauen suchten sie auf. Junge Gelehrte traten an sie heran und erbaten Auskunft über Nietzsche oder Rilke oder wünschten Er-

klärungen zu psychoanalytischen Problemen. Von ihnen ist Viktor von Weizsäcker, der Begründer der medizinischen Anthropologie, zu nennen; er wandte sich in einer kritischen Periode seines Lebens an Lou: «Aber ich muss noch einer Frau gedenken, deren Bekanntschaft ich der Berührung mit der Psychoanalyse verdanke: es war Lou Andreas-Salomé. Um Weihnachten 1931 fiel mir ihr zu Freuds fünfundsiebzigstem Geburtstag geschriebenes Buch *Mein Dank an Freud* in die Hände. Der Eindruck war ein solcher, dass ich der Unbekannten einen Brief schrieb, der mir dann eine Korrespondenz, einen Besuch bei ihr und eine Ermutigung eintrug, die in eben jener Zeit der Angst, von der vorhin die Rede war, mich wahrhaft gestützt hat. Lou war damals siebzig Jahre alt, übte in Göttingen in aller Stille eine psychoanalytische Praxis aus und lebte das geheimnisvolle Leben einer Sibylle unserer Geisteswelt. Denn es ist der Welt bekannt, dass sie als junges Mädchen von Nietzsche geliebt worden war, der ihr mehrmals die Ehe angetragen hat. Ihr Buch über ihn ist eines der besten über sein Denken und sein Wesen geblieben. Lange Jahre hat sie dann Rilke sehr nahegestanden. Auch über Rilke schrieb sie ein schönes Buch. Schliesslich hatte sie Freuds Bekanntschaft und Belehrung gewonnen. Ihre Briefe waren von einem Spürsinn ohnegleichen eingegeben, und sie wusste wohl vom ersten Augenblick an, mit wem sie es zu tun hatte und wo meine Nöte ihre Wurzel hatten. Sie konnte mir vielleicht nicht helfen, aber sie verstand den Geist zu lieben und war erfahren in den Welten der Einsamkeit. Ihre auch in jener Schrift an Freud bekundete Freiheit gegenüber dem psychoanalytischen Schulbetrieb, ihre höchst persönliche Umformung der Doktrin kraft eigener Originalität hatten auf mich eine entlastende Wirkung. Man sah hier, dass man das, was wahr ist an einer Lehre, auch in andere Sprachen übersetzen kann. Das Weibliche und die Wärme ihrer Natur empfieng ich mit Dank, und es ist vielleicht kein Fehler, obwohl sicher ein Verlust, dass der anfangs so rege Austausch sich später verlor – sie hatte an mir eine Mission erfüllt, und ich hatte ihr dafür wohl nichts bieten können, was sie in ihrem hohen Alter noch gebraucht hätte. Die ausserordentliche Frau war noch immer blond und hatte den biegsamen Gang eines gleichsam wandelnden jungen Baumes; weniger monumental als Gertrud Bäumer oder Ricarda Huch, aber von anmutiger, suchender oder tastender Einfühlung in Menschen, ohne das allzu männliche Übergewicht einer werkschaffenden und planvollen Geistesarbeiterin. Meine Verehrung für Freud und meine Bewunderung seines Werkes bedurften einer Bestätigung niemals. Aber die Wirkung der Psychoanalyse hat etwas

von einer sich unerbittlich zuschnürenden Schlinge; man kann sich nicht mit ihr einlassen, ohne auch gleichsam Hilfe zu rufen oder wenigstens unablässig mit ihr zu ringen. Der seltene Fall, dass jemand diese Wissenschaft tief genug begriffen und doch eine eigene Persönlichkeit geblieben war, ist mir weder vor- noch nachher so hilfreich begegnet wie bei Lou Andreas-Salomé.»<sup>72</sup>

Wenn Lou in diesen Dämmerstunden über den Sinn ihres Lebens nachdachte, stieg ein Gefühl tiefer Dankbarkeit in ihr auf. Jetzt erkannte sie, dass dem anscheinend widerspruchsvollen Weg, den sie von ihrer Kindheit in Russland bis zu ihrer Zuflucht am Hainberg zurückgelegt hatte, ein grosser Plan zugrunde lag, und wie Lynkeus, der Türmer in Goethes *Faust*, erblickte sie in allen Dingen «die ewige Zier». In einer Welt, die unaufhaltsam der Vermassung und der Mechanisierung zutrieb, war es ihr gelungen, ihre Eigenart zu bewahren und sich selbst treu zu bleiben – allen Mächten der gesellschaftlichen und moralischen Normierung zum Trotz. Diese Tatsache erschien ihr wichtig genug, um ein öffentliches Bekenntnis abzulegen. Nicht etwa, weil sie glaubte, ihr Leben sei beispielhaft gewesen und könne anderen als Vorbild dienen. Auch nicht, um ihre innersten Geheimnisse nach der Art Rousseaus den Blicken der Neugierigen preiszugeben, sondern einfach, um ihr Leben als Phänomen im Geiste Luthers darzustellen: «Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir.» *Lebensrückblick* nannte sie dieses ihr letztes Buch. Es ist eine autobiographische Reflexion, eine Lebensschau, oder mit ihren eigenen Worten: *Der Grundriss einiger Lebenserinnerungen*. Es ist ein merkwürdiges, nicht leicht lesbares Buch, weil es in einem sehr verflochtenen, dunklen Stil geschrieben ist, einem Stil, der Lous Gedanken eher zu verhüllen als zu offenbaren scheint. Und doch ist es ein faszinierendes Buch, so ganz verschieden von den meisten Lebenserinnerungen, da es keiner chronologischen Entwicklung folgt. Die vergängliche Zeit scheint ihr unwichtig gewesen zu sein. Sie schildert einfach eine Reihe grundlegender Lebenserfahrungen: das Erlebnis Gott, das Erlebnis der Liebe, das Erlebnis Russland und das Erlebnis Freud. Wie die Speichen eines Rades sind alle diese Erlebnisse in einem Mittelpunkt verankert, Lous innerster Erfahrung: der «Einheit des Seins» oder «Alleinheit», wie sie es nennt<sup>73</sup>. Mit einer mystisch anmutenden Leidenschaftlichkeit suchte sie diese Einheit zu verstehen, zu erfassen, zu erleben.

«Eben noch waren wir alles, unabgeteilt, war unabteilbar von uns irgendwelches Sein – da wurden wir ins Geborenwerden gedrängt, wurden zu

einem Restteilchen davon .. »<sup>74</sup> So sei unsere erste Erinnerung ein Schock, ausgelöst dadurch, dass wir vom Urgrund des Lebens abgerissen und in ein indifferentes Universum hineingeworfen wurden.

«Weiss die Natur noch den Ruck,  
da sich ein Teil der Geschöpfe  
abriss vom stätigen Stand?»<sup>75</sup>

heisst es in einem Rilkeschen Gedicht. Zunächst fänden wir Geborgenheit in der elterlichen Liebe und suchten die Kluft zwischen unserer ursprünglichen Ganzheit und unserem abgetrennten Jetzt in der Phantasiewelt unserer Kindheit zu überbrücken, in der noch alles vertauschbar sei: Tiere und Bäume und Puppen und Menschen. Wenn wir religiös geartet seien, nannten wir diese allumfassende Kraft Gott und hätten zu ihm ein so freies und natürliches Verhältnis wie zu unseren Eltern. So erging es Lou. Gott war ihr keine von aussen eingesetzte Idee, sondern ihre eigene Schöpfung, das Bindeglied zwischen ihr und der übrigen Welt, ein allwissender, allverzeihender, allmächtiger Vater. Als er plötzlich entschwand, als die Kluft zwischen der eingebildeten Ganzheit und der Wirklichkeit ihrer Existenz aufgerissen wurde – sie erwähnt den bestürzenden Eindruck, den Spiegel auf ihr junges Denken machten –, da war sie zuerst verstört und trauerte ihm nach wie einem verlorenen Paradies. Ihre Versuche scheiterten, einen geistigen Ersatz für den Gott ihrer Kindheit zu finden; da es feige gewesen wäre, einen Gott nur vorzugeben, verliess sie die Kirche und kehrte nie wieder zu ihr zurück. Das Wissen um die Gottlosigkeit des Universums liess sie jedoch nicht verzweifeln, im Gegenteil: es erfüllte sie mit einem tiefen Mitgefühl für alle Kreatur, denn waren nicht alle Lebewesen vom Urgrund des Seins losgerissen und gezwungen, ohne Gottes schützende Gegenwart zu leben? Trieben sie nicht alle ankerlos inmitten gleichgültiger Sterne? Auf Grund solcher Einsichten entwickelte Lou eine unvergängliche, tiefe Ehrfurcht vor allem Leben und ein grosses Verlangen, seinen Wurzeln so nahe wie möglich zu kommen. Ihre geistigen Interessen als Schriftstellerin und als Psychoanalytikerin dienten diesem Ziel, und das gleiche galt für ihre Freundschaften.

Was der Mystiker «Vereinigung mit Gott» nennt, nannte Lou «Einheit des Seins»; sucht der Mystiker diese Einheit durch Gebet und Meditation zu erreichen, so suchte sie es in der Liebe. Das Verlangen nach «vollkommener Vereinigung» war die treibende Kraft ihres Liebeslebens. Ihre Ehr-

furcht vor dem Leben machte sie zur Vertrauten von Blumen und Tieren. Ziel ihres Denkens war es, die Erscheinungswelt zu durchdringen und zu erkennen, «was die Welt im Innersten zusammenhält». Ihr Gefühl, mit allem unlösbar verbunden zu sein, was kreatürlich ist, übte einen beherrschenden Einfluss auf sie aus. Sowohl ihr Mut wie ihre Demut, ihr Forscherwille wie ihr Ruhen in sich selbst wurzelten in diesem Gefühl: wenn man fühlt, dass man nur eine winzige Welle im Meer des Lebens ist, wird man bescheiden und unterwirft sich dem Schicksal, gleichzeitig aber wächst der Mut, da man sich, was immer auch geschieht, vom grossen Strom des Lebens getragen weiss. In diesem Geiste wählte sich Lou als Motto ihres Lebens den Spruch: «Alles dürfen – nichts bedürfen.»<sup>76</sup>

Ihre persönlichen Bedürfnisse waren nie sehr gross gewesen; in ihren letzten Jahren führte sie ein ausserordentlich bescheidenes Dasein. Sie ging nicht mehr auf Reisen, verbrachte den grössten Teil ihrer Zeit im Haus, im Garten oder auf einsamen Spaziergängen in den Buchenwäldern am Hainberg. Ihre einfachen vegetarischen Mahlzeiten nahm sie allein auf ihrem Zimmer ein. Am gesellschaftlichen Leben Göttingens hatte sie nie teilgenommen, und durch den Tod ihres Mannes war die ohnehin sehr lose Verbindung mit der Universität abgerissen. Sie war jetzt wirklich allein, eine Aussenseiterin und eine Einsiedlerin, fast eine Fremde in ihrem eigenen Haus, denn mit den Menschen im Erdgeschoss hatte Lou nichts gemeinsam. Es ist daher verständlich, dass sie sich während ihrer Arbeit am *Lebensrückblick* Gedanken machte über das Schicksal ihres literarischen Nachlasses, ihrer Bücher, Manuskripte und Briefe. Da waren zum Beispiel die teils unveröffentlichten, von Freund und Feind heissbegehrten Briefe Nietzsches. Sie hatte sie die langen Jahre hindurch sorgsam aufbewahrt, entweder in ihrem Banksafe in Göttingen oder bei ihrem Neffen Franz Schoenberger in München, der schriftstellerisch tätig war und als ihr literarischer Nachlass Verwalter prädestiniert schien. Durch Hitlers Machtergreifung wurde er gezwungen, ins Exil zu gehen, und Lou verlor *den* Menschen, der ihr am besten hätte raten können, was mit Nietzsches Briefen zu tun sei. War es klug, sie jetzt, wo Nietzsche zum Schutzheiligen des Dritten Reiches proklamiert worden war, zu veröffentlichen? Lou wusste, dass Hitler ihre Erzfeindin Elisabeth Förster-Nietzsche in Weimar besucht hatte. Wie würde sie reagieren, wenn Lou jetzt Nietzsches Briefe, vor allem auch jenes berühmte Luzerner Foto, veröffentlichte, jenes Bild, das den «arischen» Philosophen, den Karren einer «finnischen Jüdin» ziehend, darstellte. Lange zögerte Lou. Als sie sich endlich doch entschloss, die Briefe

und die Fotografie dem jungen Nietzsche-Forscher Erich Podach zur Veröffentlichung zu überlassen, tat sie es vielleicht aus Furcht, dass die Erinnerungen nach dem Tod ihrer Bewahrerin – unveröffentlicht – vernichtet würden. Dass Elisabeth, die alles zur Verfälschung ihrer Beziehungen mit Nietzsche getan hatte, dazu fähig war, kann Lou kein Geheimnis gewesen sein.

Und was sollte aus ihrer umfangreichen Korrespondenz mit Rilke werden? Sie Rilkes Tochter Ruth zu überlassen, die zusammen mit ihrem Mann, Dr. Carl Sieber, in Weimar ein Rilke-Archiv eingerichtet hatte, schien Lou nicht ratsam zu sein, denn sie wusste, dass man auf sie und ihr Rilke-Buch in Weimar nicht gut zu sprechen war. Die Verwandten des Dichters erhoben vor allem gegen ihre Feststellung Einspruch, Rilke habe auf seinem Sterbebett «Aber die Höllen» gesagt, eine Äusserung, aus der einige Rilke-Interpreten den Schluss zogen, der Dichter hätte am Ende seines Lebens seinen Glauben an das «Hiersein ist herrlich» verloren. Um diesen Eindruck zu korrigieren und Rilke bis zuletzt als Lebensbejaher darzustellen, wurde Lou von Ruth Sieber-Rilke und deren Gatten zu einem öffentlichen Widerruf gezwungen. Am 8. März 1936 erschien in der Zeitschrift *Deutsche Zukunft* folgende Mitteilung:

«In dem Buch von Frau Lou Andreas-Salomé *Rainer Maria Rilke* (Leipzig 1928) stehen auf Seite 113 als Mitteilung Rilkes vom Sterbebett an Frau Andreas die Worte: ‚Aber die Höllen! Es ist der Eindruck entstanden, als handle es sich hier um das letzte Wort Rilkes, und dieser Auffassung folgend ist dieser Ausspruch schon in verschiedenen Werken über Rilke im Sinne eines Widerrufs seiner letzten Erkenntnisse gebraucht worden. Nach Mitteilung von Frau Lou Andreas handelt es sich aber keineswegs um ‚ein letztes Worte Rilkes. Rilke hat dieses Wort überhaupt nicht gesprochen, sondern, wie Frau Andreas uns schreibt, sei es in ihr Buch über ihn gekommen, ‚weil es mit so vielen Erinnerungen an unsere Gespräche zusammenhängte. Mit ‚letztes Worte oder dergleichen hat es nichts zu tun. Um weiteren Missbrauch des Wortes vorzubeugen, stellen wir dies ausdrücklich fest. Weimar, im Februar 1936. Ruth Sieber-Rilke. Dr. Carl Sieber.»<sup>77</sup>

Ruth und Dr. Sieber ahnten nicht, dass im letzten Brief, den der sterbende Dichter seiner Freundin aus der Schweiz geschrieben hatte, das ergreifende Geständnis steht:

«Und jetzt, Lou, ich weiss nicht wie viel Höllen, du weisst wie ich den Schmerz, den physischen, den wirklich grossen in meine Ordnungen unter-

gebracht habe, es sei denn als Ausnahme und schon wieder Rückweg ins Freie. Und nun. Er deckt mich zu. Er löst mich ab. Tag und Nacht!

Woher den Mut nehmen?

Liebe, liebe Lou, der Arzt schreibt Dir, Frau Wunderly schreibt Dir ...

Aber. Die Höllen.»<sup>78</sup>

Weil Lou nicht am Ende ihres Lebens noch einmal in einen Streit verwickelt werden wollte, leistete sie den erzwungenen Widerruf. Aber sie beschloss auch, Rilkes Briefe nicht in die Hände seiner Verwandten zu geben.

An diesem letzten kritischen Punkt ihres Lebens kam ihr abermals das Schicksal zu Hilfe und führte ihr zwei junge Männer zu: jung, verglichen mit Lou: sie waren vierzigjährig, während Lou am Anfang der Siebziger stand; sie suchten ihren Rat und wurden der Trost ihres Lebensabends. Beide leben noch, so dass eine umfassende Darstellung ihrer Rolle in Lous Leben verfrüht wäre. Andererseits wäre es eine Unterlassung, sie überhaupt nicht zu erwähnen. Diese Besucher wiederholen ein Grundverhältnis, das mit Lous Kindheit begonnen hatte; das Leben nämlich als einziges Mädchen in einem Kreis von Brüdern. Ihr ganzes Leben hindurch ist dieses Grundverhältnis in verschiedenen Abwandlungen wiedergekehrt. Einer ihrer Besucher, Dr. Josef König, Professor emeritus der Philosophie an der Universität Göttingen, bedarf nur einer kurzen Erwähnung. Seine Besuche gaben Lou Gelegenheit, über die Themen zu sprechen, für die sie sich schon von Jugend an lebhaft interessierte: über den Begriff des Seins, das Problem der Erkenntnis, die Situation und Bedingtheit des Menschen. Philosophische Spekulationen waren ihr Lebensnotwendigkeit, kein blosses Glasperlenspiel. Indem ihr der «junge Mann» von den Bestrebungen der modernen Philosophie erzählte, nicht irgendein rationales System, sondern die menschliche Existenz in den Mittelpunkt des Denkens zu stellen, mag sie an ihre leidenschaftlichen Gespräche mit Nietzsche gedacht haben, an Rées tragisches Schicksal oder an ihr eigenes Interesse für Kierkegaard. Neue Namen tauchten jetzt auf, aber ihr sagten sie nichts Neues. Wenn Jaspers und Heidegger betonten, dass durch die Angst der Mensch einen Einblick in seine authentische Existenz gewinnen könne, so stimmte Lou mit ganzem Herzen zu, denn nicht umsonst hatte sie Nietzsche und Rilke nahegestanden. Auch sie war der Meinung, dass der Mensch in solchen flüchtigen Augenblicken den Hintergrund jenes Seins ahnt, dem alles entspringt. Ihr ganzes Leben und Denken war dieser Einsicht gewidmet und ist nur von ihr aus zu verstehen. In ihrem Freud-Buch hatte sie geschrieben:

«Menschenleben – ach! Leben überhaupt – *ist* Dichtung. Uns selber unbewusst leben *wir* es, Tag um Tag wie Stück um Stück, in seiner unantastbaren Ganzheit aber lebt *es*, dichtet es *uns*.»<sup>79</sup> Mehr braucht nicht gesagt zu werden.

Viel tiefer und komplexer war Lous Beziehung zu Ernst Pfeiffer, dem vertrautesten Freund ihrer letzten Jahre.

Seinen eigenen Erzählungen zufolge suchte Pfeiffer Lou anfangs der dreissiger Jahre in ihrer Göttinger Wohnung auf, um bei ihr Hilfe für einen gemütskranken Freund zu erbitten. Sie schlug vor, er solle die Behandlung selbst übernehmen, erklärte sich aber bereit, ihn in die Freudsche Heiltechnik einzuweihen. Dass sie ihn einer regelrechten Lehranalyse unterzogen hat, ist kaum anzunehmen, viel wahrscheinlicher ist, dass sie ihn ermutigte, ihr sein keineswegs leichtes Lebensschicksal zu erzählen. Damit trat jene enge Beziehung ein, die zwischen einem Analytiker und seinen Patienten nicht selten ist: es kam zur Übertragung. Indem er Lou sein Leben erzählte, wurde Pfeiffer immer enger an Lou gebunden. Denn sie gab ihm, was er bisher vergeblich gesucht hatte: ein Lebensziel.

Podach berichtet, dass Lou Pfeiffer nicht erwähnte, als er sie am Tage des Reichstagsbrandes zum letzten Male persönlich sah. Nach einer anderen Quelle sprach Lou selbst Mitte 1935 noch nicht von Pfeiffer. Ihre Freundschaft kann also höchstens drei bis vier Jahre gedauert haben, was ihrer Intensität jedoch keinen Abbruch tut.

Eine Freundschaft dieser Art beruht immer auf Gegenseitigkeit. Wenn Pfeiffer Lou brauchte, so brauchte sie auch ihn. Sie vergalt seine Offenheit mit einer gleichen Offenheit, erzählte ihm die Geschichte ihres Lebens, las ihm Kapitel aus dem *Lebensrückblick* vor oder überliess ihm das Vorlesen, um ihre Augen zu schonen. Etwa zweieinhalb Jahre vor ihrem Tod machte sie ihm in einer spontanen Handlung ihren gesamten literarischen Nachlass zum Geschenk und stellte ihm anheim, was zu veröffentlichen, was zu vernichten sei. Es war eine grossmütige Geste, die aber ganz mit Lous Persönlichkeit in Einklang stand. Sie wusste, dass niemand liebevoller und sorgsamer mit ihren Briefen und Manuskripten umgehen würde als dieser Freund ihrer Altersjahre. Sie wusste, dass er ihr auch nach ihrem Tode zugetan sein würde, und darin hatte sie sich nicht getäuscht. In den letzten Monaten ihres Lebens, als sie auf Grund einer Urämie zusehends an Kräften verlor, besuchte Pfeiffer sie fast täglich. Als ein getreuer Paladin sass er an ihrem Bett und suchte sie von ihren Schmerzen abzulenken, indem er ihr mit leiser Stimme aus dem *Lebensrückblick*

vorlas. Manchmal unterbrach ihn Lou mit den Worten: «Ja, so würde ich es auch heute noch sagen.» Einmal blickte sie plötzlich auf und sagte in erstauntem Ton: «Ich habe eigentlich mein ganzes Leben gearbeitet, schwer gearbeitet – warum eigentlich, wozu eigentlich?» Und als es zu Ende ging, murmelte sie mit geschlossenen Augen und wie zu sich selbst sprechend: «Wenn ich meine Gedanken ziehen lasse, finde ich keinen Menschen ... Das Beste ist doch der Tod.»<sup>80</sup>

Sie starb im Schlaf, am Abend des 5. Februar 1937. Nur König und Pfeiffer begleiteten sie auf ihrer letzten Reise von Göttingen zum Krematorium in Hannover. Sie hatte darum gebeten, dass man ihre Asche in ihrem Garten verstreuen möge. Und das wäre in der Tat ein würdiger Abschluss für ein Leben gewesen, das erfüllt war von der gläubigen Hoffnung: Wir kehren am Ende zu unseren Wurzeln zurück. Aber es sollte nicht sein, denn das Verstreuen menschlicher Asche ist in Deutschland verboten. Sie musste in einer Urne bewahrt und in geweihter Erde bestattet werden. Und so geschah es auch. Die Urne mit Lous Asche wurde im Grab ihres Mannes auf dem Göttinger Stadtfriedhof beigesetzt. Kein Denkstein kennzeichnet die Stelle, doch fügte es das Schicksal, dass Lou selbst im Tode noch an Andreas gebunden blieb.

## ANHANG

## NACHWORT ZUR DEUTSCHEN AUSGABE

Nach dem Erscheinen der amerikanischen Ausgabe meines Buches MY SISTER MY SPOUSE: A Biography of Lou Andreas-Salomé am Ende des Jahre 1962 erhob sich die Frage einer deutschen Übersetzung, denn vieles sprach dafür, dass dieses Buch den deutschen Leserkreis noch mehr ansprechen würde als den amerikanischen, bei dem es eine sehr erfreuliche Aufnahme fand. Auch fehlte es nicht an Verlagen, die sich um die deutschen Rechte bemühten. Es stellte sich jedoch heraus, dass eine wörtliche Übersetzung aus dem Englischen weder dem Gegenstand dieses Buches noch seinem Verfasser gerecht wurde. Es ist hier nicht der Platz, dafür die einzelnen Gründe anzugeben und aufzuzeigen, warum sich die stilistischen Äquivalente der englischen Fassung nur sehr schwer ins Deutsche übertragen liessen. So folgt der vorliegende Text dem englischen Original nur lose, weicht in manchem davon ab und ist besonders bei den Rilke- und Freud-Kapiteln bedeutend erweitert worden. Das Lou-Bild ist durch diese Ergänzungen nicht so sehr verändert, vielmehr vertieft worden. Zu der Einsicht, dass eine solche Vertiefung dem deutschen Leser willkommen sein würde, habe ich mich nur langsam durchringen können, da ich nach den jahrelangen Bemühungen um den englischen Text das Lou-Kapitel als abgeschlossen betrachtete und auch nicht jene Mentalität unterstützen wollte, die auf das Amerikanische von vornherein als etwas für europäische Begriffe weniger Tiefes herabblickt.

Besonderen Dank schulde ich Frau Ellen Delp, die den englischen Text überprüft und mir einige sehr wertvolle Winke für die deutsche Fassung gegeben hat. Unter den heute noch lebenden Freunden Lous ist sie eine der wenigen, die sich rühmen darf, Lou nicht nur geistig, sondern menschlich nahegestanden zu haben. Ihr Zuspruch und Rat folgte mir an die Westküste der Vereinigten Staaten, wo dieses Buch entstand, und war mir eine Quelle reiner Freude.

Neahkahnie, Oregon  
Juni 1964

H. F. PETERS

## DIE SCHRIFTEN VON LOU ANDREAS-SALOMÉ

### SELBSTÄNDIGE VERÖFFENTLICHUNGEN

- 1 *Im Kampf um Gott* von Henri Lou, Leipzig-Berlin: W. Friedrich, 1885
- 2 *Hendrik Ibsens Frauengestalten*, Jena: Eugen Diederichs, 1892
- 3 *Friedrich Nietzsche in seinen Werken*, Wien: Carl Conegen, 1894
- 4 *Ruth*, Stuttgart: Cotta, 1895
- 5 *Aus fremder Seele*, Stuttgart: Cotta, 1896
- 6 *Fenitschka. Eine Ausschweifung*, Stuttgart: Cotta, 1898
- 7 *Menschenkinder*, Stuttgart-Berlin: Cotta, 1899
- 8 *Ma. Ein Porträt*, Stuttgart-Berlin: Cotta, 1901
- 9 *Im Zwischenland*, Stuttgart-Berlin: Cotta, 1902
- 10 *Die Erotik*, Frankfurt/Main: Rütten & Loening, 1910
- 11 *Drei Briefe an einen Knaben*, Leipzig: Kurt Wolff, 1917
- 12 *Das Haus*, Berlin: Ullstein, 1919
- 13 *Die Stunde ohne Gott, und andere Kindergeschichten*, Jena: Eugen Diederichs, 1922
- 14 *Der Teufel und seine Grossmutter*, Jena: Eugen Diederichs, 1922
- 15 *Rodinka*, Jena: Eugen Diederichs, 1923
- 16 *Rainer Maria Rilke*, Leipzig: Insel, 1928
- 17 *Mein Dank an Freud*, Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1931
- 18 *Lebensrückblick*, Hrsg. von Ernst Pfeiffer, Zürich: Max Niehans; Wiesbaden: Insel, 1951
- 19 *Rainer Maria Rilke – Lou Andreas-Salomé, Briefwechsel*, Hrsg. von Ernst Pfeiffer, Zürich: Max Niehans; Wiesbaden: Insel, 1952
- 20 *In der Schule bei Freud*, Hrsg. von Ernst Pfeiffer, Zürich: Max Niehans, 1958

### BEITRÄGE IN ZEITSCHRIFTEN UND ZEITUNGEN

- 21 «*Die Wildente I*», Freie Bühne, 10. Sept. 1890
- 22 «*Die Wildente II*», dass., 17. Sept. 1890
- 23 «*Friedrich Nietzsche*», Vossische Zeitung, Sonntag Nr. 2-4, 1891
- 24 «*Ein holländisches Urteil über moderne deutsche Dramen*», Freie Bühne, 3. Juni 1891

- 25 «*Ein holländisches Urteil über moderne deutsche Dramen*», dass., 10. Juni 1891
- 26 «*Der Realismus in der Religion I*», dass., 14. Okt. 1891
- 27 «*Der Realismus in der Religion II*», dass., 21. Okt. 1891
- 28 «*Der Realismus in der Religion III*», dass., 4. Nov. 1891
- 29 «*Gottesschöpfung*», dass., Febr. 1892
- 30 «*Zum Bilde Friedrich Nietzsches*», dass., März 1892
- 31 «*Zum Bilde Friedrich Nietzsches II*», dass., Mai 1892
- 32 «*Ein Apokalyptiker (Die Wiederkunftslehre Friedrich Nietzsches)*», Magazin für Literatur, Okt. 1892
- 33 «*E. Mariot*» (Emilia Mataja), Vossische Zeitung, Sonntag Nr. 31-34, 1892
- 34 «*C. Schubin*» (Lola Kirchner), dass., Sonntag Nr. 2-3, 1892
- 35 «*Harnack und das Apostolikum*», Freie Bühne, Bd. 3, 1892
- 36 «*Ideal und Askese*», Zeitgeist, Berlin, Nr. 20, 1893
- 37 «*Ibsen, Strindberg, Sudermann*», Freie Bühne, Bd. 4, 1893
- 38 «*Die Düse*», dass.
- 39 «*Hanna Jager, Ein Nachwort*», dass.
- 40 «*Der Talisman*», dass.
- 41 «*Ein Frühlingstraum*», dass.
- 42 «*Hartlebens Erziehung zur Ehe*», dass.
- 43 «*Hannele*», dass.
- 44 «*Von der Bestie zu Gott*», Neue Deutsche Rundschau, Bd. 5, 1894
- 45 «*Probleme des Islam*», Vossische Zeitung, Sonntag Nr. 29-30, 1894
- 46 «*Vom Ursprung des Christentums*», dass., Nr. 51, 1895
- 47 «*Winterlaub*», Die Frau, April 1895
- 48 «*Ricarda Huch: Erinnerungen von Ludolf Urslen dem Jüngern*», dass., Okt. 1895
- 49 «*Kampfruf*», dass., Febr. 1896
- 50 «*Jesus der Jude*», Neue Deutsche Rundschau, Bd. 7, 1896
- 51 «*Skandinavische Literatur*», Cosmopolis, Bd. 4, 1896
- 52 «*Abteilung: Innere Männer*», dass., Bd. j, 1897
- 53 «*Russische Dichtung und Kultur I*», dass., Aug. 1897
- 54 «*Russische Dichtung und Kultur II*», dass., Sept. 1897
- 55 «*Aus der Geschichte Gottes*», Neue Deutsche Rundschau, Dez. 1897
- 56 «*Die russischen Heiligenbilder und ihr Dichter*», Vossische Zeitung, Sonntag Nr. 2, 1898
- 57 «*Leo Tolstoi, unser Zeitgenosse*», Neue Deutsche Rundschau, Nov. 1898
- 58 «*Russische Philosophie und semitischer Geist*», Die Zeit, 11. Jan. 1898
- 59 «*Religion und Kultur*», dass., 2. April 1898
- 60 «*Vom religiösen Affekt*», Die Zukunft, 23. April 1898
- 61 «*Missbrauchte Frauenkraft*», Die Frau, Juni 1898
- 62 «*Mädchenreigen*», Cosmopolis, Sept. 1898

- 63 «*Physische Liebe*», Die Zukunft, 29. Okt. 1898
- 64 «*Adine Gemberg: Der dritte Bruder*», Das Literarische Echo, 1. Nov. 1898
- 65 «*S. Hochstetter: Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung*», dass., 15. Nov. 1898
- 66 «*Thomas P. Krag: Die eiserne Schlange*», dass., 1. Jan. 1899
- 67 «*Ein Wiedersehen*», Die Frau, Febr. 1899
- 68 «*Grundformen der Kunst*», Pan, Febr. 1899
- 69 «*Ketzereien gegen die moderne Frau*», Die Zukunft, ix. Febr. 1899
- 70 «*Vom Kunststafekt*», dass., Mai 1899
- 71 «*Erleben*», Die Zeit, 19. Aug. 1899
- 72 «*Der Mensch als Weib (Ein Bild im Umriss)*», Neue Deutsche Rundschau, Bd. 10, 1899
- 73 «*Ellen Key Essays*», Das Literarische Echo, 1. Okt. 1899
- 74 «*Friedrich Nietzsche i hans Voerker*», Samtiden, Nov.-Dez. 1899
- 75 «*Russische Geschichten*», Die Zeit, 9. Dez. 1899
- 76 «*Zurück ans All*», Die Romanwelt, Bd. 1, 1899
- 77 «*Zurüde ans All*», dass., Bd. 2
- 78 «*Zurück ans All*», dass., Bd. 3
- 79 «*Der Egoismus in der Religion*» (in Arthur Dix, Der Egoismus, S. 385 ff.), 1899
- 80 «*Wilhelm Bölsche: Vom Bazillus zum Affenmenschen*», Das Literarische Echo, 15. Jan. 1900
- 81 «*Die Schwester*», Die Roman weit, 27. Okt. 1900
- 82 «*Gedanken über das Liebesproblem*», Neue Deutsche Rundschau, Bd. 11, 1900
- 83 «*Zur Würdigung des Michael Kramer*», Der Lotse, Hamburg, Bd. 1, 1901
- 84 «*Alter und Ewigkeit*», Die Zukunft, 26. Okt. 1901
- 85 «*An den Kaiser*», Die Gesellschaft, Juni 1901
- 86 «*Der Graf von Charolais*», Die Zukunft, Bd. 50, 1905
- 87 «*Das Glashüttenmännchen*», dass., Bd. 54, 1906
- 88 «*Frühlingserwachen*», dass., Bd. 58, 1907
- 89 «*Vier Kammerspiele*», Die Schaubühne, 20., 27. Febr., 5. März 1908
- 90 «*Lebende Dichtung*», Die Zukunft, 22. Febr. 1908
- 91 «*Die Russen*», Die Schaubühne, 23. Sept. 1909
- 92 «*Der Lebensbund*», Die Neue Generation, Okt. 19x0
- 93 «*Das Kindlein von Erika Rhenisch*», Das Literarische Echo, 15. Sept. 1911
- 94 «*Im Spiegel*», dass., 15. Okt. 1911
- 95 «*Eine Nacht*», Geistiges Leben, Mai 1912
- 96 «*Marie Luise Enkendorff: Realität und Gesetzlichkeit im Geschlechtsleben*», Das Literarische Echo, 1. Sept. 1912
- 97 «*Elisabeth Siewert*», dass., 15. Sept. 1912
- 98 «*Von Paul zu Pedro*», Die Neue Generation, Okt. 1912
- 99 «*Vom Kunststafekt*», Deutsche Monatsschrift für Russen, Juli 1912

- 100 «*Aus dem Briefwechsel Leo Tolstois*», Das Literarische Echo, Okt. 1913
- 101 «*Vom frühen Gottesdienst*», Imago, Bd. II, Nr. 5, 1913
- 102 «*Zum Typus Weih*», dass., Bd. III, Nr. 1, 1914
- 103 «*Kind und Kunst*», Das Literarische Echo, 1. Okt. 1914
- 104 «*Seelchen, eine Weihnachtsgeschichte*», Velhagen und Klasings Monatshefte, Bd. 28, 1914
- 105 «*Seelchen, eine Ostergeschichte*», dass.
- 106 «*Das Bündnis zwischen Tor und Ur*», dass.
- 107 «*Zum Bilde Strindbergs*», Das Literarische Echo, 1. März 1915
- 108 «*Bericht über einen Weihnachtsmann*», Velhagen und Klasings Monatshefte, Bd. 29, 1913
- 109 «*Anal und sexual*», Imago, Bd. IV, Nr. 5, 1915
- 110 «*Angela Langer*», Das Literarische Echo, Bd. 19, 1916
- 111 «*Expression*», dass., 1. April 1917
- 112 «*Psychosexualität*», Zeitschrift für Sexualwissenschaft, April-Juni 1917
- 113 «*Luzifer: Eine Phantasie über Ricarda Huchs Buch «Luthers Glaube»*», Die Neue Generation, Mai 1917
- 114 «*Nadja Strassers Russin*», Die Neue Rundschau, Aug. 1917
- 115 «*Die Psychosexualität*», Das Literarische Echo, 1. Sept. 1917
- 116 «*Karl Nötzels Tolstoi*», dass., 1. Aug. 1918
- 117 «*Dichterischer Ausdruck*», dass., 15. Dez. 1918
- 118 «*Der russische Intelligent*», Die Neue Rundschau, Jan. 1919
- 119 «*Leopold von Wiese: Strindberg*», Das Literarische Echo, 1. März 1919
- 120 «*Des Dichters Erleben*», Die Neue Rundschau, März 1919
- 121 «*Der geistliche Russe*», Der Neue Merkur, Nov. 1919
- 122 «*Agnes Hennigsen*», Das Literarische Echo, 15. Jan. 1920
- 123 «*Nikolaus Leskow: Die Kleriserei*», dass., 15. April 1920
- 124 «*Isolde Kurz: Im Traumland*», dass., 15. Mai 1920
- 125 «*Unser Anteil an Dostojewskij und Tolstoi*», Vossische Zeitung, 23. Juli 1920
- 126 «*Kurt Engelbrecht: Dieckmanns Denkwürdigkeiten und Erinnerungsbücherei, Bd. I, Die Liebe*», Das Literarische Echo, 1. Aug. 1920
- 127 «*Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens*», dass., 1. Sept. 1920
- 128 «*Waldemar Bonseis*», dass., 1. Okt. 1920
- 129 «*Michael Saltykow-Schtschedrin: Satiren*», dass., 1. Nov. 1920
- 130 «*Gustav Landauer: Der werdende Mensch*», dass., 1. Dez. 1921
- 131 «*Russische Romantik*», Romantik, Bd. j/6, 1921
- 132 «*Narzissmus als Doppelrichtung*», Imago, Bd. VII, Nr. 4, 1921
- 133 «*Die Geschwister*», Deutsche Rundschau, Bd. 189, 1921
- 134 «*Tendenz und Form russischer Dichtung*», Das Literarische Echo, 1. Jan. 1922
- 135 «*Eros*», Faust, Berlin, Bd. 1, 1923
- 136 «*Zum 6. Mai 1926 (Freuds 70. Geburtstag)*», Almanach des psychoanalytischen Verlegers, Wien 1927

- 137 «Was daraus folgt, dass man nicht die Frau geworden ist, die den Vater totgeschlagen hat», dass., 1928  
138 «Rilke und Russland», Russische Blätter, Nr. I, Okt. 1928  
139 «Der Kranke hat immer recht», Almanach des psychoanalytischen Verlegers, Wien 1933

### UNVERÖFFENTLICHTE MANUSKRIPTE

- 140 *Die Russlandreise*, 1900  
141 *Der Stiefvater, ein Spiel in drei Akten*, 1925-1930  
142 *Die Tarnkappe, ein M'drchenspiel* [undatiert]  
143 *Jutta*, Roman, begonnen 1921

## QUELENNACHWEISE

Zitate, die auf privaten Mitteilungen beruhen, sind mit p. M. gekennzeichnet. Sämtliche Publikationen werden bei ihrer ersten Nennung vollständig, im folgenden mit einem Kurztitel zitiert.

### VORWORT UND ERSTER TEIL: EINE KINDHEIT IN RUSSLAND 1861-1880

- 1 p. M.
- 2 Poul Bjerre, p. M.
- 3 Dieter Bassermann, *Neue Schweizer Rundschau*, Jg. 1932, S. 55
- 4 p.M.
- 5 Helene Klingenberg, *Deutsche Monatsschrift für Russland*, 1912, S. 237
- 6 Rainer Maria Rilke – Lou Andreas-Salomé, *Briefwechsel*, Hrsg. v. Ernst Pfeiffer, Zürich-Wiesbaden 1952, S. 50
- 7 p.M.
- 8 LAS, *Mein Dank an Freud*, Wien 1931, S. 14
- 9 Friedrich Hölderlin, *Sämtl. Werke*, Grosse Stuttgarter Ausgabe, Bd. 2, 1, Stuttgart 1951, S. 143
- 10 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 240
- 11 LAS, *Lebensrückblick*, Hrsg. v. Ernst Pfeiffer, Zürich 1951, S. 73
- 12 *dass.*, S. 56
- 13 *dass.*, S. 17
- 14 *dass.*, S. 59
- 15 *dass.*, S. 39
- 16 *dass.*, S. 33
- 17 *dass.*, S. 32
- 18 *dass.*, S. 33
- 19 *dass.*, S. 73
- 20 *dass.*, S. 34
- 21 *dass.*, S. 14
- 22 *dass.*, S. 13
- 23 LAS, *Mein Dank an Freud*, S. 60
- 24 LAS, *Lebensrückblick*, S. 73
- 23 *dass.*, S. 76
- 26 *dass.*, S. 68
- 27 LAS, *Im 7. wischenland*, Stuttgart, Berlin 1902, S. 31

- 28 Leroy – Beaulieu, *The Empire of the Tsars and the Russians*, Teil I  
«The Country and its Inhabitants», New York 1905, S. 212
- 29 *dass.*, S. 213
- 30 *dass.*, S. 211 Fussnote
- 31 LAS, *Rodinka*, Jena 1923, S. 218
- 32 Gertrud Bäumer, *Gestalt und Wandel, Frauenbildnisse*, Berlin-Grunewald  
1939, S. 484
- 33 LAS, *Rodinka*, S. 18
- 34 LAS, *Lebensrückblick*, S. 288
- 3J *dass.*, S. 289
- 36 *dass.*, S. 32
- 37 *dass.*, S. 289
- 38 *dass.*, S. 35
- 39 *dass.*, S. 289 f.
- 40 *dass.*, S. 289
- 41 *dass.*, S. 33
- 42 *dass.*, S. 290
- 43 LAS, *Ruth*, Stuttgart 1895, S. 230
- 44 Leroy – Beaulieu, *The Empire*, S. 220
- 45 LAS, *Lebensrückblick*, S. 291
- 46 *Merian*, H. 8, XI (Zürich)
- 47 LAS, *Lebensrückblick*, S. 312
- 48 *dass.*, S. 47
- 49 *Memoirs of Malwida von Meysenbug: Rebel in Bombazine*, New York 1936,  
Vorwort
- 50 *dass.*, Vorwort
- 51 Erich Podach, *Friedrich Nietzsche und Lou Salomé: Ihre Begegnung 1882*,  
Zürich 1937, S. 13 5
- 52 LAS, *Lebensrückblick*, S. 93
- 53 Alfred Baeumler, *Friedrich Nietzsche in seinen Briefen und Berichten der  
Zeitgenossen*, Leipzig 1932, S. 140
- 54 Paul Réé, *Philosophie* (Nachgelassenes Werk), Berlin 1903, S. 130
- 55 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 135 f.
- 56 LAS, *Lebensrückblick*, S. 95

## ZWEITER TEIL: ADLER UND SCHLANGE 1882/83

- 1 Rainer Maria Rilke, *Auguste Rodin*, Leipzig 1930, S. 7
- 2 Elisabeth Förster-Nietzsche, *Das Leben Friedrich Nietzsches*, Leipzig 1922,  
passim

- 3 *Friedrich Nietzsches Briefe an Mutter und Schwester*, Leipzig 1926, passim
- 4 Stefan Zweig, *Baumeister der Welt*, Wien-Leipzig-Zürich 1936, S. 332
- 5 LAS, *Friedrich Nietzsche in seinen Werken*, Wien 1894, S. 119
- 6 Friedrich Nietzsche, *Werke*, Hrsg. v. Karl Schlechta, München 1956, 3. Bd., S.1179
- 7 *Friedrich Nietzsches Briefe an Peter Gast*, Leipzig 1924, S. 87
- 8 LAS, *Lebensrückblick*, S. 305
- 9 Friedrich Nietzsches *Werke*, Taschenausgabe, Leipzig 1922, Bd. VI, S. 410
- 10 *Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck*, Hrsg. von R. Oehler u. C. A. Bernoulli, Leipzig 1915, S. 171
- 11 Nietzsches *Werke*, Taschenausgabe, Bd. VI, S. 378
- 12 *dass.*, S. 381
- 13 *Nietzsches Briefe an Gast*, S. 91
- 14 LAS, *Lebensrückblick*, S. 305
- 15 *dass.*, S. 98
- 16 *dass.*, S. 96
- 17 *dass.*, S. 99
- 18 LAS, *Nietzsche*, S. 11 f.
- 19 *Nietzsches Briefe an Mutter und Schwester*, 2. TL, S. 486-488
- 20 LAS, *Lebensrückblick*, S. 47
- 21 *dass.*, S. 100
- 22 *dass.*, S. 308
- 23 *dass.*, S. 307
- 24 August 1882, p. M.
- 25 *Nietzsche Archiv*, N. V, 8, S. 35
- 26 Nietzsches *Werke*, Taschenausgabe, Bd. VII, S. 98
- 27 LAS, *Nietzsche*, S. 84 f.
- 28 C. A. Bernoulli, *Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche: Eine Freundschaft*, Jena 1908, 1. Bd., S. 337
- 29 *dass.*, S. 337
- 30 *Nietzsches Briefe an Gast*, S. 87
- 31 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 137
- 32 Baeumler, *Nietzsche*, S. 263 f.
- 33 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 138
- 34 10. Nov. 1882, p. M.
- 35 *Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck*, S. 173
- 36 Nietzsche, *Werke*, Hrsg. von Schlechta, Bd. III, S. 1182
- 37 Baeumler, *Nietzsche*, S. 267 f.
- 38 LAS, *Lebensrückblick*, passim
- 39 *Nietzsches Briefe an Gast*, S. 89
- 40 E. Newman, *The Life of Richard Wagner*, New York 1946, 4. Bd., S. 612

- 41 Erich Podach, *Deutsche Rundschau*, 1958, S. 364 f., Zitat aus dem Brief der Elisabeth Förster-Nietzsche vom 24.9. bis 2.10.1882
- 42 *dass.*
- 43 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 141 f.
- 44 *dass.*, S. 144 f.
- 45 *Nietzsches Briefe an Gast*, S. 93
- 46 *dass.*, S. 94
- 47 *dass.*, S. 9J
- 48 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 144
- 49 LAS, *Im Kampf um Gott*, Leipzig-Berlin 1885, S. 130
- 50 *dass.*, S. 176
- 51 LAS, *Lebensrückblick*, S. 47
- 52 *dass.*, S. 313
- 53 *dass.*, passim
- 54 Sept. 1882, p. M.
- 55 Sept. 1882, p. M.
- 56 Nietzsche, *Werke*, Hrsg. v. Schlechta, Bd. III, S. 1188
- 57 *Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck*, S. 175-177
- 58 Nietzsche, *Werke*, Hrsg. v. Schlechta, Bd. III, S. 1189 f.
- 59 *Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck*, S. 178
- 60 *Nietzsches Briefe an Gast*, S. 99
- 61 Baeumler, *Nietzsche*, S. 268 f.
- 62 LAS, *Im Kampf um Gott*, S. 88
- 63 LAS, *Lebensrückblick*, S. 315 f.
- 64 Josef Hofmiller, *Süddeutsche Monatshefte* II, 1931, S. 104
- 65 *Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck*, S. 178
- 66 *dass.*, S. 184
- 67 Nietzsche, *Werke*, Hrsg. v. Schlechta, Bd. III, S. 1195
- 68 Nov. 1882, p. M.
- 69 *Nietzsche Archiv*, N, VI, 1, S. 59 f.
- 70 *dass.*, S. 192
- 71 *dass.*, S. 83 f., 86
- 72 *dass.*, S. 106 f.
- 73 *dass.*, M, III, 3, S. 18 f.
- 74 *dass.*, N, VI, 1, S. 120
- 75 Nietzsche, *Werke*, Hrsg. v. Schlechta, Bd. III, S. 1196
- 76 *Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck*, S. 185
- 77 Basel, 17. März 1883, p. M.
- 78 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 73
- 79 LAS, *Lebensrückblick*, S. 318
- 80 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 158

- 81 *Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck*, S. 196
- 82 *dass.*, S. 196
- 83 *Nietzsches Werke*, Taschenausgabe, Bd. VII, S. XXIX
- 84 *dass.*
- 85 *dass.*, S. XXIX
- 86 *dass.*, S. 13
- 87 *dass.*, S. 16
- 88 *Nietzsches Briefe an Gast*, S. 89
- 89 *Nietzsches Werke*, Taschenausgabe, Bd. VII, S. 40
- 90 *dass.*, S. 51
- 91 *dass.*, S. 78
- 92 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 92
- 93 *Nietzsches Werke*, Taschenausgabe, Bd. VII, S. 78
- 94 *dass.*, S. 7J
- 95 Nietzsche, *Werke*, Hrsg. v. Schlechta, S. 1197
- 96 *Nietzsches Werke*, Taschenausgabe, Bd. VII, S. 81
- 97 *dass.*, S. 82
- 98 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 92
- 99 *dass.*, S. 151
- 100 *Nietzsches Werke*, Taschenausgabe, Bd. VII, S. 96
- 101 *dass.*, S. 93
- 102 *dass.*, S. IX
- 103 Bernoulli, *Overbeck und Nietzsche*, Bd. I, S. 338
- 104 Hofmiller, *Monatshefte*, S. 107
- 105 *dass.*, S. 104
- 106 *Nietzsches Werke*, Taschenausgabe, Bd. VI, S. 293
- 107 Bernoulli, *Overbeck und Nietzsche*, Bd. I, S. 339
- 108 *dass.*, S. 341
- 109 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 87
- 110 *Nietzsches Briefe an Mutter und Schwester*, S. 323
- 111 LAS, *Im Kampf um Gott*, S. 300

### **DRITTER TEIL: JAHRE DER WILDENTE 1883-1897**

- 1 Ende 1882, p. M.
- 2 *dass.*
- 3 LAS, *Lebensrückblick*, S. 107
- 4 *dass.*, S. 326
- 5 Ende 1882, p. M.
- 6 *dass.*

- 7 LAS, *Lebensrückblick*, S. no
- 8 März 1883, p. M.
- 9 LAS, *Im Kampf um Gott*, S. 5
- 10 *dass.*, S. 5
- 11 *dass.*, S. 6
- 12 *dass.*, S. 21
- 13 *dass.*, S. 28
- 14 *dass.*, S. 307
- 15 *dass.*, S. 183
- 16 *dass.*, S. 205
- 17 *dass.*, S. 24 ï
- 18 *dass.*, S. 58
- 19 *dass.*, S. 62
- 20 *dass.*, S. 73
- 21 *dass.*, S. 77
- 22 *dass.*, S. 83
- 23 *dass.*, S. 138
- 24 *dass.*, S. 140
- 25 *dass.*, S. 151
- 26 *dass.*, S. 242
- 27 *dass.*, S. 247
- 28 *dass.*, S. 286
- 29 *dass.*, S. 303
- 30 *dass.*, S. 308
- 31 *dass.*, S. 313
- 32 LAS, *Lebensrückblick*, passim
- 33 Bernoulli, *Overbeck und Nietzsche*, Bd. II, S. 97
- 34 *dass.*, S. 97
- 35 Rée, *Philosophie*, S. 195
- 36 LAS, *Lebensrückblick*, S. 114 f.
- 37 *dass.*, S. 11 j
- 38 H. Lommel, *Erinnerungen an Friedrich Carl Andreas und Lou Andreas-Salomé*, unveröffentlicht, S. 7
- 39 LAS, *Lebensrückblick*, S. 260
- 40 p. M.
- 41 Poul Bjerre, p. M.
- 42 LAS, *Lebensrückblick*, S. 268
- 43 Lommel, p. M.
- 44 Lommel, *Erinnerungen*, S. 3
- 45 LAS, *Hendrik Ibsens Frauengestalten*, Jena 1892, S. 3

- 46 LAS, *Hendrik Ibsens Frauengestalten*, S. 141
- 47 LAS, *Lebensrückblick*, S. 260
- 48 *dass.*, S. 268
- 49 *Freie Bühne für Modernes Leben*, 1. Heft, 29. 1. 1890, Vorwort
- 50 Ernst Seiffahrt, *Freie Bühne*, 2. Heft, 1891, S. 165 f.
- 51 Theodor Heuss, *Lou Andreas-Salomé*, Der Kunstwart, 1908, S. 12
- 52 LAS, *Vom Kunststaffekt*, Die Zukunft, 27. Bd., 1899, S. 396
- 53 Hermann Bahr in *Gerhart Hauptmann, Leben und Werk, Gedächtnisausstellung zum 100. Geburtstag*, Stuttgart 1962, S. 5 5
- 54 Julius Hart in *Hauptmann, Leben und Werk*, S. 47
- 55 LAS, *Lebensrückblick*, S. 333
- 56 Gerhart Hauptmann, *Einsame Menschen*, Ges. Werke, 3. Bd., Berlin 1910, S. 218
- 57 *dass.*, S. 105
- 58 LAS, *Ein holländisches Urteil über moderne deutsche Dramen*, Freie Bühne, 3. Juni 1891, S. 671
- 59 Ellen Delp, p. M.
- 60 LAS, *Gedanken über das Liebesproblem*, Neue Deutsche Rundschau, Bd. 11, 1900, S. 1019
- 61 Ilonka Schmidt Mackey, *Lou Salomé*, Paris 1956, S. 180
- 62 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 92
- 63 LAS, *Lebensrückblick*, S. 123
- 64 LAS, *Fenitschka. Eine Ausschweifung*, Stuttgart 1898, S. 40
- 65 *dass.*, S. 45
- 66 *dass.*, S. 65
- 67 *dass.*, S. 102
- 68 *dass.*, S. 103
- 69 *dass.*, S. 104
- 70 *dass.*, S. 113
- 71 *dass.*, S. 116
- 72 LAS, *Lebensrückblick*, S. 128
- 73 *dass.*, S. 129
- 74 LAS, *Ketzereien gegen die moderne Frau*, Die Zukunft, 26. Bd., 1899, S. 237 f.
- 75 LAS, *Das Haus*, Berlin 1919, S. 80
- 76 LAS, *Lebensrückblick*, S. 344
- 77 LAS, *Menschenkinder*, Stuttgart-Berlin 1902, zitiert Besprechung aus *Velha gen und Klasings Monatsheften*, Einband; auch in LAS, *Lebensrückblick*, S. 345
- 78 Helene Klingenberg, S. 237

## VIERTER TEIL: DICHTUNG UND LIEBE 1897-1901

1. E. M. Butler, *Rainer Maria Rilke*, Cambridge 1941, passim
- 2 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 9 f.
- 3 *dass.*, S. io
- 4 *dass.*, S. 508
- 5 *dass.*, S. 12
- 6 LAS, *Lebensrückblick*, S. 173
- 7 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 41
- 8 Rainer Maria Rilke, *Ges. Werke*, Bd. 1: *Erste Gedichte*, Leipzig 1928. S. 37
- 9 Rilke–Salomé, *Briefwechsel*, S. 119
- 10 LAS, *Jesus der Jude*, Neue Deutsche Rundschau, Bd. 7, 1896, S. 343
- 11 *dass.*, S. 347
- 12 *dass.*, S. 347
- 13 *dass.*, S. 349
- 14 *dass.*, S. 349
- 15 *dass.*, S. 3J1
- 16 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 9
- 17 Rainer Maria Rilke, *Sämtliche Werke*, Bd. III, Wiesbaden 1939, S. 790
- 18 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 238
- 19 *dass.*, S. 300
- 20 *dass.*, S. 301
- 21 Rilke, *Sämtl. Werke*, Bd. III, S. 146–148
- 22 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 14
- 23 *dass.*, S. 16
- 24 *dass.*, S. 17
- 25 *dass.*, S. 20
- 26 *dass.*, S. 22
- 27 *dass.*, S. 23
- 28 LAS, *Lebensrückblick*, S. 174
- 29 *dass.*, S. 176
- 30 *dass.*, S. 182
- 31 Rilke, *Sämtl. Werke*, Bd. III, S. 177
- 32 *dass.*, S. 391
- 33 Rainer Maria Rilke, *Tagebücher aus der Frühzeit*, Leipzig 1942, S. 18
- 34 *dass.*, S. 26
- 35 Rilke, *Sämtl. Werke*, Bd. III, S. 617
- 36 *dass.*, S. 239
- 37 *dass.*, S. 243

- 38 Rilke, *Tagebücher aus der Frühzeit*, S. 74  
39 Eudo C. Mason, 17. Dez. 1958, p. M.  
40 Rilke, *Tagebücher aus der Frühzeit*, S. 118 f.  
41 *dass.*, S. 87  
42 *dass.*, S. 87  
43 *dass.*, S. 89  
44 *dass.*, S. 91 f.  
43 *dass.*, S. 114  
46 *dass.*, S. 117  
47 *dass.*, S. 136 f.  
48 *dass.*, S. 138 f.  
49 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 139 f.  
50 Butler, *Rilke*, S. 95  
51 Rilke, *Sämtl. Werke*, Bd. I, Wiesbaden 1955, S. 313  
52 Rainer Maria Rilke, *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit*, Leipzig 1933, S. 420  
53 Rilke, *Sämtl. Werke*, Bd. III, S. 660  
34 *dass.*, Bd. I, S. 327  
33 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 42  
36 LAS, *Ma. Ein Porträt*, Stuttgart-Berlin 1901, S. 11  
37 Boris Pasternak, *Gedichte, Erzählungen, Sicherer Geleit*, Frankfurt 1939, S. 117  
38 Rilke, *Tagebücher aus der Frühzeit*, S. 282  
39 Hermann Pongs, *Dichtung und Volkstum*, yj. Bd., 1936, S. 109  
60 Sophie Brutzer, *Rilkes Russische Reisen*, Stallupönen 1934, S. 104 f.  
61 LAS, *unveröffentl. Russisches Tagebuch*, S. 8 f., p. M.  
62 *dass.*, S. 30, p. M.  
63 LAS, *Lebensrückblick*, S. 90  
64 Rilke, *Tagebücher aus der Frühzeit*, S. 233 f.  
63 *dass.*, S. 234  
66 *dass.*, S. 313  
67 LAS, *unveröffentl. Russisches Tagebuch*, S. 36, p. M.  
68 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 38  
69 LAS, *Lebensrückblick*, S. 183 f.  
70 Podach, *Nietzsche und Salomé*, S. 93  
71 LAS, *unveröffentl. Russisches Tagebuch*, p. M.  
72 Butler, *Rilke*, S. 60  
73 LAS, *unveröffentl. Russisches Tagebuch*, S. 76 f., p. M.  
74 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 37–39  
73 Rilke, *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit*, S. 34  
76 *dass.*, S. 66

- 77 Rilke, *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit*, passim  
78 LAS, *unveröffentl. Russisches Tagebuch*, Nachbericht, p. M.  
79 Rilke, *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit*, S. 93  
80 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 42 f.  
81 Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis, *Briefwechsel*, Zürich-  
Wiesbaden 1951, 2. Bd., S. 638  
82 Rilke, *Sämtl. Werke*, Bd. I, S. 655 f.  
83 LAS, *Rilke*, S. 15  
84 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 45  
85 *dass.*, S. 58  
86 *dass.*, S. 64  
87 *dass.*, S. 66  
88 *dass.*, S. 51  
89 *dass.*, S. 92  
90 *dass.*, S. 92  
91 *dass.*, S. 359  
92 *dass.*, S. 253  
93 *dass.*, S. 259  
94 *dass.*, S. 262  
95 *dass.*, S. 577  
96 Rilke, *Sämtl. Werke*, Bd. II, Wiesbaden 1956, S. 39  
97 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 333  
98 *dass.*, S. 338  
99 LAS, *Rilke*, S. 72  
100 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 370  
101 *dass.*, S. 373  
102 *dass.*, S. 378  
103 *dass.*, S. 380  
104 LAS, *Rilke*, S. 40  
105 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 385  
106 *dass.*, S. 388  
107 Loulou Albert-Lazard, *Wege mit Rilke*, Frankfurt 1952, S. 56  
108 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 392  
109 *dass.*, S. 269  
110 Rilke, *Sämtl. Werke*, Bd. I, S. 699  
111 LAS, *Rilke*, S. 83  
112 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 393  
113 *dass.*, S. 398  
114 *dass.*, S. 402, 404  
115 *dass.*, S. 409  
116 *dass.*, S. 412

- 117 Rilke-Salomé, *Briefwechsel*, S. 620  
 118 *dass.*, S. 426  
 119 *dass.*, S. 620  
 120 *dass.*, S. 467, 469  
 121 *dass.*, S. 471  
 122 *dass.*, S. 498  
 123 *dass.*, S. 500  
 124 *dass.*, S. 503  
 125 *dass.*, S. 640

### FÜNFTER TEIL: AUF DER SUCHE NACH EINER SEELE 1901-1937

- 1 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 50  
 2 LAS, *Lebensrückblick*, S. 331 f.  
 3 LAS an Broncia (Pineles) Koller, Schmargendorff, 22. Nov. 1896, p. M.  
 4 *dass.*, Nov. 1898, p. M.  
 5 LAS, *In der Schule bei Freud*, Hrsg. v. Ernst Pfeiffer, Zürich 1958, S. 286  
 6 LAS, *Im Zwischenland*, S. 249  
 7 *dass.*, S. 328, 331  
 8 LAS, *Die Erotik*, Frankfurt/Main 1910, S. 14  
 9 *dass.*, S. 39  
 10 LAS, *Lebensrückblick*, S. 40  
 11 19. Nov. 1958, p. M.  
 12 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 117 f.  
 13 p. M.  
 14 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 173  
 15 LAS, *Narzissmus als Doppelrichtung*, *Imago*, 7. Bd., Nr. 4, 1921, S. 366  
 16 LAS, *Psychosexualität*, *Zeitschrift für Sexualwissenschaft*, 1917, S. 10  
 17 Franz Schoenberner, p. M.  
 18 LAS, *Im Spiegel*, *Das Literarische Echo*, 15. Okt. 1911, S. 87 f.  
 19 LAS, *Mein Dank an Freud*, S. 109  
 20 p. M.  
 21 LAS, *In der Schule bei Freud*, S. 149-151  
 22 Ernest Jones, *The Life and Work of Sigmund Freud*, Hrsg. v. Lionel Trilling und Steven Marcus, New York 1961, S. 227  
 23 LAS, *Lebensrückblick*, S. 209  
 24 LAS, *In der Schule bei Freud*, S. 1 r  
 25 *dass.*, S. 11  
 26 *dass.*, S. 14  
 27 *dass.*, S. 88

- 28 LAS, *In der Schule bei Freud*, S. 261 f.  
 29 p. M.  
 30 LAS, *Im Kampfum Gott*, S. 130  
 31 Ellen Delp, p. M.  
 32 LAS, *In der Schule bei Freud*, S. 189  
 33 *dass.*, S. 189  
 34 *dass.*, S. 103  
 35 *dass.*, S. 133  
 36 Nietzsches *Werke*, Taschenausgabe, Bd. VII, S. 333  
 37 LAS, *In der Schule bei Freud*, S. 233  
 38 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 377  
 39 *dass.*, S. 379  
 40 LAS, *Vom frühen Gottesdienst*, *Imago*, 2. Bd., Nr. 5, 1913, S. 466  
 41 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 486  
 42 Prof. Ewig, 27. Okt. 1958, p. M.  
 43 LAS, *Der Teufel und seine Grossmutter*, Jena 1922, S. 44  
 44 *dass.*, S. 49  
 45 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 484  
 46 *dass.*, S. 455  
 47 *dass.*, S. 462  
 48 LAS, *Lebensrückblick*, S. 213  
 49 Albert-Lazard, *Wege mit Rilke*, S. 57  
 50 LAS, *In der Schule bei Freud*, S. 87 f.  
 51 LAS, *Die Erotik*, S. 25 f.  
 52 LAS, *Mein Dank an Freud*, S. 47  
 53 *dass.*, S. 76  
 54 *dass.*, S. 77  
 55 *dass.*, S. 78  
 56 *dass.*, S. 60  
 57 *dass.*, S. 65  
 58 *dass.*, S. 66  
 59 *dass.*, S. 79  
 60 *dass.*, S. 82  
 61 *dass.*, S. 83  
 62 LAS, *Rilke*, *passim*  
 63 LAS, *Mein Dank an Freud*, S. 109  
 64 LAS, *Lebensrückblick*, S. 360  
 65 *dass.*, S. 360  
 66 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 462  
 67 *dass.*, *passim*  
 68 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 368 f.

- 69 LAS, *Lebensrückblick*, S. 379  
70 p. M.  
71 p. M.  
72 Viktor von Weizsäcker, *Natur und Geist. Erinnerungen eines Arztes*, Göttingen 1955, S. 186  
73 LAS, *Lebensrückblick*, passim  
74 *dass.*, S. 9  
75 Rilke, *Sämtl. Werke*, Bd. II, S. 257  
76 p. M.  
77 Dieter Bassermann, *Der späte Rilke*, München 1947, S. 465  
78 Rilke – Salomé, *Briefwechsel*, S. 505  
79 LAS, *Mein Dank an Ereud*, S. 14  
80 LAS, *Lebensrückblick*, S. 386

## PERSONENREGISTER

- Adler, Alfred: 269 f. 284  
Albert-Lazard, Loulou: 242 f. 284  
Alexander L, Zar von Russland: 18 49  
Alexander IL, Zar von Russland:  
18 24 30 f. 51 177  
Altenberg, Peter: 182  
Andreas, Friedrich Carl: 7 137 151  
153-163 167 f. 174 176 183 199 ff.  
203 f. 210 ff. 214 216 f. 220 f. 249  
252 f. 258-261 288 f. 295 299  
Bäumer, Gertrud: 125 292  
Bang, Hermann: 177  
Baumgartner: 51  
Becker (-Modersohn), Paula:  
232-23S 238  
Beer-Hofmann, Richard: 182 283  
Biedermann, Alois: 46 51 f. 60  
Bismardc, Otto von: 36 98 139 157  
Bjerre, Poul: 11 f. 264 266 ff. 273  
Bölsche, Wilhelm: 170  
Bonnet, Jules: 86 f.  
Bopp, Franz: 163  
Brahm, Otto: 169 f.  
Brahms, Johannes: 49  
Brandes, Georg: 155  
Breughel, Pieter: 245  
Buber, Martin: 8 11 254  
Bülow, Frieda von: 181 f. 189 191  
201 216 250  
Butler, E.M.: 11 f. 207 214 233  
Carnot, Lazare: 177  
Conrad, Michael Georg: 189 196 f.  
Corneille, Pierre: 41  
Dalton, Pastor: 37 ff. 43  
Darwin, Charles: 172  
Dehmel, Richard: 170  
Delp, Ellen: 11 208 244 268 271  
273 284 291  
Descartes, René: 41  
Deussen, Paul: 138  
Diederichs, Eugen: 261  
Dostojewskij, Fjodor Michailowitsch:  
17 171 211 214 263  
Dreyfus, Alfred: 177  
Droschin, Spiridon: 220 229  
Dumas, Alexandre: 49  
Ebbinghaus, Hermann: 137 f.  
Ebner-Eschenbach, Marie von: 8 182  
Endell, August: 189 201  
Ewig, Wilhelm: 11  
Fausbøll, Viggo: 155  
Fichte, Johann Gottlieb: 41 49  
Förster, Bernard: 98 ff.  
Förster-Nietzsche, Elisabeth,  
s. Nietzsche, Elisabeth  
Fofanov, Konstantin: 220  
Frederiks, Baron: 30  
Freud, Anna: n 283 288  
Freud, Sigmund: 7 f. 11 29 130  
182 ff. 240 249 253 f. 257 261 f.  
264-278 280 f. 283-289 292 297 f.  
Froebel, Friedrich: 34  
Ganghofer, Ludwig: 197  
Garibaldi, Guiseppe: 34  
Garschin, Wsewolod Michailowitsch:  
236  
Gast, Peter: 74 89 93 110 112 117  
120 123  
Gebaattel, Victor von: 11 273  
Gillot, Hendrik: 33 f. 38-48 30 f.  
33 61 73 f. 133 f. 174 176 f. 183  
212 219 231 266 291  
Goethe, Johann Wolfgang von:  
12 49 144 173 263 281 293  
Goldberg, Lea: 11  
Grimm, Jakob: 163  
Haeckel, Ernst: 172

- Halbe, Max: 170 189  
Hamsun, Knut: 177  
Harden, Maximilian: 169 f.  
Hart, Heinrich und Julius: 142 170  
Hattingberg, Magda von: 241  
Hauptmann, Carl: 170  
Hauptmann, Gerhart: 8 170-173  
177 234 f.  
Heidegger, Martin: 297  
Heine, Heinrich: 67 73  
Heller, Ludwig: 139  
Herzen, Alexander Iwanowitsch: 54  
Herzen, Olga: 34  
Hitler, Adolf: 8 293  
Hölderlin, Friedrich: 16  
Hofmannsthal, Hugo von: 182 f.  
Holz, Arno: 170  
Huch, Ricarda: 8 292  
Hüter, Ludwig: 138 f.  
Hugo, Victor: 49  
Ibsen, Henrik: 8 163 167-170 174  
177  
Jaspers, Karl: 297  
Joukowsky, Graf: 97-100  
Joyce, James: 49  
Jung, Carl Gustav: 266 269 284  
Kant, Immanuel: 41 61  
Key, Ellen: 264  
Keyserling, Eduard Graf: 189  
Kierkegaard, Sören: 41 218 297  
Kinkel, Gottfried: 31 53 f. 37  
Kippenberg, Anton: 197  
Klein, Frau: 11  
Klingenberg, Helene: 9 181  
Klinger, Max: 180  
König, Josef: 11 297 299  
Koller, Broncia, s. Pineles  
Koller, Sylvia: 11 231  
Kollwitz, Käthe: 261  
Kossuth, Ludwig von: 34  
Krüger, Therese: 177  
Kühnel, Gottfried: 11  
326 Lang, Marie: 184  
Langen, Albert: 177  
La Rochefoucauld, François: 36  
Ledebour, Georg: 160 173 183 282  
Leibniz, Gottfried Wilhelm: 41  
Lenin, Wladimir Iljitsch: 49  
Lentz, Wolfgang: 11  
Lermontow, Michail Jurjewitsch: 18  
220  
Lommel, Hermann: 11  
Mackay, John Henry: 170  
Maeterlinck, Maurice: 177  
Mann, Thomas: 49 f.  
Mason, Eudo C.: 12 207 f.  
Mazzini, Giuseppe: 34  
Meidl, Josef: 11  
Meiningen, Prinzessin von: 216  
Merk, Johann Heinrich: 140  
Meysenbug, Malwida von: 33-62  
64 69 f. 73 ff. 79 86 90 f. 93 93  
97 106 118 127 136 139 f. 176  
Modersohn, Otto: 233 235  
Mozart, Wolfgang Amadeus: 49  
Nemethy, Gräfin: 178  
Nietzsche, Elisabeth: 68 f. 71 73  
78 ff. 89-94 96-99 101-106  
109 ff. 121 124 ff. 128 f. 141 176  
268 289 293 f.  
Nietzsche, Friedrich: 8 10 33 f. 58 f.  
64 67-131 137 f. 144 148 ff. 138  
170 174 176 183 204 211 218 f.  
228 234 239 263 267 f. 271 283 f.  
290 ff. 293 ff.  
Nikolaus L, Zar von Russland: 18  
Overbeck, Familie: 84 f. 88 92 xio  
112 117f. 120 122 f. 123 127 ff.  
Pascal, Blaise: 41  
Pasternak, Boris: 213 222 f.  
Pasternak, Leonid: 213 213 222 f.  
Peters, Karl: 181 f.  
Pfeiffer, Ernst: 10 f. 83 298 f.  
Pineles (Koller), Broncia: 184 f. 203  
227 249 231 f.  
Pineles (Zemek), Friedrich: 11 184 f.  
203 205 227 249-233 238 260 f.  
264

Podach, Erich: 296 298  
 Puschkin, Alexander Sergejewitsch:  
   18 214  
 Rank, Otto: 283  
 Rathenau, Walter: 261  
 Réé, Georg: 128 141  
 Réé, Paul: 55 f. 58-64 67 70 ff.  
   75-79 81-96 100 102 104 109-116  
   118 ff. 122 124-129 135-142 144 149  
   ff. 153 158 170 176 183 f. 211 250  
   252 264 284 297  
 Reinhardt, Max: 261  
 Reventlow, Gräfin: 207  
 Riedel, Karl: m  
 Rilke, Rainer Maria: 8 10 ff. 17 184  
   189 f. 192-201 203-246 249 f.  
   253 258 ff. 264 276 278 f. 282  
   284 287 ff. 291 f. 294 296 f.  
 Rodin, Auguste: 205 239 f.  
 Rolland, Romain: 56  
 Rousseau, Jean-Jacques: 41 293  
  
 Salomé, Alexander von: 23 f.  
 Salomé, André: 17  
 Salomé, Eugen von: 23 f. 88 182  
 Salomé, Gustav von: 16 18 ff. 23 f.  
   28 30 33 f. 37 42 49 159 230  
 Salomé, Louise von: 16 18 ff. 32 34 37  
   42 f. 46 f. 49 ff. 53 61 ff. 72 75 77 f.  
   81-84 88 91 107 122 127 141  
 Salomé, Robert von: 23 f.  
 Salten, Felix: 182  
 Sascha s. Salomé, Alexander von  
 Sassulitsch, Vera: 31  
 Schill, Sofia Nikolajewna: 213 229  
 Schiller, Friedrich von: 41  
 Schlechta, Karl: 11  
 Schlegel, Friedrich: 49  
 Schlenther, Paul: 169  
 Schnitzler, Arthur: 182 f.  
 Schoenberner, Franz: 11 280 295  
 Scholz, Wilhelm von: 197  
 Schopenhauer, Arthur: 41 58 f.  
 Schurz, Karl: 54  
  
 Sieber, Carl: 296  
 Sieber-Rilke, Ruth: 296  
 Spinoza, Baruch de: 274  
 Ssawely: 177 180 f. 184  
 Staël, Madame de: 49  
 Stein, Heinrich von: 89  
 Stekel, Wilhelm: 269  
 Stettenheim, Julius («Wippchen»): 169  
 Strindberg, August: 8 170 177  
 Tausk, Victor: 265 273-276  
 Thienemann, Marie: 172 f.  
 Thomsen, Vilhelm Ludwig Peter: MS  
 Thorwaldsen, Bertel: 85  
 Tönnies, Ferdinand: 137  
 Tolstoi, Leo: 8 17 171 174 211 213 f.  
   222 ff.  
 Tolstoi, Nikolai: 229  
 Trampedach, Mathilde: 71  
 Trenckner: 155  
 Trubetzkoi, Paul: 213  
 Tschechow, Anton Pawlowitsch: 220  
 Tschernischewski, Nikolai Gawriilo-  
   witsch 33  
  
 Uhland, Ludwig: 49  
 Ullmann, Regina: 244  
  
 Vogeler, Heinrich: 232 ff.  
 Volta, Alessandro: 49  
 Voltaire: 41 56  
  
 Wagner, Cosima: 87  
 Wagner, Richard: 8 49 54 ff. 69 f.  
   75 84 87 94 96 98 ff. 101  
 Wassermann, Jacob: 189E  
 Weber, Carl Maria von: 49  
 Wedekind, Frank: 8 177 f. 189  
 Wedekind, Tilly: 11  
 Weizsäcker, Victor von: 292  
 Westergaard, Niels Ludwig: 155  
 Westhoff, Clara: 232-235 239 244  
 Wille, Bruno: 169 f.  
 Wilm, Louise, s. Salomé, Louise von  
 Wolzogen, Ernst von: 189  
  
 Zemek, s. Pineles, Friedrich

## **INHALT**

Vorwort	7
---------	---

### **ERSTER TEIL**

#### **EINE KINDHEIT IN RUSSLAND**

**1861-1880**

1. Die Salomé's von St. Petersburg	15
2. Zwischen Tag und Traum	27
3. Gott und Gillot	36
4. Von Zürich nach Rom	49

### **ZWEITER TEIL**

#### **ADLER UND SCHLANGE**

**1882/83**

5. Wer Wind säet...	67
6. Das Geheimnis von Monte Sacro	81
7. Das Tautenburger Idyll	88
8. Wiedersehen und Abschied	109
9. Die Geburt des Zarathustra	117

**DRITTER TEIL**  
**JAHRE DER WILDENTE**  
**1883-1897**

10.	Bruder Rée	135
11.	Andreas	153
12.	Der Weg in die Freiheit	165
13.	Die Emanzipation des Fleisches	176

**VIERTER TEIL**  
**DICHTUNG UND LIEBE**  
**1897-1901**

14.	«Meine Schwester, liebe Braut»	189
15.	Gott in Russland	204
16.	Tragische Schuld	220
17.	Epilog zu einer Liebe • Kunst und Leben	238

**FÜNFTER TEIL**  
**AUF DER SUCHE NACH EINER SEELE**  
**1901-1937**

18.	Vor der Begegnung mit Freud	249
19.	Unter den Teufelsaustreibern	262
20.	Lous Dank an Freud	284

## ANHANG

Nachwort	303
Die Schriften von Lou Andreas-Salomé	305
Quellennachweise	311
Personenregister	325